

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS



UNIVERSITAS
OSTRAVIENSIS
Facultas Philosophica

STUDIA GERMANISTICA

ČÍSLO 3



ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS



UNIVERSITAS
OSTRAVIENSIS
Facultas Philosophica

STUDIA GERMANISTICA

ČÍSLO 3

Recenzovali:

Dr. Horst Ehrhardt (Univerzita Erfurt)

Prof. Dr. Wolf Peter Klein (Univerzita Erfurt)

Prof. Dr. Werner Wegstein (Univerzita Würzburg)

Vědeční redaktoři:

Prof. Dr. Mechthild Habermann

Prof. Dr. hab. Marek Haľub

Prof. PhDr. Jiří Munzar, CSc.

Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.

Em. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf

Doc. PhDr. Pavla Zajícová, Ph.D.

Výkonná redakce:

Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.

Em. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf

Technický redaktor:

Mgr. Martin Mostýn

Obálka:

Mgr. Tomáš Rucki

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta jako sborník OU č. 243/2008

© Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta, Ostrava 2008

ISBN 978-80-7368-631-4

ISSN 1803-408X

Inhalt

Vorwort	5
Einleitend: Erinnerung an zwei wichtige Jubiläen Lenka VAŇKOVÁ	7
Zu einigen Triebkräften der Sprachmischung in den frühneuhochdeutschen Mundarten Mährens Zdeněk MASAŘÍK	11
Welttexte und Textwelten Norbert Richard WOLF	23
<i>SPRACHWISSENSCHAFT:</i>	
Onomastisches und Onomasiologisches zum Ausdruck von Exotik in Walter Moers ,Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär' André BOCHYNSKI	35
Wortbildungen mit Euroanglizismen Angelika FEINE	47
Frau ist schön und Mann ist stark. Wie soll ein einsprachiges Wörterbuch mit Phraseologismen umgehen? Eva HOFRICHTEROVÁ	59
Zum Problem der Definition: Interferenz oder Transfer? Martina IMIDER	73
Lexikalische Mittel zum Ausdruck von Exotik in Karl Mays ,Der Schatz im Silbersee' Robin LUKAS	81
Zu den Nominalisierungstendenzen im Sprachbereich der Wirtschaft (Einleitung) Martin MOSTÝN	91
Die heutige Tagespresse und ihre Textsorten. Teil II Gabriela RYKALOVÁ	107
Sprache determiniert Denken! Das Prinzip der Linguistischen Relativität am Beispiel des Raumbegriffes Tino SCHADE	117

Wortkreuzungen und ihre textuellen Leistungen Selma WEHRL	127
<i>DIDAKTIK:</i>	
Lese-Räume. Eine Untersuchung am Beispiel ausgewählter Schulbibliotheken Silvia NEUMAYER EL-BAKRI	147
<i>BUCHBESPRECHUNGEN:</i>	
Andreas Malessa: Kleines Lexikon religiöser Irrtümer. Von Abba bis Zölibat Eva Maria HRDINOVÁ	161
Ján Jambor: ‚Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts‘ Irena ŠEBESTOVÁ	165
Wolfgang Müller: Das Gegenwart-Wörterbuch. Ein Kontrastivwörterbuch mit Gebrauchshinweisen Martin ŠEMELÍK	168
Autorenverzeichnis	171

Vorwort

Mit dem Erscheinen der dritten Nummer werden die ‚Studia Germanistica‘ zu einem Periodikum: Ihr Ziel ist es nach wie vor, zum wissenschaftlichen Austausch beizutragen, und zwar nicht nur im nationalen, sondern auch im internationalen Rahmen. In diesem Jahr wurde der wissenschaftliche Redaktionsrat erweitert, an dessen Arbeit sich von nun an neben den bisherigen Redakteuren – doc. Lenka Vaňková (Ostrava) und Prof. Norbert Richard Wolf (Würzburg/Ostrava/Opava) – Prof. Mechthild Habermann (Erlangen), Prof. Marek Haľub (Wrocław), Prof. Jiří Munzar (Brno), doc. Pavla Zajícová (Ostrava) beteiligen. Es hat sich auch der Kreis der Rezensenten erweitert, zu dem Prof. Werner Wegstein (Universität Würzburg), Prof. Wolf Peter Klein und Dr. Horst Ehrhardt (Erfurt) gehören.

Im Jahre 2008 haben zwei bedeutende Germanisten – Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, Dr.Sc und Prof. Dr. Dr.h.c.mult. Norbert Richard Wolf – besondere Jubiläen gefeiert. Es ist eine große Ehre für unser Periodikum, dass sie ihre Abschiedsvorlesungen, die an zwei verschiedenen Instituten in feierlicher Atmosphäre gehalten worden sind, für die Publikation in dieser Nummer zur Verfügung gestellt haben. Sie werden durch kurze den Autoren gewidmete Kurzportraits eingeleitet.

Die meisten Beiträge dieser Nummer kommen aus dem Bereich der Sprachwissenschaft. Es wird hier die Forschungstätigkeit sowohl namhafter, erfahrener Kollegen/innen als auch der jungen Generation von Germanisten/innen der germanistischen Institute in Ostrava, Opava, Erfurt und Würzburg vorgestellt. Die Didaktik ist durch den Beitrag von Silvia Neumayer El-Bakri vertreten. Wie schon der zweite Band der Studia Germanistica beinhaltet auch diese Nummer Rezensionen.

Wir hoffen, dass auch dieser Band der ‚Studia Germanistica‘ Kolleginnen und Kollegen anregt, im kommenden Jahr Beiträge für das junge Periodikum zur Verfügung und zur Diskussion zu stellen. Gleichzeitig verstehen wir den Rezensionsteil als Diskussionsforum für die weiterführende Auseinandersetzung mit neuen Publikationen und neuen Thesen.

Im Dezember 2008

Die Redaktion

Einleitend: Erinnerung an zwei wichtige Jubiläen

Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, Dr.Sc.

Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, Dr.Sc., gehört zu den tschechischen Sprachwissenschaftlern, deren Name weit über die Grenzen unseres Landes bekannt ist. Aufgrund seiner wissenschaftlichen Arbeit genießt er Hochachtung in breiten wissenschaftlichen Kreisen, wobei aber auch seine organisatorische und pädagogische Tätigkeit nicht weniger wichtig und verdienstvoll ist.

Prof. Zdeněk Masařík wurde am 23. März 1928 im südmährischen Dorf Nemotice geboren. Ab 1949 studierte er Deutsch, Russisch und Musikwissenschaft in Brünn. Während seines Studienaufenthaltes in Leipzig gehörten bedeutende Germanisten wie Th. Frings und L. E. Schmitt zu seinen Lehrern. Im Jahre 1959 verteidigte er an der Karlsuniversität in Prag seine Dissertation ‚Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens‘ und im Jahre 1984 an der Humboldt-Universität in Berlin als Dissertation B die Arbeit ‚Die frühneuhochdeutsche Geschäftssprache in Mähren‘, auf deren Grundlage ihm der Titel Dr.Sc. verliehen wurde. Im Jahre 1983 wurde er mit dem Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Preis ausgezeichnet. Im Jahre 1986 wurde er zum Professor ernannt.

In seiner wissenschaftlichen Forschung konzentriert er sich besonders auf zwei Gebiete: die Entwicklung der deutschen Kanzleisprache in Mähren und kontrastiv angelegte deutsch-tschechische Studien. Der Entwicklung der deutschen Kanzleisprache in Mähren sind seine zwei Monographien ‚Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens‘ (1965) und ‚Die frühneuhochdeutsche Geschäftssprache in Mähren (1985) sowie zahlreiche in einheimischen und ausländischen Sammelbänden und Zeitschriften publizierte Artikel gewidmet, die wesentlich zur Erforschung des Deutschen in den „Randgebieten“ sowie zur Erhellung der Frage der Mundartmischung in Mähren beigetragen haben. Sie dienen zugleich oft als Vorbild und methodologische Grundlage für weitere Forscher.

Im Bereich seines zweiten Spezialgebiets widmet er sich vor allem den Ausdrucksmitteln der Modalität im Deutschen im Vergleich mit dem Tschechischen und den Partikeln in beiden Sprachen. In beiden Forschungsbereichen gehört er zu den Vorreitern, deren Werke häufig in der Fachliteratur zitiert werden.

Zeit seines Lebens ist Prof. Zdeněk Masařík mit der Philosophischen Fakultät in Brünn verbunden, wo er mehr als 20 Jahre das Institut für Germanistik und Nordistik leitete, daneben auch als Prodekan tätig war. Er war Begründer der Reihe ‚Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik‘ (BBGN) und jahrelang auch ihr leitender wissenschaftlicher Redakteur. Als eine seiner wichtigsten Aufgaben erachtet er die Betreuung von Doktoranden, denen er als Vorsitzender des Fachrates für germanistische Linguistik viel Zeit und Aufmerksamkeit widmet.

Seit den 90er Jahren beteiligt sich Prof. Zdeněk Masařík intensiv am Aufbau der Germanistik der Schlesischen Universität in Opava und gleichzeitig an der Entwicklung der Germanistik an der Universität Ostrava. Mit unermüdlicher Energie hilft er mit Rat und Tat, wo es notwendig ist: nicht nur in der Lehre, sondern auch bei der Vorbereitung der Studienprogramme sowie bei der Ausbildung einer neuen Generation von Wissenschaftlern. Dank seinen Erfahrungen und Impulsen konnten sich die jungen germanistischen Institute bald auch im Forschungsbereich durchsetzen. Seine reichen Auslandskontakte waren die Ausgangsbasis für die Entwicklung von Partnerschaftsbeziehungen, die sich auf den Werdegang der Institute sehr positiv auswirken.

Wir, seine Kollegen, nehmen Zdeněk Masařík aber nicht nur als Wissenschaftler wahr, sondern vor allem als Menschen, an den man sich jederzeit mit seinen Sorgen und Problemen wenden kann. Mit seiner Ausstrahlung, die von Lebensoptimismus und Vitalität geprägt ist, bleibt er für uns immer ein großes Vorbild.

Im Frühling 2008 haben Germanisten aus dem In- und Ausland den 80. Geburtstag von Prof. Zdeněk Masařík in Form von zwei großen Tagungen gefeiert. Im März traf der Internationale Arbeitskreis „Kanzleisprachenforschung“ zu Ehren von Prof. Zdeněk Masařík in Olmütz zusammen. Im Namen von Germanisten aus Deutschland, Österreich, Rumänien, Polen, der Slowakei wurde in der feierlichen Atmosphäre des Olmützer Konvikts die Laudatio von Prof. Dr. Albrecht Greule vorgetragen.

Zum Anlass des bedeutenden Lebensjubiläums von Prof. Zdeněk Masařík fand im Mai im malerischen Telč die Tagung des Tschechischen Germanistenverbandes statt. Im Jahre 1999 hat Prof. Zdeněk Masařík die Gründung dieses Verbandes initiiert und ihn bis 2004 als sein erster Vorsitzender geleitet. Die Tagung in Telč, bisher das größte Zusammentreffen von tschechischen Germanisten, hat bewiesen, dass seine Ideen, die zur Gründung des Germanistenverbandes führten – Kooperation und Meinungs austausch zwischen den einzelnen germanistischen Instituten in Forschung und Lehre – Realität werden. Auf der Tagung fügten wir deshalb unseren herzlichen Glückwünschen zum Geburtstag unseres Ehrenvorsitzenden unseren großen Dank für alles bei, was er für die tschechische Germanistik geleistet hat.

Veröffentlichungen von Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, DrSc. (1999-2008)

Als Ergänzung der Bibliografie von Z. Masařík, die in BBGN publiziert wurde (in BBGN, Bd. VI, Brno 1988 ist die vollständige Bibliographie von 1954-1988 zu finden, in BBGN, Bd. XII, Brno 1998 die vollständige Bibliographie von 1989-1998), werden hier die Werke des letzten Jahrzehnts angeführt:

- (1999) (Rez.): *Eine Ostrauer Monographie. Lenka Vaňková, Die frühneuhochdeutsche Kanzleisprache des Kuhländchens.* (Sprache, System, Tätigkeit, Bd. 27), Frankfurt am Main: Peter Lang 1999, In: *Zblizenia Polska Niemcy / Annäherungen Polen Deutschland*, 25/1, 2000, S. 125-127.
- (2001): „Die Erforschung der frühneuhochdeutschen Kanzleisprache in Mähren. Ergebnisse und Ausblick“, in: A. Greule (Hrsg.): *Deutsche Kanzleisprachen im europäischen Kontext.* Beiträge zu einem internationalen Symposium an der Universität Regensburg, 5.-7. Oktober 1999, S. 76-85.
- (2005): zusammen mit Vlastimil Brom: *Historische Entwicklung des Deutschen: Übersichtstabellen-Kommentare-Textproben.* MU Brno 2005, 128 S.
- (2005): 1. Libuše Spáčilová – Vladimír Spáčil: *Památná kniha Olomoucká z let 1430-1492, 1528 (Kodex Václava z Jihlavy).* Olomouc 2004. 611 S. 2. Lenka Vaňková: *Medizinische Fachprosa aus Mähren. Sprache – Struktur – Edition.* Wiesbaden 2004: 286 S. & 226 S. Edition. In: *Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik* 2005, S. 223-226.
- (2006): Lenka Vaňková – Gundolf Keil: *Mesuë und sein ‚Grabadin‘. Ein Standardwerk der mittelalterlichen Pharmazie. Edition – Übersetzung – Kommentar.* Ostrava, 2005. In: *Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*, R 11, 2006, S. 205-207.
- (2008): *Bemerkungen zur These des Prager Linguistischen Zirkels über die Problematik der Sprachbünde.* In: *Sprache: Deutsch.* FPF SU Opava 2008, S. 69-75.

Der hier publizierte Beitrag wurde im Rahmen der Abschiedsfeier in Opava vorgetragen.

Em. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf

Am 8. Februar 2008 hielt Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf aus Anlass seiner Emeritierung in der Würzburger Neubaukirche seine Abschiedsvorlesung. In feierlicher Atmosphäre vor einem vollen Auditorium hatten zuvor der Rektor der Universität Würzburg, seine Kollegen und Vertreter der Auslandsgermanistik die Verdienste von N. R. Wolf auf dem Gebiet der Germanistik gewürdigt und ihm für sein persönliches Engagement für die Entwicklung dieses Faches und dem Aufbau der damit verbundenen Zusammenarbeit der Germanistik auf internationalem Niveau gedankt.

Norbert Richard Wolf wurde am 19. Februar 1943 in Salzburg geboren. Er studierte Germanistik, Anglistik, Philosophie und Psychologie an der Universität Innsbruck, wo er nach seiner Promotion im Jahre 1966 noch weitere zehn Jahre als Assistent tätig war. Im Jahre 1974 habilitierte er sich hier für das Fach Deutsche Sprache und Ältere deutsche Literatur. Seit 1976 ist er mit der Universität Würzburg verbunden. Hier wirkte er u.a. mehrere Jahre als Prodekan, Dekan, Leiter des Studiums generale. Er setzte sich für die Einrichtung mehrerer neuer Aufbaustudiengänge ein sowie für die Realisierung einer Reihe von bedeutenden Forschungsprojekten. Er war Leiter der Forschungsgruppe ‚Prosa des deutschen Mittelalters‘ (1982-1984), Sprecher des Sonderforschungsbereiches 226 ‚Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter‘ (1984-1992), Leiter des Forschungsprojekts ‚Sprachatlas von Unterfranken‘ und Sprecher der Gruppe ‚Sprachatlas von Bayern‘.

Bemerkenswert ist seine wissenschaftliche Tätigkeit. Seine Publikationsliste enthält mehr als 300 Einträge; er ist Autor und Ko-Autor von mehreren Monographien (z.B. ‚Regionale und überregionale Norm im späten Mittelalter. Graphematische und lexikalische Untersuchungen zu deutschen und niederländischen Schriftdenkmälern‘. Innsbruck 1975, ‚Wort- und Begriffsbildung in frühneuhochdeutscher Wissensliteratur. Substantivische Affixbildung.‘ Wiesbaden 1997), publizierte fast 180 Artikel, über 90 Rezensionen, edierte eine Reihe von Sammelbänden und wichtigen Nachschlagewerken. Die wissenschaftliche Tätigkeit von N. R. Wolf ist jedoch nicht nur quantitativ gesehen beeindruckend. Bewunderung verdient ebenso die außerordentliche Bandbreite seines wissenschaftlichen Forschungsinteresses. Zahlreiche seine Studien sind den einzelnen historischen Etappen des Deutschen gewidmet. Er ist Autor mehrerer Kapitel in ‚Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung‘ (Berlin, New York 2000) und Herausgeber der Geschichte der deutschen Sprache von Wilhelm Schmidt.

In vielen Studien hat er sein Augenmerk auf die Gegenwartssprache gerichtet, die aus den verschiedensten Perspektiven betrachtet wird. Respekt verdienen Wolfs intensive Forschungen auf dem Gebiet der Dialektologie. Nicht vergessen sollte man auch die popularisierende Tätigkeit von N. R. Wolf, vor allem die Zusammenarbeit mit Schulen am *Fränki*-Projekt.

Trotz seiner intensiven und umfangreichen Forschungstätigkeit ist Norbert Richard Wolf kein in sich versunkener Wissenschaftler, sondern ein kontaktfreudiger und offener Mensch, gleichermaßen geschätzt und beliebt von Studenten wie Kollegen. Mit seiner Kunst Leistungen herauszufordern sowie in Krisenmomenten zu ermutigen bereitete er ganze Generationen von Doktoranden auf ihre berufliche Laufbahn vor. Nicht umsonst bekam er für seine pädagogische Tätigkeit den Preis für „Gute Lehre 2000“ des bayerischen Staatsministers für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Schier unüberschaubar erscheinen die ausländischen Kontakte von N. R. Wolf. Es wäre schwer alle Länder aufzulisten, in denen er als Gastprofessor tätig war oder

Vorträge gehalten hat: Neben europäischen Ländern wären hier die USA, China, Korea und Russland zu nennen. Für seine Verdienste um das Fach Germanistik wurde ihm der Ehrentitel „doctor honoris causa“ an zwei ausländischen Universitäten verliehen, an der Universität Umea in Schweden und an der Universität im finnischen Jyväskylä.

Mit Tschechien verbinden N. R. Wolf reiche Kontakte, deren Anfänge in die tiefe Vergangenheit – bis in die 60er Jahre – reichen, und mit Namen wie Emil Skála oder Zdeněk Masařík verbunden sind. In den letzten Jahren gewannen die Kontakte zu Tschechien an Intensität, nicht zuletzt dank der Studienbörse, die er organisiert hat und die finanziell von der Hermann-Niermann-Stiftung unterstützt wird. Die Studienbörse und die Studienaufenthalte in Würzburg, wo er immer mit Rat und Tat zur Verfügung steht, haben vielen tschechischen Studierenden, Doktoranden sowie Hochschulgermanisten ermöglicht, ihr Studium erfolgreich abzuschließen, und ihre Qualifikation zu erhöhen. Es ist deshalb nicht übertrieben zu sagen, dass er sich dadurch um die Zukunft der tschechischen Germanistik sehr verdient gemacht hat. Viele Anregungen für Lehre und Forschung hat er der tschechischen Germanistik durch seine Vorträge und zahlreiche interessante Diskussionsbeiträge auf den Tagungen des tschechischen Germanistenverbandes gegeben, sei es in Ostrava, Ostravice, Königgrätz oder Telč gewesen.

Seit mehreren Jahren wirkt N. R. Wolf als Gastprofessor an den Universitäten in Ostrava und Opava. Er nimmt sich immer die Zeit, in den weiten Osten Tschechiens zu fahren, um hier Seminare zu leiten und neue Impulse zu geben, sowohl bei der Herausgabe des Periodikums *Studia germanistica*, bei der Betreuung von Doktoranden als auch bei der Vorbereitung wissenschaftlicher Projekte. Wir freuen uns, dass sich unsere Kontakte in seiner neuen Lebensperiode noch intensivieren werden und wir noch viel Vergnügen bei der Arbeit an gemeinsamen wissenschaftlichen Projekten haben werden.

Lenka Vaňková



Prof. Z. Masařík (links) und Prof. N.R. Wolf (rechts) auf der Konferenz in Hradec Králové

Zu einigen Triebkräften der Sprachmischung in den frühneuhochdeutschen Mundarten Mährens

Zdeněk MASARÍK

Die gesamte Sprachgeschichte ist eigentlich die Geschichte der geschriebenen Sprache, die ein System darstellt, das sich von dem der gesprochenen Sprache wesentlich unterscheidet, und die zweitens in ihrem Wesen (ihren Eigengesetzen) anders geartet ist als die gesprochene Sprache. In groben Zügen und nicht ganz prägnant könnte man den Unterschied etwa so formulieren: Das schriftliche Material unterscheidet sich von der eigentlich gesprochenen Sprache der historischen, vergangenen Epochen dadurch, dass es in gewisser Hinsicht eine Stilisierung der gesprochenen Sprache vornimmt. Dies ist durch mehrere Tatsachen gegeben. Erstens einmal – und das gilt allgemein für alle Arten der Verschriftung – wird die lautliche Gestalt durch außerlautliche Mittel realisiert, und zwar durch graphische, deren Lautwert nicht immer erkennbar ist. Dass wir berechtigt sind, den Einfluss der graphischen Phänomene auf die Entwicklung der Sprache als einen Faktor zu qualifizieren, resultiert zum ersten daraus, dass es hier um die Wirkung optischer Faktoren auf die im Grunde akustische Struktur geht (also um einen heterogenen Einfluss) zum anderen aber auch daraus, dass die Entstehung und Entwicklung der Schrift (und später auch des Buchdrucks) ohne Zweifel Angelegenheit der Kulturgeschichte ist und beide somit zu den äußeren Faktoren gezählt werden müssen, die den grammatischen Bau beeinflussen können. Zum anderen stellen die literarischen Denkmäler ebenfalls keine unmittelbare Wiedergabe der sprachlichen Äußerung dar, denn auf dem Gebiet der künstlerischen Literatur sind sie von bestimmten ästhetischen Normen abhängig und auch die Urkunden- und Kanzleidenkmäler unterliegen mehr oder weniger dem normierenden Einfluss der Kanzlei, der Schreibertradition, den Formularen usw.

Die Vorteile der Heranziehung dieses Materials beruhen unter anderem darauf, dass es wichtige gesellschaftliche, juristische, wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen der Epoche widerspiegelt, in der es entstanden ist, und dass es daher für die ältere mittelalterliche Geschichte manchmal die Hauptquelle darstellt. Im Unterschied zu den künstlerisch-literarischen Denkmälern, die oft nur fragmentarisch, nicht lokalisiert und manchmal in späteren Abschriften erhalten sind, bietet dieses Material wegen seiner relativen zeitlichen und lokalen Kontinuität und Komplexität bessere Möglichkeiten der sprachlichen Auswertung. Für die Aufbereitung empirischer Fakten ist es jedoch notwendig, dieses Material nach Gattungsbereichen zu klassifizieren und zu differenzieren. Die Differenzierung der Texte ist schon deshalb wichtig, dass in verschiedenen Textgattungen die Impulse zu sprachlichen Mischungsprozessen verschieden sind: anders sind sie in den offiziellen Schriftstücken und wieder anders z.B. in den zufälligen Eintragungen der kleinen Kanzleien. Durch die allseitige sprachliche Analyse dieses frühneuhochdeutschen Materials wird versucht, nicht nur die sprachlichen Phänomene zu ermitteln, sondern nach Möglichkeit auch die Umstände der Entstehung dieses Materials in die Untersuchung einzubeziehen und sie sowohl durch innersprachliche Gesetzmög-

lichkeiten als auch durch Faktoren der außersprachlichen Wirklichkeit zu klären. Durch einen solchen methodologischen Ansatz ist es möglich, unter anderem auch die Motivationen der Mundartmischungen und Ausgleichsprozesse eindeutiger zu erfassen, was für dieses Territorium (gemeint ist Mähren) besonders von Wichtigkeit ist.

Auf die Kompliziertheit der Probleme bei der Erforschung der frühneuhochdeutschen Kanzleisprache (die Leipziger Schule arbeitet mit dem Terminus "Geschäftssprache") in Mähren – insbesondere in Mittelmähren – wurde in der Vergangenheit mehrmals hingewiesen. Die Entstehung dieser Situation ist allerdings bereits mit dem Kolonisationsprozess des 13. und 14. Jh. zu verbinden. Die Kolonisation Süd- und Mittelmährens ist durch den mittelbairischen Zustrom aus Niederösterreich zustande gekommen, da dieses Territorium durch die Flusstäler von March und Thaya zum österreichischen Donautiefland hin geöffnet ist. Eine völlig andere und für die Kolonisten viel schwierigere geographische Situation (z.B. tiefere Grenzwälder) herrschte in Böhmen. Der Unterschied ist insofern markanter, als die deutschen Kolonisten in Mähren bis ins Landesinnere vordrangen, so dass hier deutsche Städte und bäuerliche Siedlungen entstanden sind, während sich auch in Böhmen – zeitlich jedoch später – deutsche Kolonisten, z.B. in den Städten wie Leitmeritz, Königgrätz angesiedelt haben, aber im Unterschied z.B. zu Iglau, Brünn, Olmütz keine Sprachinseln entstanden sind (vgl. Skizze 1 – nach E. Schwarz u.a. 1988). Es wird auch angenommen, dass damals die Hussitenkriege einen Stillstand der Kolonisation gebracht haben, die erst im 16. Jh. wieder aufgenommen worden ist (vgl. E. Schwarz, 1955/56). Die Kolonisationsprozesse habe ich auf breiterer Basis z.B. mit der Toponomastik und partiell auch mit den sog. Kirchenpatrozinien untersucht. Die bisherigen Studien für die Bezirke Iglau, Trebitsch und Datschitz haben nämlich gezeigt, dass zwischen der Wahl der Schutzheiligen und der Kirchengründungen sowie zwischen den Patrozinien und der Gründungen der jeweiligen Kirchen in dem Sinne Zusammenhänge bestehen, dass auf dem später kolonisierten Gebiet einige Schutzheilige z.B. der hl. Jacobus der Ältere, Johannes der Täufer und einige andere unter den Schutzheiligen fehlen, was mit der Besiedlung in dieser Region in der 1. Hälfte des 13. Jh. korrespondiert. Eine systematische Erforschung dieser Problematik könnte für die Geschichte der mittelalterlichen Besiedlung von gewisser Relevanz sein (Zouharová/Jokeš 1987).

Eine annähernd analogische Mundartsituation wie in Mähren – allerdings unter völlig anderen inner- und außersprachlichen Bedingungen – verzeichnen wir z.B. in der ostslowakischen Zips (Skizze 2, nach E. Schwarz 1934), die sowohl für die dialektale Mischung als auch für die Erfassung und Klärung der überregionalen Entwicklungstendenzen von Bedeutung sein kann.

Im Folgenden versuche ich auf einige relevante Triebkräfte aufmerksam zu machen, die in den Mischungsprozessen in den Inselmundarten der frühneuhochdeutschen Zeit in Mähren wirksam wurden. In diesem Zusammenhang ist noch darauf hinzuweisen, was bereits implizit angedeutet wurde, dass sich die Tendenzen zur Mischung in Mähren auch deswegen etwas anders gestalten als im Binnenland, weil es sich um eine Sprachinselproblematik handelt. Diese Impulse sind ferner auch noch deswegen schwierig und interpretatorisch kompliziert, da Mähren als Überschichtungsgebiet oder als Brücke zwischen dem Oberdeutschen und Mitteldeutschen (Nordmährischen) aufgefasst wird: diese bairisch-mitteldeutsche Mischung ist allerdings nicht für ganz Mähren kennzeichnend, wie F. Beranek annimmt, sondern lediglich für die mittelmährische Region (Skizze 3, nach E. Schwarz 1948). Das Belegkorpus, auf das ich mich stütze, bildet nicht nur meine eigene Analyse des Frühneuhochdeutschen in Mähren,

sondern es wurden auch die Ergebnisse der deutschen historischen Dialektologie (z.B. E. Schwarz, F. J. Beranek, W. Mitzka u.a.) mitberücksichtigt, einschließlich der mündlichen Konsultationen mit E. Schwarz. Vorausschicken möchte ich allerdings noch zwei Bemerkungen: 1. Ich konzentriere mich mehr auf die Triebkräfte der Mischung als auf das – wenn auch sprachtheoretisch sehr wichtige, so doch sehr komplizierte – Verhältnis zwischen der Mischung und dem Sprachausgleich und 2. stehen in meinen Ausführungen mehr sprachexterne als sprachinterne Motivationen im Vordergrund. Die erste Bemerkung ließe sich – wenn auch allgemein – etwa folgendermaßen thematisieren:

Die Sprachmischung führt in der Regel zum Ausgleich, wobei die Mischung verschiedene Ursachen und der Ausgleich mehrere Stufen haben kann. Nicht überall und immer war die Sprachmischung so durchgreifend, dass man von einem Ausgleich sprechen kann. Für die historische Dialektologie und für die Sprachgeschichte sind beide Begriffe von großer theoretisch-methodologischer Bedeutung, doch möchte ich behaupten, dass es sich bei meinem Material überwiegend um die Mundartmischung handelt. Beide Phänomene sind übrigens auch heute wirksam, jedoch anders stimuliert als damals und z.T. mit anderen Konsequenzen. Zur 2. Bemerkung nur einen erklärenden Hinweis: Es ist mir völlig klar, dass die Lautgeschichte der Kolonialmundarten nicht nur in der Übernahme von Elementen verschiedener Herkunft, sondern auch im Aufbau und Umbau von Systemen besteht. Die Gesetze der Sprachentwicklung können keineswegs als bloße Reflexe der außersprachlichen Faktoren begriffen werden (Troost 1955:54). Für die Thematisierung dieser Entwicklungsprozesse bräuchte ich allerdings eine breitere Belegbasis, die ich in dieser mir zu Verfügung stehenden Zeit nicht bewältigen konnte.

Mähren wird in der Sekundärliteratur also auch als Brücke zwischen dem Mittelbairischen und Mitteldeutschen aufgefasst, wo mit einer bairisch-schlesischen Überschichtung zu rechnen ist. Wenn aber Mähren als "Brücke" zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch bezeichnet wird, dann sollte man eher von zwei Brücken sprechen (Skizze Nr. 4). Die eine verlief über den böhmisch-mährischen Höhenzug und ihr starkes Glied war die Iglauer Insel. Die zweite Brücke, die man als mittelmährisch bezeichnen kann, ist in bezug auf die territoriale Ausbreitung viel umfangreicher, denn hier ist zugleich der Nordstoß der mittelbairischen Siedler zu beobachten, und überdies sind auf dieser Brücke auch nördliche – vom Schlesischen her kommende – Bestandteile nachzuweisen. Die mittelbairischen Südpfeiler der sog. mittelmährischen Brücke finden ihren Niederschlag in den Niederschriften der jeweiligen Lokalitäten bis Brünn und Wischau und überdies sind einzelne Spuren noch weiter nördlich zu beobachten. Es sind also ziemlich deutlich bairische Bauern und gewiss auch Bürger bis in den Süden von Nordmähren gekommen, wo sie vor allem in Schönhengst, ferner in der bairischen Enklave bei Olmütz sowie vereinzelt sogar in Jägerndorf festzustellen sind. Allgemein kann festgestellt werden, dass die Kolonisationsströmungen im 13. u. 14. Jh. (auf der horizontalen/dialektgeographischen Ebene) zu jenen Kräften gehörten, die auf dieser Ebene die grobe flächenmäßige Konstellation geprägt hatten, während sich die anderen außersprachlichen (soziologischen) Faktoren oft auf der vertikalen Ebene – jedoch mit unterschiedlicher Intensität – ausgewirkt hatten. Bei der theoretisch-methodologischen Erfassung der Sprachmischung und des Ausgleichs und bei der Erforschung ihrer Durchsetzung anhand mährischen Materials sind wir auf etliche Schwierigkeiten gestoßen, die bis jetzt sprachtheoretisch noch nicht eindeutig gelöst worden sind. Gerade bei der Dialektmischung infolge von Siedlermischung und Verkehr ist es z.B. nicht immer einfach und eindeutig, sowohl die äußeren als auch die inneren Triebkräfte zu erfassen. Es ist nämlich so, dass ein Dialekt von einem anderen vor allem das übernimmt,

wofür Voraussetzungen für die Aufnahme vorhanden sind, was zur Lösung innerer Widersprüche beiträgt. Aber auch wenn sich etwas nur zufällig durchsetzt, so kann es gesetzmäßige Folgen nach sich ziehen. Und in solchen Fällen wäre es ideal, wenn man beide Faktoren, sowohl die äußeren als auch die inneren, nachweisen könnte. Ein solches dialektisches Zusammenspiel ist jedoch nur selten belegbar (vgl. dazu Trost 1958:126).

Den mittelbairischen Einflüssen stehen ostmitteledeutsche gegenüber, die von Mittelmähren über die Brüunner und Wischauer Sprachinsel bis ins östliche Südmähren, besonders in das Gebiet von Auspitz reichen, so dass es hier in Südmähren, besonders in Mittelmähren sehr früh zu komplizierten Mischungen gekommen ist. Daraus resultiert, dass z.B. die mitteldeutschen Bestandteile erst durch sorgfältiges Aufdecken der verschiedenen Schichten und außersprachlicher Faktoren erkennbar werden, was ich in den folgenden komprimierten Ausführungen wenigstens partiell versuchen möchte, und zwar anhand einiger konkreter Motivationen, die als Triebkräfte der Mundartmischung in Mähren festgestellt wurden.

Das erste Beispiel betrifft die Brüunner Sprachinsel und die Stadt selbst. An dieser Insel ist unter anderem die Tatsache interessant, dass sie sich vom geschlossenen mbair. Südmähren allmählich, also nicht sofort bei ihrer Entstehung, sondern erst im Laufe der Entwicklung, losgelöst hat. Die Sprachentwicklung verlief in der Insel also noch eine gewisse Zeit ähnlich wie in der Umgebung. Hier ist nicht so sehr die Frage nach dem Zeitpunkt der Loslösung an sich wichtig, sondern vielmehr die Frage nach dem Zeitpunkt der Loslösung aus dem Zusammenhang mit dem Süden, weil von nun an die Übernahme von Neuerungen erschwert war.

Wenn man den Triebkräften und Ursachen der Sprachmischung in Brüunn im 14. Jh. nachgeht, so stellt man fest, dass es die außersprachlichen Faktoren waren, die hier zur Mischung geführt haben. Eine allseitige Analyse des Archivmaterials hat ergeben, dass die Sprache in der 2. Hälfte des 14. Jh. einer stärkeren Beeinflussung durch das Mitteldeutsche unterlag, dass aber diese md. Bestandteile lediglich als zeitweilige Innovationen eines mbair. orientierten Sprachsystems zu werten sind. Sie stellen keine festen Bestandteile des Systems dar und werden im 15. Jh. wieder durch bairische Merkmale verdrängt. Es fragt sich, ob man diese Erscheinungen nur durch Dialektmischung erklären kann, oder ob es sich um äußere Eingriffe in die sprachliche Entwicklung handelt. Auf Grund unserer früheren Untersuchungen neigen wir eher zur zweiten Möglichkeit, und zwar aus folgender Erwägung. Um die Mitte des 14. Jh. wurde die Stadt dreimal hintereinander von der Pest heimgesucht, was zu einer allmählichen Entvölkerung der Stadt führte. Aus derselben Zeit stammt auch eine Urkunde des damaligen mährischen Markgrafen Johann /CDM-VIII, Nr. 129/ aus der hervorgeht, dass diejenigen Siedler, die sich in der fast entvölkerten Stadt niederlassen haben, auf vier Jahre von Steuerabgaben befreit waren. Diese Hypothese bestätigen sowohl die Eigennamen in mitteldeutscher Lautgestalt in den Rechnungsbüchern als auch die Verzeichnisse über die Aufnahme neuer Bürger in der Stadt. Als Folge dieser Tatsachen ist also das zeitweilige stärkere Eindringen mitteldeutscher Besonderheiten im Bereich des Lautstandes in und um Brüunn festzustellen. In der weiteren Entwicklung – etwa in der 2. Hälfte des 15. Jh. als der Kontakt mit Niederösterreich und Wien wiederhergestellt wurde – kam es neuerdings in Brüunn und Umgebung allmählich wiederum zur Verbreitung der mittelbairischen Bestandteile.

Die Klärung der Existenz von mitteldeutschen Elementen in Südostmähren wird auch mit dem sprachlichen Einfluss der Wiedertäufer /1526-1622/ in Zusammenhang gebracht, die ihren Mittelpunkt um Auspitz (Hustopeče) hatten. Sie sind als Flüchtlinge

aus Tirol, aus der Schweiz und z.T. aus Schlesien und anderen Ländern gekommen. Nach Vilém Hrubý (‘Die Wiedertäufer in Mähren’, 1935) handelte es sich nicht einmal um zwanzig Tausend Seelen. Über die Konstellation ihrer Sprache (einschließlich der mitteldeutschen Bestandteile) herrscht unter den Forschern keine Einigkeit. So hat z.B. J. Wondratsch in seiner Prager ungedruckten Dissertation 1935 ‘Formenlehre der südmährischen Mundart’ behauptet, dass die ostmitteldeutschen Bestandteile in der Sprache der Habaner von den "schlesischen Zuzüglern" gelangt sind (zitiert nach E. Schwarz, 1939:73) und somit die Behauptung von F. Beranek von der bereits existierenden mitteldeutsch beeinflussten Verkehrssprache bezweifelt. In den siebziger Jahren des vorigen Jh. hat sich zu dieser Frage auch der Münchner Germanist Kurt Ludwig Rein (1977:288) geäußert, der sich intensiv mit den Fragen der religiösen Minoritäten beschäftigt hat. Über die Wiedertäufer in Mähren schreibt er folgendes:

„Da sowohl mittelbairische und mitteldeutsche Sprachmerkmale in stark variierender Mischung bereits in der regionalen mährischen Umgangssprache amalgamiert zusammen vorkommen, dürfen sie von dieser Sprachstufe aus auch in das Habanische, z. T. auch in das Hutterische gelangt sein.“

In seinem späteren Aufsatz modifiziert E. Schwarz allerdings seine Meinung über die verkehrssprachliche Existenzform in Mittelmähren wie folgend:

„Es handelt sich nicht, wie angenommen worden ist, um Auswirkung einer mitteldeutsch orientierten Verkehrssprache der mittelmährischen Städte, sondern diese hat sich über ähnlich beeinflusste Bauernmundarten erhoben“ (Schwarz 1948:86).

Eine weitere interessante Erscheinung, die in Bezug auf die Wirksamkeit sprachexterner Faktoren auch von allgemeiner Bedeutung wäre, betrifft die Olmützer Insel, die dem südlichen mittelbairischen Vorstoß ihr Entstehen verdankt. Nach einer komplexeren sprachlichen Analyse des Grund- und Gemeinbuches sowie noch anderen Handschriften aus Nebotein/Hněvotín, kann man feststellen, dass die zentrale dialektale Schicht das Mittelbairische bildet, während die /ost/mitteldeutschen Elemente an der Peripherie zu verzeichnen sind. Nach dem Ausweis der sprachlichen Analyse der dortigen Handschriften und auch nach den sog. Wenkersätzen des Dt. Sprachatlases lässt sich folgendes sagen: Es handelt sich hier um eine der nördlichen Siedlungen Mittelmährens, in der die ursprüngliche mittelbairische Schicht bis zum Jahr 1945 kontinuierlich fortbestand. Durch das Studium historischer Quellen (z.B. der Lahnenregister) hat sich gezeigt, dass sich einige Familiennamen jahrhundertlang gehalten haben und dass es zu einer minimalen Integration von auswärtigem Namengut gekommen ist. Bestätigt wird diese Feststellung auch dadurch, dass in den Heiratsverträgen nur selten Namen aus entfernten Lokalitäten auftauchen. Es ist also anzunehmen, dass diese außersprachlichen Faktoren zu einer gewissen Mundartkonservierung – wenigstens in den Grundsystemen der dialektalen Struktur – beigetragen haben, und ihnen ist wohl auch die kontinuierliche Entwicklung der Mundart dieser Enklave im wesentlichen zuzuschreiben.

Andere Triebkräfte als in Brünn oder Olmütz sind z.B. in Iglau festgestellt worden. Für die Konstituierung und weitere Entwicklung der Stadtsprache in Iglau sind zwei Faktoren relevant, und zwar 1. die montanen Niederschriften (die Bergrechte), die Iglau als Bergstadt groß und bedeutsam gemacht haben, sowie 2. die sprachliche Gestalt der Stadtbücher. Die Bergrechte, die als Textsorte ziemlich hoch stehen, richten sich an ein breites Publikum und meiden daher auch lokale Mundartmerkmale. Es ist möglich, dass einige Bestandteile dieser Niederschriften in der Stadtsprache eine gewisse Stütze

hatten, so dass sie gegenüber der Mundart ein höheres Prestige besaßen, denn die Bergleute gehörten noch in der 1. Hälfte des 14. Jh. zur führenden Bevölkerungsschicht. In der weiteren Entwicklung kam es hier im sozialen Bereich zur allmählichen Umstrukturierung und Umgestaltung der Stadtbevölkerung vom Bergbau auf die Tuchmacherei, was sich auf das Sprachkolorit auswirken musste. Dieses Kolorit findet sich z.B. in den Stadtbüchern des 14. und 15. Jh., die nicht so mitteldeutsch gefärbt sind wie die Bergrechte. Sie enthalten aber einige typische bair. Züge, die sich in den umliegenden Mundarten wiederfinden. Im 16. Jh., als die Umstrukturierung nach historischen Quellen noch im Gange war, kam der Hauptteil der zuwandernden Tuchmacher eben aus Nordböhmen und Schlesien und der Lausitz. Dies spiegelt sich im Archivmaterial insofern wider, wo die bairischen primär mundartlichen Kennzeichen selten vorkommen. Dafür ist mit Ausgleichen auch im Wortschatz zu rechnen. In Bezug auf die Problematik der Iglauer Insel ist in diesem Zusammenhang auch weiterhin die Inaugural-Dissertation aus dem J. 1965 (Marburg/L) von Wilfried Stolle ‚Der Vokalismus in den Mundarten der Iglauer Insel‘ interessant, aufschlussreich und anregend, und zwar sowohl theoretisch als auch methodologisch.

Ein recht interessantes Beispiel der Mundartmischung bietet auch z.B. der Schönhengst /die Schönhengster Insel/ mit den Städten Mähr.Trübau /Moravská Třebová/ und Zwittau /Svitavy/.¹

Nach einer gründlichen sprachlichen Analyse der ältesten Stadtbücher der genannten Lokalitäten verzeichnen wir hier ein relevantes Zusammentreffen von verschiedenen Siedlerströmungen auf omd. Gebiet, was sich in den Stadtbüchern reflektiert. Die sprachliche Basis in den erwähnten Stadtbüchern ist ostfränkisch mit mittelbairischen Bestandteilen, die wohl aus Süd- und Mittelmähren kommen. Die schlesischen Bestandteile in den Aufzeichnungen sind auch nicht schwer zu begreifen, da der Schönhengst erst in der weiteren Entwicklung von Nordmähren abgetrennt wurde. E. Schwarz, E. Korkisch u.a. betonen zwar die Altertümlichkeit der Schönhengster Mundarten und einige von ihnen vertreten sogar die These, dass die Mundarten bis 1945 eine organische Fortsetzung der Mundarten der Besiedlungszeit fortsetzen. Diese gewagte These wird erstens mit einem früheren Kolonisationsprozess sowie durch eine allmähliche Isolierung seit den Hussitenkriegen und ferner auch dadurch begründet, dass die Kolonisation direkt über Böhmen und nicht auf Umwegen über Schlesien erfolgte.

In diesen knapp gefassten Beispielen habe ich mich auf einige – meistens sprachexterne – Triebkräfte konzentriert, die seit den Kolonisationsprozessen in Mähren wirksam waren. Die Triebkräfte zur Sprachmischung und zum Ausgleich waren in Mähren nicht minder stark als im deutschen Zentralgebiet, wo das Deutsche von der Mehrheit der Bevölkerung getragen wurde. Dass das Mährische letzten Endes aber keine eigene Norm entwickelt hat, hängt auch damit zusammen, dass sich im deutschen Kerngebiet eine überregionale /nationale/ Norm entwickelt hat, die im Wesentlichen durch die ostmitteldeutsche Grundlage bestimmt ist, die aber ihrerseits den Ausgleich mit dem Ober-

¹ In diesem Zusammenhang eine terminologische Bemerkung zum "Schönhengst" /tsch. "Hřebečsko"/: Die tschechische Bezeichnung entstand durch eine falsche Übersetzung aus dem Deutschen. Die deutsche Bezeichnung /aus dem Jahre 1880/ geht allerdings nicht auf die Pferdezucht zurück, wie manchmal angenommen wird, denn diese ist hier nicht nachweisbar. Ursprünglich hieß so ein Berg südöstlich von Opatov – im Original allerdings Schindhengst. Schadhengst, Scheidhengst hängt mit dem mhd. schünden "antreiben" zusammen. Das mhd. Schönhengst entstand "volksetymologisch" aus Schin/d schön. Die Bezeichnung Schin/d/hengst könnte also einen steilen Weg, vor allem für Pferdegespanne, signalisieren. Die Fernfahrer unter den Fuhrleuten könnten also den Namen geprägt haben (Hosák/Šrámek 1980:440).

deutschen sucht. Hier muss sich die weitere Entwicklung der frnhd. Geschäftssprache Mährens anschließen, oder sie muss sich am österreichischen Sprachtyp orientieren, dessen Geltung aber selbst regional begrenzt bleibt. In dem untersuchten Zeitraum jedoch werden die Weichen zu einer solchen Entwicklung erst gestellt. Das Mährische geht die ersten Schritte durchaus gleichberechtigt mit, indem es einerseits der Notwendigkeit folgt, zu einem Ausgleich zu kommen, der sich aber nur in einer höheren Existenzform, eben in der Schriftsprache, vollziehen kann.

Der Beitrag entstand im Rahmen des Forschungsprojektes der MU in Brno (ČR): Zentrum für interdisziplinäre Forschung der alten Sprachen und der früheren Phasen der modernen Sprachen – MSM 0021622435.

Literaturverzeichnis:

- HOSÁK, Ladislav/ŠRÁMEK, Rudolf (1980): *Místní jména na Moravě a ve Slezsku II*. [Ortsnamen in Mähren und Schlesien II]. Brno.
- HRUBÝ, Vilém (1935): *Die Wiedertäufer in Mähren*. Sonderdruck aus dem Archiv für Reformationsgeschichte, S. 30-32. (zitiert nach E. Schwarz 1939).
- REIN, Kurt Ludwig (1977): *Religiöse Minderheiten als Sprachgemeinschaftsmodelle*. (= ZDL Beiheft 15).
- SCHWARZ, Ernst (1939): *Untersuchungen zur deutschen Sprach- und Volkstumsgeschichte Mittelmährens*. Brünn/Leipzig.
- SCHWARZ, Ernst (1948): Die bairisch- schlesische Überschichtung in Mähren. In: *Zeitschrift für Phonetik* 5/6, S. 274-287.
- SCHWARZ, Ernst (1955/56): Die Erforschung der Ostsiedlung im Lichte der Sprache. In: *Wirkendes Wort* 6, S. 271.
- SCHWARZ, Ernst (1934): Jazyk německý na území ČSR. In: *Československá jazykověda III*. Jazyk. S. 524-597.
- STOLLE, Wilfried (1965): *Der Vokalismus in den Mundarten der Iglauer Sprachinsel*. Inaugural-Diss. Marburg/L.
- TROST, Pavel (1955): Zur Geschichte des ostmitteldeutschen Vokalismus. In: *ČMF 37, příloha Philologica* 7. Nr. 4, S. 52-54.
- TROST, Pavel (1958): NHD Schriftsprache und OMD Mundarten. In: *Philologica Pragensia*, S.125-126.
- Wörterbuch, Sudetendeutsches (1988). *Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien*. Begr. v. Ernst Schwarz. Betr. v. Franz J. Beranek u. a. Hrsg. i. Auftr. d. Collegium Carolinum v. Heinz Engels. Bd. I: A. Bearb. v. Horst Kühnel, Norbert Englisch, Bernd Kesselgruber. München.
- ZOUHAROVÁ, Monika/JOKEŠ Petr (1987): *K problematice využití patrocinií jako pramene k*

dějinám osídlení. [Zur Problematik der Ausnutzung von Patrozinien als Quelle für die Geschichte der Besiedlung]. Brno. Dipl.-Arbeit (masch.).

Résumé

K některým faktorům jazykového mísení v raně novohornoněmeckých nářečích Moravy Morava byla v minulosti územím, na kterém se střetávaly a mísily dva německé nářeční proudy: středoněmecký a středobavorský. Jakým způsobem tyto procesy ovlivňovaly mimojazykové skutečnosti, dokládá autor článku na příkladech několika moravských lokalit: Brna, středomoravského Hněvotína, jihomoravských Hustopečí a Hřebečska.

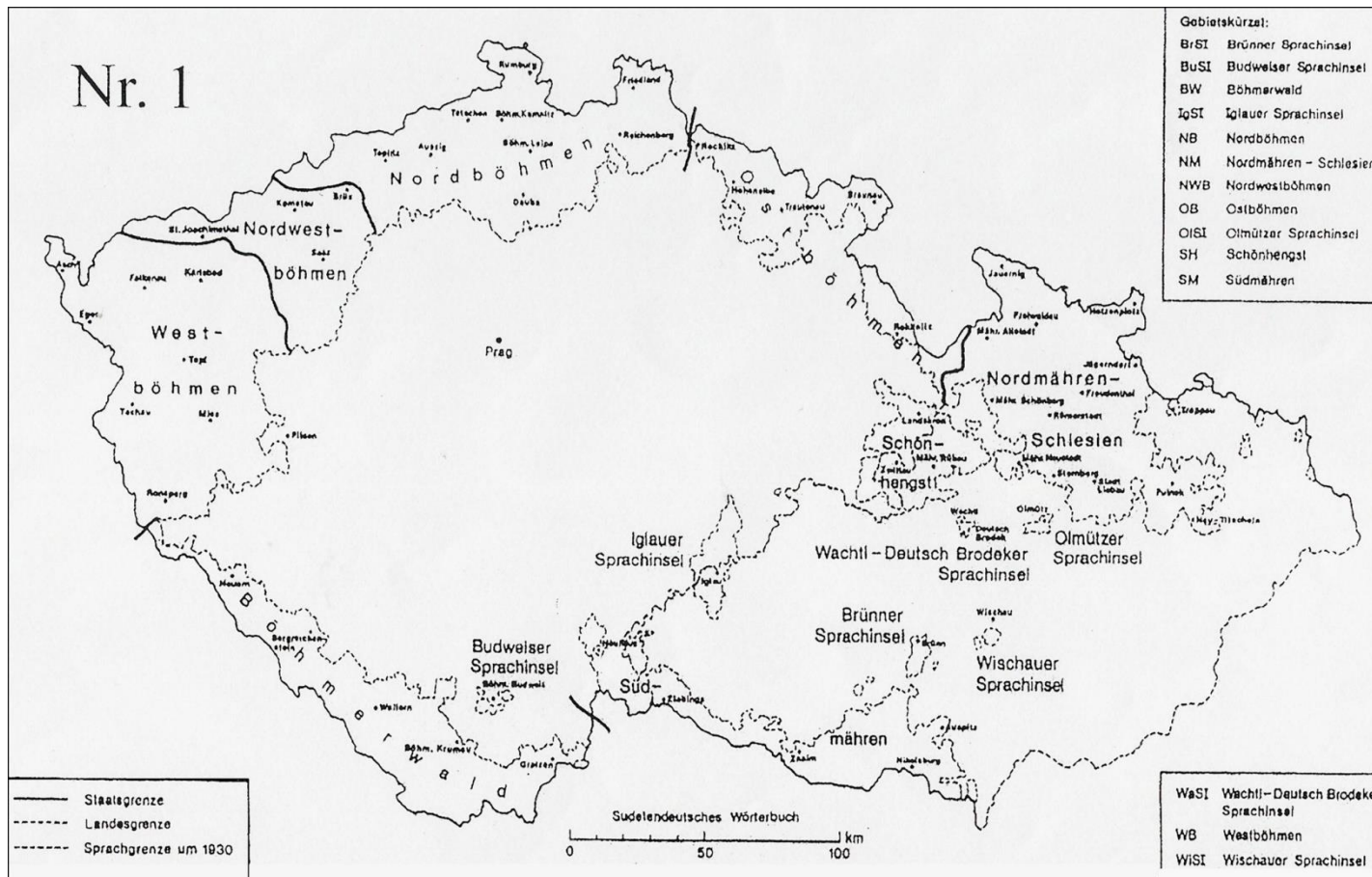
Summary

On several factors in language-mixing in the early modern High German dialects of Moravia

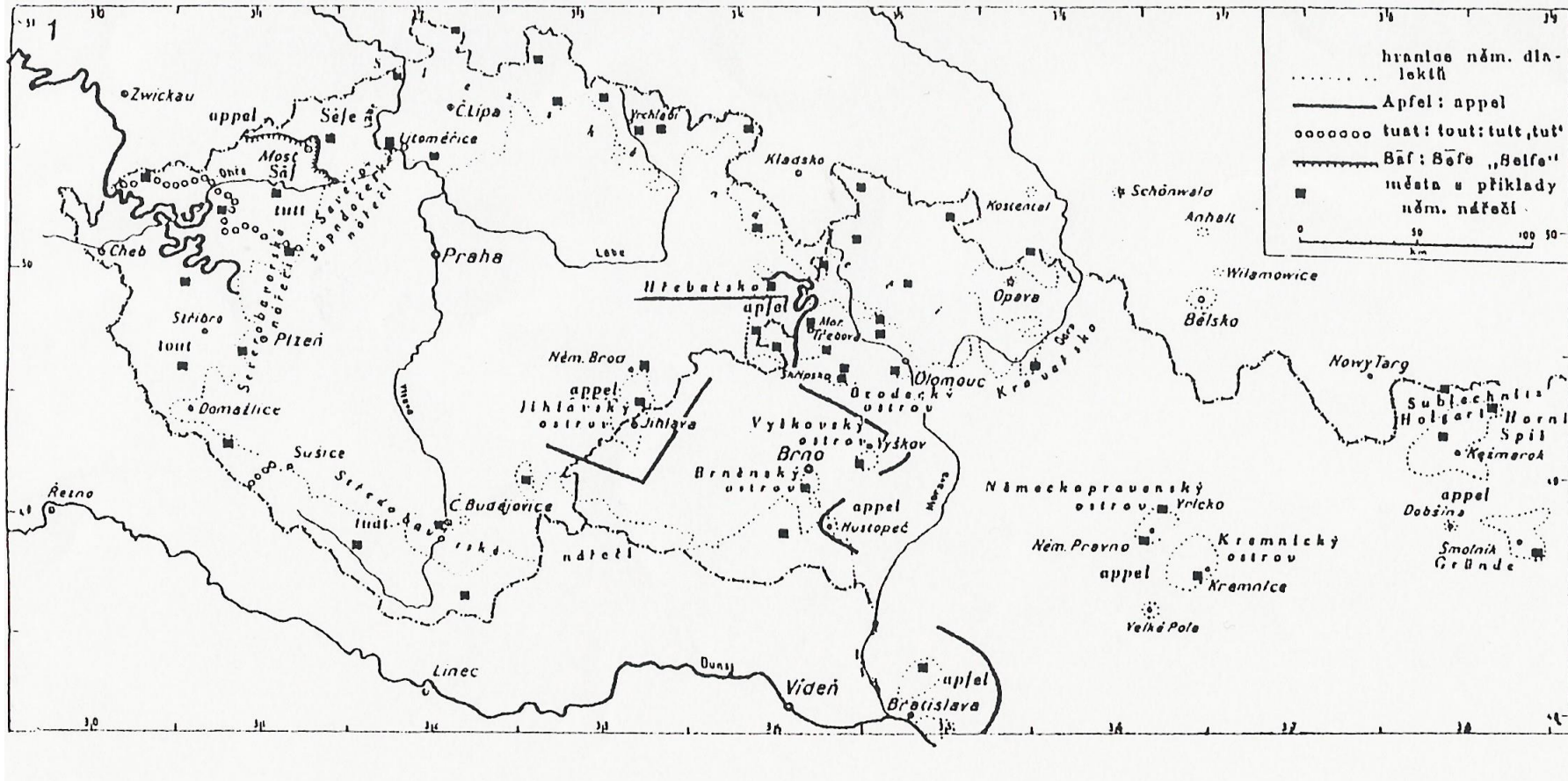
In the past, Moravia was the site of contact and mixing of two German dialect groups: Central German and Central Bavarian. The author shows how these processes were affected by extralinguistic reality using examples from several locations in Moravia: Brno, Hněvotín in Central Moravia, Hustopeče in South Moravia, and Hřebečsko (Schönhengstgau).

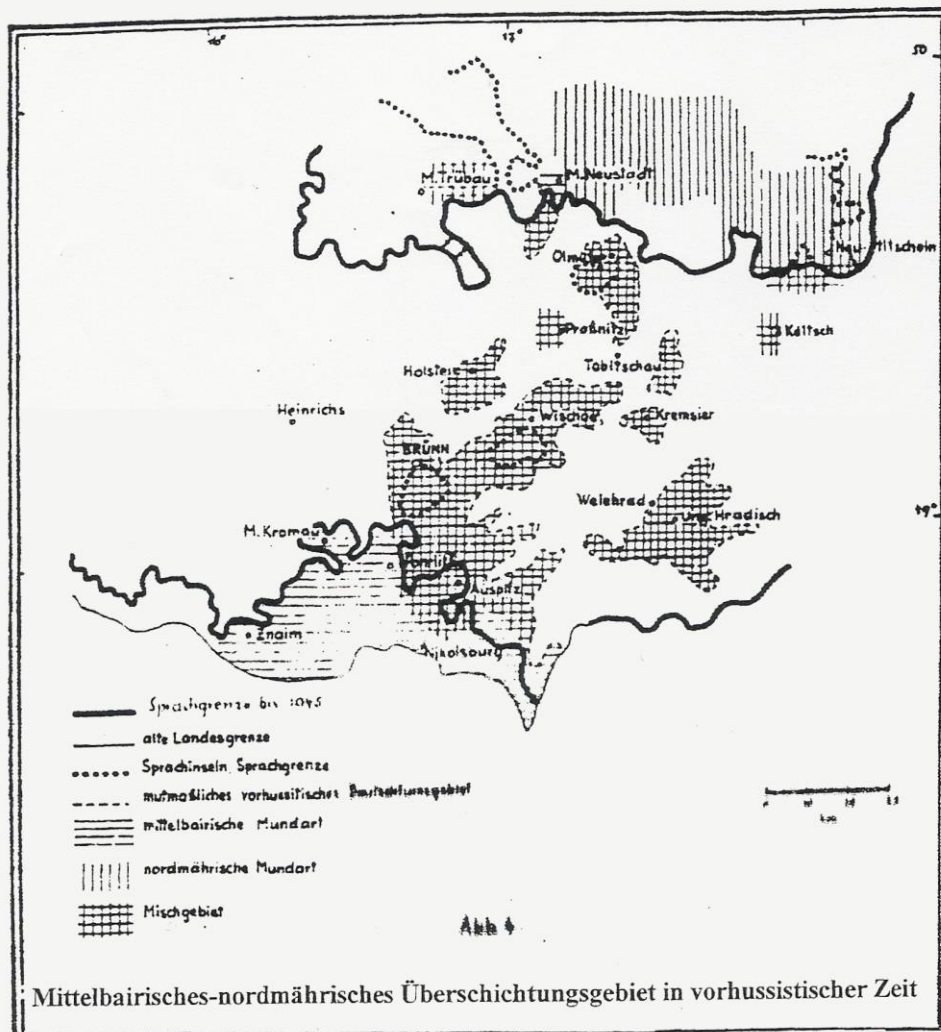
Anlage

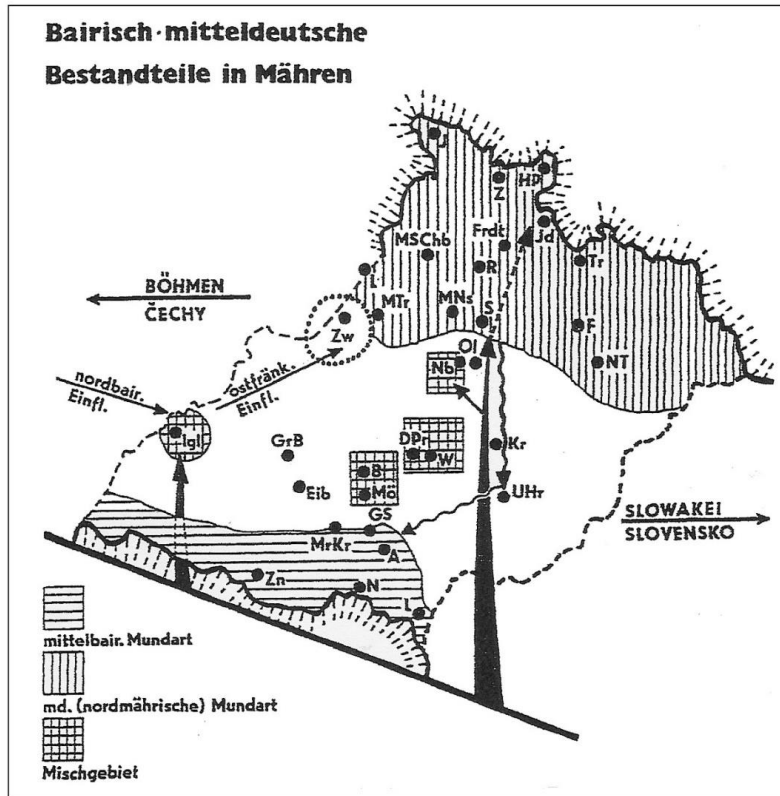
Karten 1-4



Nr. 2







A	Auspitz (Hustopeče)	MT	Mährisch Trübau (Moravská Třebová)
B	Brünn (Brno)	MNs	Mährisch Neustadt (Uničov)
DP	Deutsch Pruß (Německé Prusy)	Mö	Mödritz (Modřice)
Eib	Eibenschütz (Ivančice)	MSchb	Mährisch Schönberg (Šumperk)
Frdt	Freudenthal (Bruntál)	NT	Neutitschein (Nový Jičín)
F	Fulnek (Fulnek)	Nb	Nebotein (Hněvoštin)
GrB	Groß-Bitesch (Velká Bíteš)	N	Nikolsburg (Mikulov)
GS	Groß-Seelowitz (Židlochovice)	Ol	Olmütz (Olomouc)
HP	Hotzenplotz (Osoblaha)	R	Römerstadt (Rýmařov)
Igl	Iglau (Jihlava)	S	Sternberg (Sternberk)
J	Jauernig (Javorník)	Tr	Troppan (Opava)
Jd	Jägerndorf (Krnov)	UHR	Ungarisch Hradisch (Uherské Hradiště)
Kr	Kremsier (Kroměříž)	W	Wischau (Vyškov)
L	Landskron (Lanškroun)	Zn	Znaim (Znojmo)
L	Lundenburg (Südmähren) (Břeclav)	Z	Zuckmantel (Zlaté Hory)
MrKr	Mährisch Krumau (Moravský Krumlov)	Zw	Zwittau (Svitavy)

Welttexte und Textwelten

Norbert Richard WOLF

Abschiedsvorlesung am 8. Februar 2008

Habent sua fata dies festi.

Auch die Feste haben ihr Schicksal.

Es ist vielen Zeitgenossen seit einiger Zeit bekannt gewesen, dass ich mich entschlossen habe, mit dem Wintersemester 2007/08 aus dem aktiven Leben eines Professors an der Julius-Maximilians-Universität zu scheiden. Ich habe das möglichst vielen meiner Mitmenschen mitgeteilt und ihnen den Auftrag gegeben, mich an meine frühere Absichtsäußerung zu erinnern, falls ich im Alter von 64½ Jahren begänne, mich für unersetzlich zu halten. Letzteres ist mir glücklicherweise erspart geblieben.

Andere Schicksalsschläge hingegen nicht: Meine Kollegen und Freunde Johannes Schwitalla und Werner Wegstein wurden konspirativ tätig, sie legten den heutigen Termin fest, sie buchten die Neubaukirche, sie engagierten den Domorganisten, sie verpflichteten eine Reihe von Rednern und Rednerinnen, die alle nur Gutes über mich sagen durften. Dies alles erinnert, vermutlich nicht nur mich, an ein Requiem oder gar an ein Begräbnis; der einzige Unterschied zu solchen Veranstaltungen ist der, dass der Abgetretene all die schönen Worte hören und sich darüber freuen kann. Dass so viele Mitmenschen in den unterschiedlichsten Funktionen eine so gute Meinung von mir haben, habe ich einerseits nie vermutet, auch nicht gehofft, andererseits – das gestehe ich gerne – ist es doch ein gutes Gefühl, ein Gefühl ganz tief empfundener Freude, dass einige Mitmenschen meine 64-semesterige Tätigkeit an der Alma Julia nicht für ganz missglückt halten. Ich betrachte es immer noch als ein besonderes Privileg, als Professor das Fach ‚Deutsche Sprachwissenschaft‘ vertreten zu dürfen; und ich betrachte es immer noch als ein Privileg, dieses herrliche Fach an der Universität Würzburg vertreten zu dürfen.

Zu den Geschäften eines Professors gehören Forschung und Lehre. Und gerade in unserem Metier gehört die Vorlesung immer noch zu den vornehmsten Aufgaben der Lehre. So ist es üblich, zu Beginn der Tätigkeit als Professor eine Antrittsvorlesung zu halten. Nach den Regeln der deutschen Wortbildung müsste dann die letzte Vorlesung die *Abtrittsvorlesung* sein. Wir kennen das Verbum *antreten* und das Verbum *abtreten*; durch die semantisch oppositiven Präfixe bilden auch die beiden Verben eine semantische Opposition. Man möchte annehmen, dass dann die impliziten Ableitungen von den beiden Verben, die Nomina actionis *Antritt* und *Abtritt* ebenfalls eine semantische Opposition bilden. Dass dem nicht so ist, hat seine Ursache in der oft zu beobachtbaren Tatsache, dass sprachliche Systeme nur ganz selten symmetrisch strukturiert sind.

Wir erinnern uns vielleicht noch an den verzweifelten Versuch einer Frau vor etwa 20 Jahren, die Anrede von *Frau XY* in *Dame XY* umzuwandeln, da es ja auch *Herr XY* und nicht *Mann XY* heiße. In diesem Fall hat das höchste deutsche Gericht der Dame erklärt, dass Sie immer *Frau XY* heißen werde, weil eben sprachliche Systeme nicht durchgehend symmetrisch gebaut seien (vgl. Zimmer 1986:67ff.). Und es erinnert an den

nicht sehr glücklichen Versuch einer hiesigen Zeitung, für das Gelände der Leighton Barracks einen neuen Namen zu finden; einer der erfolgreichsten Vorschläge lautete *Männerland* (als Gegenstück zum nahegelegenen Frauenland), wo es doch zumindest *Herrenland* hätte heißen können.

Mit anderen Worten – Sie haben das natürlich alle schon längst durchschaut und erfasst –, das Substantiv *Abtritt* ist zumindest zweideutig, sodass das Kompositum *Abtrittsvorlesung* möglicherweise heute gut passen würde, aber wohl doch unpassend wäre, zumindest aus Sicht des Vortragenden.

Die heutige Vorlesung beendet nicht nur eine 64-semesterige Lehrtätigkeit, sondern auch meine Vorlesung des zu Ende gehenden Wintersemesters, die als letzter Teil eines viersemestrigen Zyklus ‚Die Struktur der deutschen Gegenwartssprache‘ die sprachliche Einheit und das sprachliche Superzeichen ‚Text‘ zum Thema hat. Ursprünglich, d.h. damals, als ich noch der Meinung war, dass ich selber entscheiden dürfe, wollte ich diese abschließende Vorlesung einfach am letzten regulären Vorlesungstag, also am Donnerstag um 11 Uhr halten. Dies jedoch wurde mir, wie schon gesagt, verwehrt, und so muss ich das geneigte Publikum bitten, das, was ich heute ausführen werde, in seiner Fragmentarität zu akzeptieren.

Beginnen wir mit einem Textstück, das den heutigen Anlass auf vielfältige Weise sprachkünstlerisch zu gestalten scheint. Wir nehmen ein Stück ‚Weltliteratur‘ – ich werde auf dieses Wort später zurückkommen –, und gehen zum 5. Akt von Goethes ‚Faust II‘. Mit V. 11288 beginnt eine neue Szene, die mit dem Hinweis ‚Tiefe Nacht‘ überschrieben ist. Der Türmer Lynceus steht *auf der Schloßwarte* und singt:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen
Gefällt mir die Welt.

Den Text habe ich der ‚Münchner Ausgabe‘ entnommen, weil von den modernen Editionen nur sie die historische Schreibweise widerspiegelt.

Goethe beginnt mit drei Partizipkonstruktionen, deren syntaktischer Status offen bleibt. Es können nicht Adverbialbestimmungen zum ersten vollständigen Satz (*Gefällt mir die Welt*) sein, denn in diesem Fall würden sie sich auf das Subjekt dieses Satzes beziehen; hier aber ist *die Welt* das Subjekt, und die kann nicht *Zum Sehen geboren* oder *Zum Schauen bestellt* sein. D.h., dass die ersten drei Partizipkonstruktionen gewissermaßen als Nominativi pendentes, als freie Nominativgruppen Sachverhalte so allgemein wie möglich, ohne Nennung betroffener Personen benennen. Gleichwohl macht die Spitzenposition des finiten Verbs in V. 4 deutlich, dass der Text davor insgesamt als ein Satzglied anzusehen ist. Welche syntaktische und – noch deutlicher – welche semantische Funktion die drei ersten Verse im gesamten Gefüge haben, wird nicht gesagt; den Zusammenhang, dessen Bestehen explizit formuliert wird, müssen der Leser oder der Hörer selbst rekonstruieren.

Goethe beschreibt hier einerseits eine Eigenschaft des Menschen allgemein, welcher eben *zum Sehen geboren* ist und andererseits das Amt des Türmers, welcher *zum Schauen bestellt* ist. Die Fähigkeit des Sehens eine naturgegebene Fähigkeit, das *Schauen* hingegen ist eine Handlung, die ein Subjekt bewusst ausführt. Goethe nutzt hier die Opposition zwischen zwei Verben, die unterschiedlichen semantischen Klassen angehören. *Sehen* ist ein „Bewusstseinsverb“, also ein Verb der Perzeption und der Kognition ohne das Merkmal „Intention“. Andere Bewusstseinsverben sind *hören* oder *riechen*.

Demgegenüber ist *schauen* ein „Aktionsverb“, mithin ein Verb, das eine intentionale Handlung ausdrückt. Andere Aktionsverben sind *horchen* oder *schnüffeln*.

Der Mensch kommt also – dies haben wir von Goethe gelernt – als ein Wesen, das mit wahrnehmenden Sinnen ausgestattet ist, auf die Welt; die Sinne befähigen den Menschen, die Welt wahrzunehmen. Doch handeln muss er wollen; die Welt aufgrund der Wahrnehmungen zu interpretieren, zu bewerten und zu gestalten, dazu bedarf es gewissermaßen eines Amtes. Und genau dies sagt der Türmer Lynceus: Er ist

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt.

Goethe hat die Figur des Lynceus nicht erfunden, sondern der antiken Mythologie entnommen. Eine der wichtigsten Quellen für sein mythologisches Wissen war Benjamin Hederichs ‚Gründliches mythologisches Lexikon‘ (Leipzig 1770). Beim zweiten Lemma *Lyncevs* (es gibt mehrere Figuren dieses Namens) können wir dann lesen:

„LYNCÊVS [...] hatte so ein scharfes Gesicht, daß er auch sehen konnte, was unter der Erde verborgen lag. [...] Er soll damit durch die Eichen, [...] ja selbst durch den Himmel, das Meer und des Pluto Aufenthalt haben hinweg dringen, [...] . und es bey finsterner Nacht so wohl, als bey Tage brauchen können.“

In nahezu zeitgenössischem Deutsch formuliert Herbert Hunger in seinem ‚Lexikon der griechischen und römischen Mythologie‘:

„L[ynkeus] ist wegen seines scharfen Auges berühmt, mit dem er sogar feste Gegenstände wie Bäume, Steine oder Erde durchdringen kann. Vom Taygetos aus sieht er weithin ins Land. Seine Sehschärfe war sprichwörtlich.“

Es überrascht daher etwas, wenn der berühmte und weitem gerühmte Faust-Kommentar Albrecht Schönes in der ‚Frankfurter Ausgabe‘ des Deutschen Klassiker-Verlags notiert:

„Der ‚luchsäugige‘ Turmwächter [...] singt hier von dem was er bei *Tiefer Nacht* sieht (in der freilich *der Mond und die Sterne* scheinen).“

Das Adjektiv *luchsäugig* spielt auf die Etymologie des Namens *Lynceus* an, der vom griech. Wort *lynx* ‚Luchs‘ abgeleitet ist, dessen scharfes Auge ja heute noch sprichwörtlich ist. Wenn also der luchsäugige Lynceus in finsterner Nacht in die nähere und fernere Umgebung blickt, dann hindert ihn die *Finstere Nacht* sicherlich nicht, das Wesentliche zu sehen und zu erfassen, und er bedarf nicht *des Mondes und der Sterne*, um etwas zu erblicken. Kehren wir zum Gesang des Lynceus zurück. Dazu notiert besagter Kommentar:

„Goethes Sprachgebrauch unterscheidet die unreflektierte Sinneswahrnehmung *Sehen* (im Goethe-Wörterbuch dafür mehr als 11000 Belege) von einem entschieden anspruchsvolleren: das Wesen der Erscheinungen erfassenden *Schauen* (600 Belege).“

Wir können an dieser Stelle eine häufig anzutreffende Eigenart der Goethe-Philologie beobachten: Alles, was dem Kommentator groß, tief und bedeutend vorkommt, wird Goethes Genialität zugeschrieben. Der Unterschied zwischen *sehen* und *schauen* ist keine Eigenart von „Goethes Sprachgebrauch“, sondern ist Teil des alltäglichen Wortschatzes und war das schon zur Goethe-Zeit. Der große Lexikograph der Goethe-Zeit, Johann Christoph Adelung, bucht s.v. *schauen* in seinem ‚Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart‘ als Hauptbedeutung:

1) Mit scharfer Aufmerksamkeit sehen, genau sehen, ingleichen besichtigen; in welcher Bedeutung es eigentlich ein Intensivum von sehen ist, welche Intension von dem stärkern Zischlaute sch herrühret.

Es geht also im Lied des Lynceus nicht um einen wertenden Vergleich zweier Verben, sondern um eine semantische Differenz, wie sie in jeder natürlichen Sprache mehrfach begegnet. Dem Kommentator hätte also die sprachwissenschaftliche Nüchternheit nicht geschadet, zumal da die dortige Überinterpretation sicherlich nicht notwendig ist. Goethe nutzt – und das ist ein Zeichen für einen großen Autor – die sprachlichen Möglichkeiten intensiv und extensiv; der berühmte Sprachwissenschaftler Eugenio Coseriu (1994:147) meint sogar, dass die „dichterische Sprache“ die „Sprache schlechthin“ ist, „denn nur in ihr findet man die volle Entfaltung aller sprachlichen Möglichkeiten“.

Gerade das zeigt sich auch im Lied des Lynceus: Hier wird nicht nur die Opposition zwischen zwei synonymen Verben ausgenutzt, sondern diese Opposition wird darüber hinaus syntagmatisch erweitert. Die beiden substantivierten Infinitive stehen jeweils in einer Präpositionalphrase als finale Adverbialangaben in den Partizipkonstruktionen. Nicht nur *Sehen* und *Schauen* drücken den Gegensatz zwischen Vorgang und Handlung aus, sondern auch *geboren* und *bestellt*. *Geboren werden* ist ein natürlicher Vorgang; *bestellt werden* ist eine gesellschaftliche Handlung. Der luchsäugige Lynceus hat sein „scharfes Gesicht“ (so Hederichs Formulierung) als natürliche Gabe erhalten; sein Amt als Türmer wurde ihm als Auftrag gegeben. Deshalb ist er auch *Dem Thurme geschworen*; dies ist eine Formulierung, die uns heute, etwa 200 Jahre nach dem Entstehen des Liedes, nicht mehr ganz geläufig ist.

Im Grimmschen Wörterbuch lesen wir zum Stichwort *geschworen*, das hier als Adjektiv bezeichnet wird, dass es auch aktivisch verwendet wird:

mit activer bedeutung 'der geschworen hat', zu einem amte oder einer verrichtung in eid und pflicht genommen ist.

Und als einer der beiden Kontextbelege für die Verwendung mit dativischer Valenzstelle bringt das Wörterbuch neben dem Lynceus-Zitat eine Stelle aus einem Weistum des 16. Jahrhunderts:

mit dativ: die schran (das gericht) berufen und besetzen mit den zwelf mannen, so im und der herrschaft gesworn sind. östr. weisth. 6, 60, 13 (16. jh.).

Ähnliches bucht auch Goethes Zeitgenosse Adelung:

Ein Geschworne, [...], in vielen Fällen, jemand, welcher geschworen hat, doch nur in engerer Bedeutung, ein beeidigter Aufseher, Richter u.s.f. denn beeidigte Bürger, Soldaten u.s.f. heißen so nicht. Es gehöret hier zu den vielen Ausnahmen von der Regel, wo die passiven Mittelwörter eine thätige Bedeutung haben.

Dem Thurme geschworen: Das Substantiv *Thurm* wird metonymisch für das Amt des Türmers verwendet, und für dieses Amt ist Lynceus „in eid und pflicht genommen“ worden (wie dies das Grimmsche Wörterbuch paraphrasiert).

Nun wird deutlich: Das erste zusammenfassende Urteil des Türmers

Gefällt mir die Welt.

kann Lynceus abgeben, weil er von der Natur dazu begabt, von der Gesellschaft dazu bestimmt und aufgrund eines Eides dazu verpflichtet ist.

In der Folge expliziert Lynceus sein Urteil:

Ich blick in die Ferne,
 Ich seh in der Näh,
 Den Mond und die Sterne,
 Den Wald und das Reh.
 So seh ich in allen
 Die ewige Zier
 Und wie mir's gefallen
 Gefall ich auch mir.

Er wirft einen kurzen Blick *in die Ferne*, man vgl. das Interpretament zum Verbum *blicken* in Adelungs Wörterbuch:

Schnell, mit einer einzigen Bewegung der Augen sehen. Ich blickte nur dahin, so ward ich es gewahr. Nach etwas blicken. Seitwärts blicken.

Und schon sieht Lynceus *in der Näh*

Den Mond und die Sterne,
 Den Wald und das Reh.

Dies alles wird – wir haben hier eine andere Bedeutung des Verbuns *sehen* vor uns, darauf deutet auch die Syntax: *etwas in etwas sehen* – als *die ewige Zier* beurteilt. Und genau so, wie die Natur dem Türmer gefällt, genau so sieht er sich.

Dorothea Hölscher-Lohmeyer, die Kommentatorin des Faust-Bandes in der ‚Münchener Ausgabe‘ notiert zum ganzen Lied:

„In der Weise des mittelalterlichen Türmers sein Abendlied anstimmend; hier Chiffre für den die Welt in ihrer Gesetzlichkeit Schauenden, der, im Unterschied zu Faust, dem Handelnden, unverstrickt sich ihrer Ordnung freuen und von ihr dichterisch singen kann.“ (S. 1112f.)

Mir ist nicht ganz klar, wo hier Lynceus von der Gesetzlichkeit der Welt spricht. Er blickt in die Ferne, und er sieht in der Nähe *Den Mond und die Sterne, / Den Wald und das Reh*, also einfache, um nicht zu sagen triviale Naturphänomene, oben und unten. Und dies alles interpretiert er als *Die ewige Zier*. Auch der Betrachter, der Schauende — der Vergleichssatz *wie mir's gefallen* macht es deutlich — sieht sich als Teil dieser einfachen Natur und gefällt sich deshalb in gleichem Maße. In der ‚Frankfurter Ausgabe‘ ist zu lesen:

„Der Türmer *hoch* auf der Schloßwarte (unsichtbar wohl bei tiefer Nacht, nur seine Stimme vernimmt man in ihrem seligen Einklang mit sich selbst) ...“ (S. 728)

Auch diesem Kommentator täte ein schärferer und vielleicht etwas weniger begeisterter Blick gut, vielleicht auch auf die eigenen Formulierungen: Man könnte vielleicht noch meinen, dass der Sänger mit sich selber im Einklang ist; aber dass die Stimme sich „in ihrem seligen Einklang mit sich selbst“ befindet, das geben weder die Syntax noch der Wortschatz her.

In den letzten vier Versen wechselt der Sänger vom *Ich* zum Anredepronomen

Ihr:
 Ihr glücklichen Augen,
 Was je ihr gesehn,
 Es sey wie es wolle,
 Es war doch so schön!

Das Wahrnehmungsorgan des Sehenden und Schauenden wird angesprochen. Die beiden Linguisten Robert-Alain de Beaugrande und Wolfgang Dressler haben in ihrer Einführung in die Textlinguistik sieben „Kriterien der Textualität“ formuliert, von denen das siebte die „Intertextualität“ ist, also die Beziehung zum Kosmos aller bislang geäußerten und noch bewussten Texte. Wir unterscheiden

- typologische Intertextualität, der Bezug auf textuelle Muster, auf literarische Gattungen, auf Textsorten oder Textarten,
- referentielle Intertextualität, etwa die Nutzung von Anspielungen, Zitaten oder literarischen Motiven.

Man möchte meinen, dass Goethe hier im Sinn einer referentiellen Intertextualität auf Platon anspielt, der in seiner ‚Politeia‘ von den „Augen als dem Schönsten“ (Platon 1998) spricht, eine Beurteilung, die nicht nur die Freude am Sehen, sondern auch die Wichtigkeit des Schauens ausdrückt.

Die *Augen* des Lynceus haben *gesehen*; das Ich schaut auf das Gesehene, bewertet es: *Es war doch so schön!* Das Blicken und das Schauen, das zunächst im atemporalen Präsens formuliert wird, wird durch das Präteritum im letzten Vers des Liedes zur Rückschau. Dorothea Hölscher-Lohmeyer annotiert das Tempus:

„Das Imperfekt ‚war‘ meint nicht das Präteritum, die schöne Vergangenheit, die jetzt vorbei ist; es ist der Rückblick auf das Immerwährende, erfahren in dem gegenwärtigen Anblick der Welt.“ (S. 1113)

Wiederum ein Stück Professoren-Poesie möchte man sagen, die den kommentierten Text an unverständlicher und unverständlicher Poetizität übertreffen möchte. Abgesehen davon, dass ich die Rede vom „Rückblick auf das Immerwährende“ nicht verstehe, muss man das Lied in seinem Kontext, in Sonderheit auf das Nachfolgende sehen und lesen:

(*Pause*)

Nicht allein mich zu ergötzen
 Bin ich hier so hoch gestellt;
 Welch ein gräuliches Entsetzen
 Droht mir aus der finstern Welt!

Nach einer *Pause* wechselt Lynceus den Ton: Vom Präteritum geht es in das Präsens, das mit der Verbform *Droht* auf die Gegenwart referiert. Lynceus sagt zudem, dass er sich nicht nur *ergötzen* darf. Mit dem Infinitiv reimt die Infinitivkonversion *Entsetzen*; der Endreim fügt die beiden reimenden Wörter eng zusammen, wodurch der semantische Kontrast zwischen den beiden Emotionswörtern deutlich hörbar wird. Als Substantivierung kann das *Entsetzen* Subjekt zum Verbum *drohen* sein, und das kommt *aus der finstern Welt*, die nicht mehr vom *Mond* und den *Sternen* beleuchtet ist.

Mit anderen Worten: Das, was der Schauende bewertet, ist die schöne Vergangenheit, die in deutlichem Kontrast zur *gräulichen* Gegenwart steht. Das Präteritum ist auch hier das „Tempus der Erinnerung“ (wie dies Hennig Brinkmann formuliert hat); es schafft eine deutliche und eindeutige Distanz zur Gegenwart. Das was *war*, *war* in der Vorzeit, in der Zeit vor dem Sprechzeitpunkt und hat kaum Relevanz für die Gegenwart, in der Schreckliches geschieht.

Der „Wechsel der Töne“ (Schöne 2005:728) wird besonders durch die unterschiedlichen Metren signalisiert: Der Liedvers ist durch zwei Takte, und zwar einen

Jambus und einen Anapäst, mit abwechselnd weiblicher und männlicher Kadenz gekennzeichnet:

/ /
 Zum **Sehen** geboren,
 / /
 Zum **Schauen** bestellt

Die nachfolgende Teichoskopie (bzw. Mauerschau) ist in viertaktigen Trochäen, ebenfalls mit abwechselnder Kadenz geschrieben:

/ / / /
Nicht allein mich **zu** ergötzen
 / / / /
Bin ich **hier** so **hoch** gestellt

Wir haben bis jetzt zur Analyse des Textstückes nahezu alle Teildisziplinen der Sprachwissenschaft (im engeren Sinne) herangezogen: Syntax, Wort- und Textsemantik, Morphologie und Phonologie. Wir haben dies getan, um die Konstitution des sprachlichen Superzeichens „Text“ mit dem hierfür nötigen Instrumentarium zu beschreiben. Wir haben gesehen, dass und wie der Türmer Lynceus eine Welt kreierte, die mit der gegenwärtigen Welt, in die Goethe seine Figur stellt, in deutlichem Kontrast steht. Goethe, von dem ja auch das Lied des Lynceus stammt, hat im Sinne Coserius die „Sprache in ihrer vollen Funktionalität“ eingesetzt, um die zwei Welten zu erschaffen.

Auch wenn das Kompositum nicht von ihm stammt, Goethe hat den Begriff ‚Weltliteratur‘ gewissermaßen definiert und, wie Hendrik Birus im ‚Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft‘ formuliert, durch seine „Begriffsprägung“ bewirkt, dass sich dieser Begriff „weltweit durchgesetzt hat“. Birus vermerkt auch, dass in der Alltagssprache die „Bezeichnung *Weltliteratur* [...] in doppelter Bedeutung gebraucht wird:

- „(1) Quantitativ meint sie die Gesamtheit der Literaturen bzw. der literarischen Werke der ganzen Welt [...].
- (2) Qualitativ meint sie die international anerkannten Spitzenwerke unter ihnen.“

Zumindest in qualitativer Hinsicht ist das Lied des Türmers ein Stück Weltliteratur, ein Welttext. Das Substantiv *Welt* wird heute oft wie ein stark positiv wertendes Präfix verwendet:

Weltdame, Weltmann, Weltelite, Welterfolg, Weltklasse, Weltstar, Weltwunder.

Die Ausgangspunkte für diese Bedeutung sind klar; es ist einerseits die Fügung (*Dame, Mann*) *von Welt*, andererseits ‚in der ganzen Welt anerkannt‘. Das Grimmsche Wörterbuch bucht einen Beleg für *Weltfrau* aus dem Jahre 1828:

die frau werbehauptmannin ... war ... eine ... feine weltfrau (1828)

Die *frau werbehauptmannin* war also eine Frau von Welt mit feinen Manieren und gutem Auftreten. Ein Welttext ist also ein Text, der in der ganzen Welt anerkannt ist, somit ein Spitzentext. Ein Welttext wie der unsere erzeugt mit ganz speziellen und vielfältigen sprachlichen Mitteln eine Textwelt, die – ich variere den Gedanken – ihre Erscheinungsform der jeweiligen Auswahl aus den sprachlichen Mitteln und Möglichkeiten verdankt. Weltliteratur muss, um in der ganzen Welt von möglichst vielen Menschen verstanden zu werden, in andere Sprachen übersetzt werden. Dies ist natürlich auch mit Goethes ‚Faust‘ geschehen. Im Jahre 1976 erschien eine vollständige Übersetzung beider Teile von

Walter Arndt (geb. 1906, Professor der russischen Literaturgeschichte am Dartmouth College und Übersetzer deutscher und russischer Literatur). Die ersten beiden Verse des Liedes lauten hier:

To seeing born,
To scanning called.

Arndt ist bestrebt, sowohl das Metrum als auch die Wortfolge des Originals nachzubilden; den Preis dafür zahlt er mit dem Wortschatz: *scanning* ist sicherlich nur teilweise geeignet, das deutsche *Schauen* adäquat wiederzugeben. Ganz anders geht Philip Wayne vor, dessen Übersetzung 1959 erschienen ist:

A look-out born,
Employed for my sight.

1890 übersetzte Bayard Taylor:

For seeing intended,
Employed for my sight.

Schließlich Anna Swanwick 1902:

Keen vision my birth-dower,
I'm placed on this height.

Und die französische Prosa-Übersetzung von M. Henri Blaze (Paris 1847) lautet:

Né pour voir, placé pour observer.

Es geht mir hier nicht um Übersetzungskritik, sondern nur um eine einfache Feststellung: Jede Übersetzung in eine andere Sprache erzeugt, aus teilweise unterschiedlichen Gründen, eine andere Textwelt. Wir kommen hier an die Grenzen der Übersetzung und des Übersetzens. Zwar können wir jeden Sachverhalt wohl in allen oder in den meisten Sprachen ausdrücken, doch geschieht dies – ich wiederhole dies bewusst – mit ganz unterschiedlichen sprachlichen Mitteln, sodass die Konstruktion von Welt ganz unterschiedlich ausfällt. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist, die Strukturierung von Textwelten zu rekonstruieren und das Werkzeug dafür zur Verfügung zu stellen. Die unterschiedliche Weltgestaltung durch unterschiedliche Sprachen kann auch für die Satire verwendet werden:

Im Magazin der ‚Süddeutschen Zeitung‘ vom 18. Januar 2008 war zu lesen (S. 6):

„Wie heißt First Lady auf Französisch?“ – „Femme fatale.“

An dieser Stelle möchte ich auf ein Problem eingehen, das in jüngster Zeit aufs Neue virulent geworden ist und das im Augenblick nicht nur in der akademischen Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wird: Es hat den Anschein, dass das Deutsche als Wissenschaftssprache, nicht nur in den Naturwissenschaften, auf dem Rückzug ist und vom Englischen abgelöst werden soll. An unserer Julius-Maximilians-Universität kann man schon

Political and Social Studies sowie
Political and Social Science

studieren, und in diesen Studiengängen gibt es ein *Bachelor*- und ein *Master*-Diplom. An der Freien Universität in Berlin gibt es eine *Friedrich Schlegel Graduate School of Literary Studies*; Leiter ist ein Germanist. Im Zuge der sogenannten Exzellenz-Initiative

mussten Germanisten mit deutscher Muttersprache auf Englisch diskutieren, damit deren Exzellenz auch Leuten sichtbar wird, die zwar nicht Deutsch können, aber ein germanistisches Forschungsvorhaben beurteilen.

Man kann nun einwenden, dass dies alles eine eingeschränkte Sicht eines germanistischen Sprachwissenschaftlers sei; doch auch unter naturwissenschaftlichen Kollegen regt sich der Widerstand. Ich führe nur eine Äußerung des Wissenschaftsjournalisten Stefan Klein, der über theoretische Biophysik promoviert wurde, aus dem Jahre 2007 an (zit. Schneider 2008):

„Ein Haufen Puzzleteile ist noch keine Wissenschaft. Jede Disziplin braucht auch Veröffentlichungen, die Zusammenhänge aufzeigen, aufregende Ideen vermitteln und neue Konzepte umreißen.“

Dazu kommt, dass jede Fachsprache der Metaphern bedarf, die aus der Muttersprache des Wissenschaftlers geholt werden. In jeder Sprache kondensiert sich die jahrhundertealte Erfahrung einer Sprachgemeinschaft, oder wie es der Journalist Wolf Schneider in seinem jüngst erschienen Buch formuliert:

„Es sind die Wörter, die geballten Erfahrungen und Erinnerungen unserer Ahnen, die uns, je nach Gebrauch, in Vorurteile einmauern oder unseren Gedanken Flügel geben.“

Es sind dies nicht nur die Wörter, es sind dies, wie wir am Lied des Lynceus gesehen haben, auch lautliche, morphologische und syntaktische Strukturen sowie Konventionen des Textierens. Wenn bestimmte Fachbereiche nur noch auf Englisch verbalisiert werden, dann verliert das Deutsche die Fähigkeit, die Fachsprache weiterzuentwickeln, dann begibt man sich der Gelegenheit, weite Teile der Gesellschaft an wissenschaftlichem Diskurs zu beteiligen. Die Wissenschaft wird nicht nur durch die neuen Strukturen einer „unternehmerischen Universität“ (Wolfgang Hermann, Präsident der TU München) entdemokratisiert. Der frühere Ministerpräsident Edmund Stoiber hat als Mitglied des Universitätsrates der TU München mehr „Elitebildung“ gefordert und dies durch die Notwendigkeit von mehr „englischsprachige[n] Angeboten“ (SZ 06.12.07, S. 59) konkretisiert. Ich frage mich, ob Herr Stoiber, die Tatsache,

daß der Hauptbahnhof im Grunde genommen näher an Bayern an die bayerischen Städte heranwächst weil das ja klar ist (URL 1)

ebenso feinsinnig auf Englisch hätte formulieren können.

Was da alles im Zusammenhang mit dem Stichwort ‚Bologna-Prozess‘ auf uns zukommt, stimmt mitnichten optimistisch. Ich aber möchte heute den skeptischen Blick in die Zukunft beenden, dafür den Rückblick ähnlich wie unser Freund Lynceus mit dem Präteritum, dem Tempus der Erinnerung, formulieren:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sey wie es wolle,
Es war doch so schön!

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

GOETHE, Johann Wolfgang (1997): *Letzte Jahre 1827-1832*. Hg. von Gisela Henckmann/Dorothea Hölscher-Lohmeyer. München/Wien (=Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe Bd. 18.1).

Sekundärliteratur:

ADELUNG, Johann Christoph (2001): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Elektronische Volltext- und Faksimile-Edition nach der Ausgabe letzter Hand. Leipzig 1793-1801. Berlin (=Digitale Bibliothek 40).

BIRUS, Hendrik (2003): Weltliteratur. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 3. Berlin/New York.

BRINKMANN, Henning (1971): *Die deutsche Sprache*. Gestalt und Leistung. 2. Aufl. Düsseldorf.

COSERIU, Eugenio (1994): *Textlinguistik*. Eine Einführung. Tübingen/Basel (=UTB 1808).

GRIMM, Jacob und Wilhelm (2004): *Deutsches Wörterbuch*. Der digitale Grimm. CD-ROM-Version. Frankfurt.

HEDERICH, Benjamin (2006): *Gründliches mythologisches Lexikon*. Neusatz und Faksimile der Ausgabe Leipzig 1770. Berlin (=Digitale Bibliothek 135).

HUNGER, Herbert (1974): *Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*. Reinbek.

PLATON (1998): *Platon im Kontext*. Sämtliche Werke auf CD-ROM. Berlin.

SCHNEIDER, Wolf (2008): *Speak German!* Warum Deutsch manchmal besser ist. Reinbek.

SCHÖNE, Albrecht (2005): *Johann Wolfgang Goethe. Faust*. Kommentare. Frankfurt (=Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch Bd. 1).

URL 1: <http://www.die-stimme-der-freien-welt.de/post/20060113/stoiber-transrapid> (06.02.08).

ZIMMER, Dieter E. (1986): *Redens Arten*. Über Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch. Zürich, S. 67ff.

Résumé

Světové texty a světy textů

Východiskem přednášky „Světové texty a světy textů“ je detailní analýza úryvku Goethova Fausta (Lynceova píseň), při níž jsou aplikovány téměř všechny základní lingvistické disciplíny. Pomocí této analýzy autor demonstruje, jak texty dokáží vytvářet vlastní světy a jak obtížné (někdy nemožné) je převést tyto světy do jiného jazyka. V této souvislosti poukazuje na skutečnost, že současné používání angličtiny jako odborného jazyka v německém prostředí je spojeno s ochuzením výrazových možností a je vážným nebezpečím pro další rozvoj němčiny jako odborného jazyka.

Summary

World Texts and Worlds of Texts

The lecture 'World Texts and Worlds of Texts' draws on a detailed analysis of an extract of Goethe's *Faust* applying almost all fundamental linguistic approaches. Via this analysis, the author demonstrates how texts are capable of creating their own worlds, and how difficult (and sometimes impossible) it is to transfer these worlds into another language. In this connection the author points out how the current use of the English language as a medium of professional communication in German-speaking countries is related to a reduction of expressive means and represents a serious threat to the future development of German as a language of professional communication.

Onomastisches und Onomasiologisches zum Ausdruck von Exotik in Walter Moers ,Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär‘

André BOCHYNSKI

Wir haben noch etwas für dich: Einen Namen! (Moers 2001:64)

Die Feststellung, dass ein Schriftsteller¹ gleichzeitig der Schöpfer eines Werkes ist, dass in seiner Form ein noch nie dagewesener Makrokosmos der Fantasie ist, kann man bereits als Gemeinplatz auffassen. Wird indes das Augenmerk auf die von ihm gewählten „Werkzeuge“ der Sprachvermittlung gerichtet, zeigt sich, welche Autorität dem Autor tatsächlich innewohnt. Erst mit dem durch ihn fein abgestimmten Bezeichnungsspektrum ist es dem Leser überhaupt möglich, ein Zeuge der Handlungen zu werden. In Anbetracht dieses Herrendienstes kommt dem Eigennamen die Schlüsselfunktion zu, eine abstrakte Vorstellung des Schreibers durch eine konkrete Benennung dem Lesenden direkt zu vermitteln. In der Verbindung linguistischer und literaturwissenschaftlicher Feststellungen ergibt sich ein interessantes Resultat: Die fiktiven Benennungen können in ihrer Fähigkeit begründet werden, auf welche Weise sie einen Leser gewollt in seinen Fantasien, Emotionen und Eindrücken leiten.

Ein möglicher, die Einbildungskraft des Rezipienten verändernder Effekt liegt in der Evokation von Exotik. Durch eine zielgerichtete linguistische wie auch literaturwissenschaftliche Betrachtung in Form einer poetischen Onomastik kann es gelingen, dem Namen das Geheimnis seiner Wirkung zu entziehen und ihn somit sprechend zu machen.

Die Frage, warum gerade der 1999 erschienene Roman ‚Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär‘ von Walter Moers (geb. 1957) zur Grundlage von Betrachtungen im Kontext exotischer Assoziationen ausgewählt wurde, beantwortet sich durch die Textstruktur der Lektüre. Moers findet bei den Bezeichnungen seiner Protagonisten sowie deren Lebenswelten die Eigenart, durch versteckte Anspielungen, Lautmalereien, Anagramme und morphologische Besonderheiten, Sprache zu einem eigenen thematischen Handlungsträger zu funktionalisieren. Die Tatsache, dass es sich um ein deutschsprachiges Buch handelt, ist zur Feststellung der Erweckung exotischer Emotionen hilfreich, da das Abwägen von Eigen- und Fremdkultur stets eine subjektive Wertung bedeutet. Weiß man um die eigene kulturelle Ausprägung Bescheid, so ist auch das Bewusstsein bestimmter für das ‚eigen‘ und was ‚fremd‘ ist.

¹ Die nachfolgenden Bezeichnungen verstehen sich auch in der movierten, weiblichen Verwendung.

1. Bestimmung des Arbeitsbegriffs *Exotik*

Unternimmt man den Versuch zu klären, was *exotisch* – also fremd – ist, braucht es eine feste Größe dessen, was es bedeutet, nicht-fremd zu sein. Eine Eigenkultur ist laut Magill (1989:18) dadurch gekennzeichnet, dass die wesentlichsten Züge der erbeigenen Kultur im Gehirn ‚vergesellschaftet‘ sind. Eigenkultur und Fremdkultur besitzen so jeweils für sich einen festen Code ihres Ausdrucks. Dieser wird innerhalb der soziokulturellen Gemeinschaft versendet, verstanden und beantwortet. Kommt es zum Kontakt beider Verständnisparameter, ruft dies Kommunikations- und Auslegungsdifferenzen hervor, da nach Meinung von Magill (1989:20) jede Gruppe die Aussagen der ihr gegenüberstehenden eigenen Verständnissfähigkeit zuführt und zu klären versucht. Ein aktives Kulturgefüge betrachtet dann das Andere als undurchsichtig und lässt die unüblichen Handlungsformen auf sich wirken. Dabei ist es nicht zwingend nötig, diese Fremdkultur als vollkommen andersartig zu bewerten, denn diese kann auch eine abweichende Variante der eigenen und somit bekannten Handlungsweisen darstellen – ‚andere Länder, andere Sitten‘. In diesem Moment wären die Exotismen ungebräuchlich, jedoch in ihrer Motivation erkennbar und somit eher ‚fremdartig‘ als vollkommen fantastisch.

Einer Differenzierung bedarf *Exotik* noch in der Frage, wo diese endet und in *Fantastik* übergeht. Indem der Leser trotz der bewussten Illusionsbildung seinen Erfahrungshorizont in Kontext zur fiktionalen Welt setzt, muss er zwischen einer ‚andersartigen‘ *Exotik* und einer ‚fiktiven‘ *Fantastik* differenzieren. Der Moment, in dem *Exotik* empfunden wird, geht über die eigentliche Fiktionsebene hinaus, da die erdachte Welt als real aufgefasst werden muss, um diesen Eindruck zu empfinden. Das Erfassen und Annehmen von Gestalten, Schauplätzen und Handlungsobjekten bewirkt, wie bei Ingarden (1972:233) postuliert, für fiktionale Texte einen äußeren Habitus der Realität. Dieser ist die Grundvoraussetzung zur Entstehung von *Exotik*.

Ein mögliches Feld für *Exotik* bilden die bei Bauer (1998:194) bezeichneten unterschiedlichen Kulturräume der Namenslandschaften. Diese wirken durch etymologisch zuweisbare Formen, wie bei Sonderegger (1987:18) beschrieben, ‚heimatstiftend‘. Kommt es in literarischen Texten zur Benennung andersartiger Gestaltungen, wendet der Leser seine Erfahrungen von Realität, Heimat und dementsprechend auch seine Vorstellung von Fremde an und beginnt, instinktiv einzuordnen. Der Schriftform und Lautgestalt kann dabei eine kulturell abweichende Wirkung zukommen. Genau dieser Effekt kann in literarischen Texten ausgenutzt werden, um beabsichtigte Leseindrücke auszulösen.

2. Differenzierung der Benennungsmuster

Um eine Klassifikation der gegebenen Namen vorzunehmen, bedarf es, wie bei Birus (1987:45) dargestellt, konkreter Funktionsdifferenzierungen des Wortmaterials.

a) Verkörpernde Namen

Ihre Wirkungsweise beruht auf der Darstellung des Namensträgers unter Einbeziehung von Vorwissen. Beispielgebend hierfür ist der plötzlich auftauchende Rettungsflugsaurier *Deus X. Machina*. Dieser Eigenname verweist auf das genauso unerwartete Auftreten einer Gottheit mit Hilfe einer Bühnenmaschine im antiken griechischen Theater – dem sogenannten *Deus ex machina*. Bei dieser Form der Analyse besteht jedoch eine Gefahr der Überinterpretation durch die vorsätzliche Suche eines konkreten Vorbildes. So wäre man geneigt, in den Lügensportlern *Brútan Cholltokker* oder *Gabrosiek Nassatrams*

Anagramme real existierender Wettkämpfer zu suchen, was aber eine Übergeneralisierung des Textes bedeuten könnte.

b) Klassifizierende Namen

Bei dieser Klasse wird der Leser in den Glauben versetzt, den Namensträger etwa kulturell zuzuordnen, obwohl er nichts über dessen Charakter oder Lebensweise erfährt. So erwecken *Votan von Østa* oder das Toponym der Wüstenstadt *Scharach il Allah* nach dem Bildungsmuster der Mehrgliedrigkeit und der im Vergleich zum Deutschen unüblichen Lautfolge den Anschein, dem skandinavischen bzw. arabischen Kulturraum zu entstammen.

c) Klangsymbolische Namen

Hierbei kommt es zu phonetischen Auffälligkeiten, wie etwa Alliterationen, Lautähnlichkeiten, Nachahmungen und Wiederholungen einzelner Laute. Die Sensibilisierung gegenüber dem Wortklang einer Muttersprache stellt nach Schirmer (1995:196) eine wichtige Möglichkeit dar, ein Gefühl der Andersartigkeit zu empfinden. Eine solche Bezeichnung braucht dabei keinen konkret zu semantisierenden Gehalt. Die Gestalt ist es, welche die Besonderheit einer exotischen Handschrift trägt. Das Klangergebnis des Makrotoponyms *Ü* sowie die Gattungsnamen *Natifftoff* und *Sammlasam* bewirkt eine unausgesprochene Charakterisierung der Identifikations- und Referenzobjekte.

d) Redende Namen

Diese wirken laut Fleischer (2001:652) aufgrund einer artikulierten Semantik. Der Wortschatz einer bestimmten Gebersprache ermöglicht eine Assoziation, die, wie Schirmer (1995:196) besagt, eine Etymologie vortäuscht. Die hier zu bemerkende Exotik evozierende Fähigkeit liegt darin, dass redende Namen zugleich einen appellativen und proprietären Charakter besitzen, was nach onomastischen und onomasiologischen Kriterien für einen erblichen Namen nicht möglich ist. Dennoch ist der Name die Anredeform und so zeigen sich zugleich Bedeutung als auch Funktion desselben. Dies stellt nach der Ansicht von Thies (1978:40) vor dem Hintergrund der evolutionären Entwicklung des Gattungsnamens zum Eigennamen einen Rückschritt dar. Das Resultat ist für den Leser erneut das Gefühl einer ungewöhnlichen und fremden Verwendung. Beispiel hierfür ist der Eigenname *Blaubär*. Er beschreibt das phänotypische Merkmal eines ‚Bären‘, der ‚blau‘ gefärbt ist, dient aber zugleich als nomen proprium.

3. Personennamen

Auch wenn ein Name durch seine Schreibweise, Zusammensetzung oder Motivation unüblich oder vollkommen fremd auf den Leser wirken kann, besitzt er, wie Müller (2003:13) aussagt, dennoch die Wirkung, neben positiven Empfindungen auch Antipathien hervorzurufen. So kommt man bei der Betrachtung dieser Kategorie nicht umhin, diese in Bezug auf den Buchkontext zu differenzieren.

a) Helfer

Zur Entschlüsselung des Eigennamens *Vlomoot Lomootvlo* gibt der konkrete Buchkontext keine Hinweise, da dieses nomen proprium in einer Aufzählung der großen, heldenhaft verklärten Gewinner der Lügenwettkämpfe von Atlantis genannt wird. Die weiteren Namen, wie etwa *Gabrosiek Nassatrams*, *Krongtep Kran* oder *Zakob Yoa*, stellen in dieser Reihe ähnlich undurchsichtige Lautkombinationen dar. Alle haben jedoch gemeinsam, dass sie als Geistesgrößen gelten, da das Lügen eine Kunst darstellt. Allein dadurch ruft *Vlomoot Lomootvlo* – ohne Näheres über ihn zu erfahren – Sympathien hervor, wie es auch bei den anderen der Fall ist. Ohne weitere Informationen bewirkt die Lautstruktur den Eindruck, dass es sich um keine kulturtypisch bekannte Person handelt. Was diesen Okkasionalismus dennoch die Glaubwürdigkeit eines Namens zukommen lässt, ist abermals die Tatsache, dass die Zweigliederigkeit einen Vor- und einem Nachnamen suggeriert. Es ist auch möglich den Lexemen durch das Vorhandensein bestimmter Eigenschaften der von Blanár (1977:115) zusammengestellten Funktionen eines Namens zuzuordnen, die semantisch erfassbar und darstellbar sind: *Vlomoot Lomootvlo* ist ‚konkret‘ [- abstrakt], ‚ein Lebewesen‘ [+ belebt], ‚einzeln‘ [- abzählbar] sowie eine individuelle Erscheinung [+ personenbezogen].² Die Bezeichnung wird also nach den bekannten Kriterien eines Eigennamens benutzt. Dennoch erscheint dem Leser der Name als aus einer unbekanntem Kultur stammend. Dies wird hervorgerufen durch die auffällige wiederkehrende Lautfolge. Der Nachname besteht im Vergleich mit dem Vornamen aus einer Vertauschung der Silben nach dem Muster ABC:BCAB³. Diese unübliche Anordnung wiederkehrender Klangeinheiten, die in ihrer Bedeutung eine fiktive Lautfolge darstellt, ist ein weiterer Grund empfundener Exotik. Der Name ist zwar fähig, eine Person referierbar zu machen, aber es ist dem Leser bewusst, dass er in dieser Form im Deutschen nicht möglich ist.

Einer anscheinend fiktiven Kultur entstammt auch der Eigenname *Qwert Zuiopü*. Wieder kommt dem geteilten Namen ein interkultureller Wiedererkennungswert zu. Dem Kontext nach ist *Qwert Zuiopü* wegen seiner amorphen Erscheinung gezwungen zu dienen und wird so als gutmütiger Charakter dargestellt. Diese zeigt sich auch im Nebennamen des Wesens: *Querti*. Die Fremdartigkeit seiner gesamten Erscheinung erhält im Kosenamen, der ähnlich dem Deutschen durch Anhängen eines *-i* gebildet wurde, eine diminuierende Charakterisierung. Durch die fiktive Lautbildung, die für einen deutschen Eigennamen in unüblicher Weise mit einem *q* beginnt und bei der kein Konsonant oder Vokal ein zweites mal vorkommt, wird der Leser bemüht, eine etymologische Bedeutung für den Namensinhalt zu finden. Da sich diese aber nicht aus dem Kontext ergibt, wird der Leser seinen eigenen Vorstellungen überlassen. Mit seinem Erfahrungshorizont stößt er nunmehr auf seine Grenzen. Die Folge der Beispiellosigkeit ist eine fremdländische Sinnesempfindung. Erst der Vergleich mit textexternen Kenntnissen lässt als Bildungsart die Abfolge der Typen der obersten Buchstabenreihe einer Schreibastatur erkennen. Ein Leerzeichen zwischen */t/* und */z/* erzeugte eine Teilung der Buchstabenfolge, wodurch Vor- und Nachname vorgetäuscht werden. Die Erkenntnisse der Bildung eines absolut fremden Namens durch alltägliche technische Zustände führen beim Leser zu einer Verwunderung, weil eine Namensbildung in dieser Form vollkommen unbekannt ist.

Mit *Prof. Dr. Abdul Nachtigaller* begegnet dem Leser ein Ausdruck, dessen Bestandteile gewohnt und verständlich erscheinen. Es liegt eine usuelle Lautbildung vor, da

² + (ist); - (ist nicht) markiert die Entsprechung der Eigenschaft in Bezug auf die Benennung.

³ A: /v/; B: /lo/; C: /moot/.

Abdul aus dem arabischen Raum bekannt ist sowie *Nachtigaller* in der Ableitung von ‚Nachtigall‘ genuin deutsch ist. Die Kombination ist zwar nicht unmöglich, aber im deutschsprachigen Milieu eher unüblich. Die geläufigen akademischen Titel *Professor* und *Doktor* wurden hier einer Figur verliehen, die sich im Umfeld verschiedenartigster Daseinsformen bewegt. Das Lexem *Nachtigall* leitet sich laut Duden Herkunftswörterbuch (2007:549) von ‚Nachtsängerin‘ ab, wobei es vom unikalenen Verb *gellen* stammt und soviel wie ‚rufen‘ und ‚schreien‘ bedeutet. Bei *Nachtigaller*, der seinen Unterricht in vollkommener Dunkelheit sehr laut vorträgt, wird der Ausdruck merkmalshaft gebraucht. Er ist ein Mann, der ‚im Dunkel schreiend‘ seinen Unterricht hält. Eine Besonderheit besteht in der Namensverwendung, da der eigentlich erdachte Name kompositionsgliedfähig gemacht wird. So werden im Textgeschehen die Erfindungen *Nachtigallers* präsentiert, wobei diese Ergonyme als Basismorphem seinen Namen tragen. Zu finden sind: *Nachtigalloskop*, *Nachtigallerator*, *Nachtigallillion* und die paradoxe und damit außergewöhnlich fremd anmutende Bezeichnung der *Nachtigallerschen Näherungs-Unmöglichkeitens-Angleichung*.

Weiterhin zu finden: *Bembemm Chirella*, *Brûtan Cholltokker*, *Chemluth Havanna*, *Chulem Cherzz*, *Colporto Poltörky*, *Deus X. Machina*, *Fredda*, *Gabrosiek Nassatrams*, *Gnotêê Valtrosem*, *Hildegunst von Mythenmetz*, *Hüsker von Grübezahl*, *Krongtep Kran*, *Nussram Fhakir*, *Slagoud Pällworm*, *Salguod Smadada der Jüngere*, *Votan von Østa*, *Yongyong Tomm*, *Yson Bro*, *Zakob Yoa*.

b) Widersacher

Mit *Dr. Grobian G. Grobian* wird dem Leser alles Notwendige über den Namensträger mitgeteilt, was er anscheinend wissen muss. Auch ohne weitere Erklärungen wird offenbart, dass es sich um eine Person handelt, die buchstäblich ‚grob‘ ist, wobei es durch die Verdopplung zu einer erheblichen Verstärkung dessen kommt. Der ebenfalls verliehene akademische Grad ist eine weitere Erhöhung seiner Charakterstärke. Diesem Namen kommt sogar noch ein zweiter Vorname hinzu, der jedoch nach seinem Initial abgekürzt ist und dem Leser eine Fortführung des *G.* offen hält. Eine vielleicht dreifache Betonung derber Grobschlächtigkeit ist eine ganz offensichtliche Zuweisung *Grobians* zu den negativ Dargestellten. Das Verhältnis zwischen Bezeichnung und Bezeichnungsobjekt ist laut Fleischer (2001:648) immer eindimensional, da es ein Definitionskriterium des *nomen proprium* ist, dass es durch den Denotatsverlust im synchronen Gebrauch keine lexikalische Bedeutung mehr besitzt – außer allenfalls das zu bezeichnende Individuum. So steht ein Personennamen aus heutiger, diachroner Sicht nicht mehr in seinem eigentlichen Motivationsumfeld. Bei *Dr. Grobian G. Grobian* schwingt jedoch eine solche Annahme der Benennung mit. Hier begegnet dem Leser ein redender Name. In Verbindung mit dem Namensträger ergibt sich auf diese Weise ein doppelt-semiotisches Verhältnis, da die Eigenschaft der ‚Grobheit‘ dem Leser assoziiert wird, indem eine Similarität zwischen dem Namen und dessen Träger angenommen wird. Die auffallende dreimalige Alliteration und die unübersehbare Assoziation mit seiner Wesenheit lassen diese Namensbildung sehr abweichend erscheinen und gut in die exotische Welt *Zamoniens* passen.

Dr. Grobian G. Grobian ist in seiner Kombination mnemotechnisch im Vorteil gegenüber Figurennamen ohne erkennbare Motivationsgrundlage. Der Name lässt sich durch seine Bildungsart einfacher einprägen als etwa *Gnotêê Valtrosem der Grausame*. Die hier vorliegende Buchstabentypik des doppelten *ê* und die gesamte Lautfolge geben, bis auf die nachgestellte Periphrase *der Grausame*, keine eigentliche Aussage über den Namensträger, sondern reihen ihn in den fantastischen Kontext mit ein. Die

Merkfähigkeit ist, wie Thies (1978:106) bemerkte, im deutschen Kulturkreis ein eher geringfügiger Auslöser bei der Namensvergabe. Mystische, religiöse und weissagerische Intentionen stellen bei der Taufe im westeuropäischen Kulturkreis keine und wenn überhaupt eine eher zufällige Größe dar. Kommt es dennoch zu solch einer Anwendung, findet der Leser Eingang in fremde Welten und ein geheimnisvolles „Anderes“ wird deutlich gemacht.

Weiterhin: *Consortio Flaggelanti, Freytagg Hayo, Grot, Lord Nelloz, Moloch, Saittham Treb-Eis, Volzotan Smeik, Zille.*

4. Gattungsnamen

Das nomen appellativum besitzt im Gegensatz zum Eigennamen die Möglichkeit, durch das Lexem selbst auf einzelne prototypische Eigenschaften des Bezeichneten zu schließen. Exotische Empfindungen bei Gattungsbezeichnungen entstehen meist daraus, dass es sich bei den Beschreibungen um Arten handelt, die als eher selten gelten oder deren Repräsentation besonders markant sind. Walter Moers kreierte in seinem Buch *Lebewesen*, Tiere und Kreaturen, die nur schwer bis gar nicht genauen Gattungen zugeordnet werden können. Daher nutzte Moers auch den eher durchsichtigen und alles umfassenden Ausdruck *Daseinsformen*, um alle jene fremdartigen Schöpfungen zu umfassen.

Eine beispielhafte Wesensart ist die Wortschöpfung *Kakertratte*. Sie stellt eine Kontamination aus *Kakerlake*, *Taube* und *Ratte* dar. Die Wortkreuzung ist zwar ein übliches und bekanntes Wortbildungsmuster des Deutschen, jedoch wird sie eher fachgebunden, etwa in Werbetexten, angewandt. Die Bildung aus zwei oder mehreren bedeutungstragenden Einheiten stellt in dieser Hinsicht für den Leser etwas Besonderes dar. Die einzelnen Bestandteile sind zwar bekannt und die Bedeutungen sind emotional bewertet, aber in ihrer Verschmelzung werden sie als Neologismus aufgefasst. *Kakerlake*, *Taube* und *Ratte* sind gebräuchliche Tierbezeichnungen, wobei allen gleichsam zukommt, ‚krankheitsübertragender Schädling‘ zu sein. Bei einer Durchmischung bringen die einzelnen Ausgangslexeme die jeweiligen Merkmale ihres Denotats in die Wortneubildung mit ein. Die Summe aller ergibt das neue Benennungsmotiv. *Kakertratte* bedeutet nach diesen Vorgaben: ‚Schädling mit den Eigenschaften von Kakerlake, Taube und Ratte‘. Eine Kombination gerade dieser drei realen Lebewesen stellt eine absolut unbekannte Wortbildung dar, da es nach biologischen Maßstäben auf natürliche Art nicht möglich ist, die drei Arten miteinander zu kreuzen.

Die Bezeichnungen *Schweinsbarbar* und *Hempelchen* zeigen ein weiteres Verhalten der Fremdempfindung. *Schweinsbarbar* kann als Kompositum aus den Lexemen *schwein* und *barbar* identifiziert werden. Laut Duden Universalwörterbuch (2007:1510) repräsentiert *Schwein* die äußerlichen Merkmale ‚rosafarbenes kurzbeiniges Säugetier mit rüsselartiger Schnauze, Borsten und Ringelschwanz‘. Hinzu tritt die Eigenschaft ‚Schmutzigkeit‘. Das Lexem *Barbar* hat neben den Eigenschaften ‚roher, ungebildeter und kulturloser Mensch‘ auch den Charakter ‚Angehöriger eines fremden Volkes‘ (vgl. Duden Universalwörterbuch 2007:246). Der Sinneinheit, die durch ihre Kombination nur eine vermutbare Bedeutung besitzt, wird zumindest in der Aussage ‚Fremdartigkeit‘ als eine unbekannte Klasse bestätigt. *Schweinsbarbar* bezeichnet offensichtlich eine Gattung, die ‚schmutzig, kulturlos und ungebildet ist‘. Dem Onym *Hempelchen* kommen zwei Assoziationen zu: *hampeln* also die Eigenarten der ‚Unruhe‘ sowie ‚sich hin und her bewegen‘. Desweiteren *Hampelmann* als eine ‚hölzerne Kasperfigur‘

bzw. die Veranlagung ‚schwache, willenlose, leicht zu lenkende und beeinflussbare Person‘ (vgl. Duden Universalwörterbuch 2007:750). Dies ist die passendere Gattungsbeschreibung, da das *Hempelchen* stets im Gefolge eines *Schweinsbarbaren* auftritt. Durch das explizite Derivationsuffix *-chen* kommt es zu einer Verstärkung der pejorativen Darstellung der Kreatur.

Ebenso: *Berghutzen*, *Bollogs*, *Buntbären*, *Eideeten*, *Fatome*, *Fhernhachen*, *Flamenkadoren*, *Fossegrims*, *Gimpel*, *Gletschermumen*, *Kamedare*, *Lügner*, *Natifftoffen*, *Olfaktillen*, *Pterodaktylus Salvatus*, *Rickschadämonen*, *Sammlasams*, *Stollentrolle*, *T'hut`hus*, *Tratschwellen*, *Twerpen*, *Tyrannowalfisch Rex*, *Waldspinnenhexen*, *Wit-schweine*.

4.1 Historisches Wortgut

Moers zählt bei der Beschreibung der sagenhaften Stadt Atlantis mehrere Lebewesen auf, deren Bezeichnungen dem Leser nur geringe Möglichkeit geben, auf die motivischen Hintergründe zu schließen. Als Veranschaulichung sollen *Blutschink*, *Klidde* und *Poppelle* dienen. Bei *Blutschink* lassen sich die Konstituenten *blut* und *schink* identifizieren, wobei letztere eine Reduzierung des Lexems *Schinken* zeigen könnte. Der Buchkontext schreibt diesem Wesen die Eigenschaften ‚kohlschwarzer Zottelbär mit knochigen, nackten und von Blut tropfenden Menschenfüßen‘ zu. Eine direkte Beschreibung stellt *Klidde* auch als einen ‚riesigen schwarzgeflügelten Hund‘ und *Poppelle* als ‚hilfsbereite Koboldgestalt‘ dar. Für den Leser, der die Darstellungen der Tiergestalten und Fabelwesen an seiner alltäglichen Realität misst, muten diese Beschreibungen als in den Kontext passende märchenhafte Lebewesen an, die der Fantasie des Autors entsprechen. Untersucht man allerdings die drei Onyme außerhalb des Textzusammenhangs, lässt sich Interessantes feststellen. Nach Aussagen von Petzoldt (2004:296) handelt es sich bei *Blutschink* um einen in Tirol sowie Sprachinseln Oberitaliens bis zum 19. Jahrhundert bekannten dämonischen Wassergeist, der mit denselben Merkmalen beschrieben wird, die auch Moers fand. *Klidde* bezeichnet bei Petzoldt (2004:110) ein ähnlich beschriebenes dämonisches Dorftier und die *Poppelle* entstammt dem Volksglauben des Bodensees (2004:143). Die Ausdrücke leiten sich demnach von keiner individuellen literarischen Idee, sondern von in Vergessenheit geratenem, historischem Wortgut ab. Das Verblässen des kulturellen Wissens um diese Fabelwesen ließ so auch das Wissen über deren Bezeichnungen verloren gehen. Dies führt schließlich dazu, dass Namen, die ursprünglich dem deutschen Sprachraum entstammten, der Gegenwart fremd anmuten können. Werden in einem fantastischen Kontext diese Onyme sowie die Beschreibungen verwendet, lassen diese beim Leser die Empfindung des Außergewöhnlichen entstehen.

Weiterhin entstammen der Volkskunde: *Berten*, *Draks*, *Fänggen*, *Fenixmännlei*, *Gargyllen*, *Haselhexen*, *Mänaden*, *Sandmänner*, *Unken*, *Wolpertingerwelpen*.

5. Geografische Namen

a) Ländernamen

Die meisten Toponyme sind nach Schirmer (1995:198) redende Namen und zumindest in ihrer Landessprache verständlich. Ein Beispiel hierfür sind die Begriffe *Großtroll* und *Kleintroll*. Bei diesen wird ausgehend von *Troll* eine Differenzierung beider Gebiete unter dem Merkmal der Größe vorgenommen. *Großtroll* ist ‚größer gegenüber Kleintroll‘. Dieses Bildungsmuster findet sich auch in deutschen Ortsnamen wieder. Ein *groß* bedarf nach diesem Bildungsmuster grundsätzlich auch immer der Existenz eines *klein*, damit das Motiv des Vergleiches gewahrt bleibt. Für Ländernamen als Unterscheidungskriterium die Größe anzunehmen ist zwar möglich, findet allerdings kein reales Beispiel. So gibt es kein entsprechendes Land, welches im Gegensatz zu *Großbritannien* **Kleinbritannien* heißt. Die Bezeichnungen *groß* und *klein* können dennoch vom Leser verstanden werden. Bei *troll* kommt es indes zur Assoziation ‚mythisches Wesen in Riesen- oder Zwergengestalt‘ (vgl. Petzoldt 2004:163). Daraus ergibt sich eine zweite mögliche Motivationsbedingung. Das Toponym wurde durch die physische Eigenart seiner Bewohner gebildet, in Abgrenzung zu anders Aussehenden. Diese Bildungsart übermittelt dem Leser, dass es sich um eine Landesbezeichnung handeln könnte, die Gründe der Widmung erscheinen allerdings absonderlich.

Im Buch findet sich darüber hinaus auch das bei real existierenden Ländernamen geläufige Bildungsmuster der Derivation. So auch bei *Zamonien*. Das Wortbildungsmorphem *-(n)ien* verweist auf ein Benennungsobjekt, welches die Eigenschaft ‚Gebiet‘ trägt, wobei das dadurch bestimmte Basismorphem *zamo* den Benennungsgegenstand bezeichnet. Ein Äquivalentes Bildungsprinzip findet sich etwa bei dem existierenden Toponym *Jordanien* als ‚Land am Fluss Jordan‘. Unklar bleibt jedoch der semantische Inhalt von *zamo*. Das Buch schafft selbst einen Erklärungsrahmen mit einer fiktiven Etymologie. Diese führt zu *Zamomin*, einem ‚denkenden Element‘ und ‚Stein der Weisen‘. So bestimmt sich *Zamonien* offenbar als ‚Land in dem Zamomin zu finden ist‘. Diese Bildung wäre möglich, da es das gleiche Bildungsverhältnis ist wie bei *Argentinien* in der Ableitung von *argentum* als ‚Land des Silbers‘. Der ‚Stein der Weisen‘ ist ein irreales Element. Dementsprechend wäre ein Land, in dem dieser zu finden wäre, paradox und utopisch. Im Buchkontext wird der Erdteil als ein in der Mitte des Atlantiks liegender und später untergegangener Kontinent beschrieben. Hier liegt ein Anachronismus vor. Eine genaue Angabe zwischen den realen Kontinenten der Erde ist in diesem Sinne nicht möglich. Dadurch aber, dass *Zamonien* konkret geografisch zwischen existierende Erdteile eingefügt wurde und das Text-Bild-Verhältnis dieses durch eine beigefügte Landkarte noch verstärkt, wurde dieser fremde Kontinent in eine bekannte Umgebung verortet. Aus diesem Widerspruch entsteht die Empfindung eines Kontinents in erreichbarer Nähe, der jedoch unbekannt ist.

Weiterhin: Hochebene von *Dull*, *Eisland*, *Fhernhachingen*, *Go*, *Midgard*, *Kalt*, *Mumien*, *Nafklathu*, *Ornien*, *Perm*, *Tatzeninsel* mit den Halbinseln *Daum*, *Fänggefing*, *Selsilla* und *Kleinfing*, *Ü*, *Unland*, *Unbiskant*, *Urien*, *Yhöll*.

b) Städte- und Landschaftsnamen

Bei der Bildung von Städtenamen greift Moers unter anderem einen Onym auf, das auch ohne sein Dafür tun einen immerwährenden Anreiz des Exotischen trägt: *Atlantis*. Dieser Name besitzt den Charakter, die ‚gesunkene und nie gefundene Stadt‘ zu sein. In diesem Sinne verkörpert *Atlantis* selbst die Eigenschaft ‚Exotik‘ in seinem Namen. *Atlantis*

kommt im Buch die Eigenschaft zu, ‚Hauptstadt Zamoniens‘ zu sein. Das Toponym erhält daher ein verstärktes Spektrum mystischer Eigenschaften.

Ein auch bei Städtenamen angenommenes Muster ist der Verstoß gegen kulturübliche Namenstraditionen. Am Beispiel der Betitelung *Tsnips-Eg' N-Rih* begegnet dem Leser ein zweiteiliger Name, dessen einzelne Bestandteile wiederum durch Bindestriche voneinander abgetrennt sind. In dieser Ausformung assoziiert der Name eine arabische Herkunft, da er sich typisierend aus einsilbigen als Lexeme gedeuteten Konstituenten zusammensetzt. Es handelt sich dementsprechend um einen klassifizierenden Namen. Die im Buch beschriebene Hervorhebung als ‚Wüstenstadt‘ bestätigt diese Annahme, weil neben der fiktiven Lautbildung, die keine greifbare Aussage erkennen lässt, ‚Wüste‘ eine schematische Gedankenverknüpfung für *Arabien* anzeigt. Bei der Bildung dieses Städtenamens handelt es sich um ein Anagramm. Diese rhetorische Wortbildungsart bezeichnet das Bilden einer neuen Sinneinheit durch Graphempermutation. Es ist in diesem Falle die Begeisterung an der fremdartigen und chiffrierten Bedeutung, die den Ansporn gibt, die Lösung hinter der Kombination herauszufinden. Bei *Tsnips-Eg' N-Rih* liegt darüber hinaus der Effekt eines Palindroms vor, dessen Wirkung darin besteht, dass durch Rückwärtslesen ein weiterer Sinn des Ausgangswortes identifiziert werden kann. Das veränderte Programm ist in diesem Falle *Hirngespinst*. Das Anagrammieren besitzt für den Leser eine Attraktivität des Ungewissen und Fremden. Der Reiz liegt in der Decodierung, also der Entschlüsselung einer absichtlich geheim gehaltenen Bedeutung.

Es spielt, wie auch bei Koß (1996:97) angegeben, bei literarischen Benennungen keine Rolle, ob das Signifikat für das gesamte Geschehen eine handlungstragende Rolle besitzt. Durch den ausgedrückten Namen wird auch ein im Hintergrund stehender Ausdruck in das Gesamtbild der Textgattung mit eingefügt, woraus der Gesamteindruck entsteht. Zu diesem Typus zählen die Lexeme *Loch Loch*, *Loch Eins*, *Loch Zwei* und *Zweiloch*. Sie erscheinen als See-, Fluss- und Landschaftsbenennungen. Über ihre referentielle Funktion hinaus markieren die einzelnen Formen eine Semantik durch die Vermischung redender aber auch klangsymbolischer Funktionen. *Loch* trägt laut Duden Universalwörterbuch (2007:1086) die Bedeutung ‚offene Stelle, an der Substanz nicht mehr vorhanden ist‘. Die Bezeichnung *Loch Loch* markiert durch ihre Form einen See, dessen Aussehen dem Leser durch die iterative Wiederholung suggeriert, eine ‚besonders tiefe, offene Stelle‘ zu sein. Eine Verstärkung der Wortsemantik durch eine Verdoppelung auszudrücken, ist für die deutsche Sprache ungebräuchlich, da es sich um eine flektierende Sprache handelt, die semantische Markierungen etwa durch Änderung des Wortstammes, mittels grammatischen Wechsels der Lautgestalt ausdrückt bzw. Komparationselemente zur Bedeutungserweiterung oder -verminderung einsetzt. Im schottischen Sprachraum findet sich das Onym *Loch* in der Bedeutung ‚See‘.⁴ Äquivalent dazu hätte bei *Loch Loch* das erste Lexem den Charakter eines nomen appellativum; das zweite das eines nomen proprium. Eine Semantisierung würde dementsprechend ‚See mit Namen Loch‘ bedeuten. Die Wiederholung des Namens erlebt auch kontextuell eine Beeinflussung durch die beiden Flüsse, die von diesem See abgehen und die Titel *Loch Eins* und *Loch Zwei* tragen. Die Motivation einer Flussbenennung durch dessen Quelle ist möglich, eine Nummerierung von Flussläufen nach bekannten Kennzeichnungsvarianten jedoch ungebräuchlich. Das Land, welches von den beiden Flüssen eingeschlossen ist, heißt *Zweiloch*. Dem Leser wird bei diesen genannten Landschafts- und Flussnamen nur das Lexem *Loch* gegeben. Die weiteren Variationen ergeben sich aus Nummerierung und Zusammenzählung der Flüsse sowie dem geografischen

⁴ Vgl.: Loch Ness, Loch Calder, Loch Shin.

Zusammenhang aller Gegebenheiten. Durch diesen spartanischen aber auch simplen Gebrauch werden zur Informationsvergabe Effekte angewandt, die dem Leser die Empfindung der Fremdartigkeit vermitteln, da er Benennungen nach diesem Muster noch nie wahrgenommen hat.

Ebenso: *Anagrom Ataf, Ewiger Tornado, Fata Morgana, Fhernhachingen, Fhernhachingensund, Florinth, Friedhofssümpfe, Gennf, Gurmetica Insularis, Malmstrom, Maulwurfvulkan, Scharach il Allah, Selsillen, Selsillensund, Wandernde Teufelsfelsen, Süße Wüste, Zamomin.*

6. Ausblick

Anhand prototypischer Beispiele ließ sich zeigen, dass es gelingen kann, durch Eigen- und Gattungsnamen den Leser herauszufordern und in den Eindruck zu versetzen, eine fremdartige und unbekannte Welt geschildert zu bekommen. Wie bei Fleischer (2001:649) beschrieben, wurde der Intentionwert des Namens ausgenutzt, um auf der sprachlichen Ebene dem Leser Emotionen und Fantasien zu vermitteln. Dass man zur Annahme gelangen könnte, man benötigt zum Verständnis der Lektüre der ‚13½ Leben des Käpt’n Blaubär‘ eine besondere Belesenheit, kann bestritten werden. Jeder Leser bringt sein persönliches und individuell geprägtes Wissen über die eigene kulturelle Herkunft sowie Bewertungen dessen mit, was fremd ist.

Es zeigt sich gleichsam, dass durch die literarische Onomastik neben der tieferen Aussagekraft eines Namens ebenso die psycholinguistischen Faktoren sichtbar gemacht werden können, auf welche Art und Weise eine bestimmte Bezeichnung das Textverständnis lenken kann. Da auch in fiktiven Namen eine Bedeutung vermutet wird, fühlt sich der Leser im Glauben und in der Selbstverpflichtung, diese zu verstehen, um die gesamte Atmosphäre weiter vollkommen erfassen zu können. Das Verstecken eines Rätsels in einem Wort, was nur durch Fantasie und Kreativität selbst wieder gelöst werden kann, ist ein fester Bestandteil in der Literatur der Gegenwart

Obwohl literarische Namen oftmals fiktiv sind, erhalten sie in ihrer Anwendung und der Art ihrer Vermittlung die Möglichkeit, eine glaubwürdige Bezeichnung zu bilden. Durch den Gebrauch verkörpernder und klassifizierender Typologien wurden die erdachten Bezeichnungen mit realen Entsprechungen assoziierbar gemacht. Dadurch lässt sich die Frage stellen: Kennen Sie diesen Namen? Klangsymbolische als auch redende Namen durchbrechen die festesten Definitionskriterien von *nomina appellativa* und *propria* in Bezug auf ihre Individualisierbarkeit und ermöglichen durch die Miteinbeziehung von Sprache als selbstständige Handlungsebene die Frage: Verstehen Sie diesen Namen?

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

MOERS, Walter (2001): *Die 13½ Leben des Käpt’n Blaubär*. Frankfurt am Main.

Sekundärliteratur:

- BAUER, Gerhard (1998): *Deutsche Namenkunde*. 2. Auflage. Berlin.
- BIRUS, Hendrik: (1987): Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 17, S. 38-51.
- BLANÁR, Vincent (1989): Der linguistische und onomastische Status des Eigennamens. In: *Germanistische Linguistik. Reader zur Namenkunde I. Namentheorie*, 98, S. 111-122.
- DUDENREDAKTION (Hrsg.) (2007): *Duden*. Das Herkunftswörterbuch. Mannheim u.a.
- DUDENREDAKTION (Hrsg.) (2007): *Duden*. Universalwörterbuch. Mannheim u.a.
- FLEISCHER, Wolfgang (2001): Grundsätzliches der Eigennamen. In: FLEISCHER, Wolfgang/HELBIG, Gerhard/LERCHNER, Gotthard (Hrsg.): *Kleine Enzyklopädie – deutsche Sprache*. Frankfurt am Main u.a. S. 648-663.
- GUTSCHMIDT, Karl (1989): Bemerkungen zum Gegenstand und zu den Aufgaben der poetischen (literarischen) Onomastik. In: *Germanistische Linguistik. Reader zur Namenkunde I. Namentheorie*, 98, S. 425-430.
- INGARDEN, Roman (1972): *Das Literarische Kunstwerk*. 4. Auflage. Tübingen.
- KOß, Gerhard (1996): *Namenforschung*. Eine Einführung in die Onomastik. 2. Auflage. Tübingen.
- KUNZE, Konrad (2002): Wörter als Etiketten. Grundzüge der deutschen Onomastik. In: DITTMANN, Jürgen/SCHMIDT, Claudia (Hrsg.): *Über Wörter. Grundkurs Linguistik*. Freiburg im Breisgau, S. 147-166.
- MAGILL, Daniele (1989): *Literarische Reise in die exotische Fremde. Topoi der Darstellung von Eigen- und Fremdkultur*. Bern u.a.
- MÜLLER, Michael (2003): *Namenkataloge*. Funktion und Strukturen einer literarischen Grundform in der deutschen Epik vom hohen Mittelalter bis zum Beginn der Neuzeit. Hildesheim u.a.
- PETZOLDT, Leander (2004): *Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister*. 3. Auflage. München.
- SCHIPPAN, Thea (1992): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
- SCHIRMER, Heidemarie (1995): Überlegung zu den Eigennamen in Michael Endes Roman: „Die Unendliche Geschichte“. In: POHL, Inge/EHRHARDT, Horst (Hrsg.): *Wort und Wortschatz. Beiträge zur Lexikologie*. Tübingen, S. 195-202.
- SONDEREGGER, Stefan (1987): Die Bedeutsamkeit der Namen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 17, S. 11-23.
- STIEGLER, Bernd (1994): *Die Aufgabe des Namens*. Untersuchungen zur Funktion der Eigennamen in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. München.
- THIES, Henning (1978): *Namen im Kontext von Dramen*. Studien zur Funktion von Personennamen im englischen, amerikanischen und deutschen Drama. Bern u.a.

Résumé

Exotično v románu Waltera Moerse ‚13 a ½ života Kapitána Modrého medvěda‘ z pohledu onomastiky a onomasiologie

Jak se výběr vlastních jmen podílí na vytvoření exotické atmosféry a jejího intenzivního vnímání čtenářem? Poetická onomastika příspěvku směřuje k odhalení typizačních, zařazujících, onomatopoických a ‚mluvících‘ vlastních jmen v románu W. Moerse ‚13 a ½ života Kapitána Modrého medvěda‘. Analýza dále rozlišuje jména osobní, jména obecná a zeměpisné názvy a nabízí rovněž popis a interpretaci úlohy, kterou v textu hrají archaismy a jiná pojmenování z periferie současné slovní zásoby. Cílem studie je zjistit, co výběr slov evokujících neobvyklé, zvláštní nebo přímo fantastní představy a vize znamená pro autora a jaký efekt přináší čtenáři.

Summary

Onomastology and onomasiology on expressing the exotic in Walter Moers' *The 13½ Lives of Captain Bluebaer*

How do proper names inspire an appreciation for the exotic in the reader? This poetic onomatology focuses on decoding typifying, classifying, sound-symbolising and talking proper names. This ultimately enables one to distinguish between personal, generic, and geographical names. These distinctions, as well as an appreciation of the role played by historical but forgotten vocabulary, make possible an explanation of what using certain names to produce untypical, strange or even fantastic images and visions means to the reader and author respectively.

Wortbildungen mit Euroanglizismen

Angelika FEINE

Die „allgemeine Internationalisierung des Wortschatzes europäischer Sprachen“ (Polenz 1999:407) setzt sich in der Gegenwart weiter fort. Zu der besonders in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts wieder zugenommenen Verwendung von Morphemen euro-lateinischer Herkunft (*Sammelmanie*, *Fußballitis*¹, *hundophob*) kommen mehr und mehr Wortbildungen mit Euroanglizismen hinzu. Das zeigen Bildungen wie *Finger-Burger*, *Baden-WürttemBörger*, *Discount-Abitur*, *Discounter-Kartoffeln*, *Call-a-Fax-Lösung*, *Alroundbetrieb*, *Kanzler-made* oder *Goethaholic*. Ein Blick in das Wörterbuch „A dictionary of European anglicisms“ (Görlach 2005) zeigt, dass solche entlehnten Einheiten nicht nur in der deutschen Wortbildung verwendet werden, sondern in einer ganzen Reihe anderer europäischer Sprachen, so dass man mit Recht von Euroanglizismen sprechen kann. In diesem Artikel soll eine dieser entlehnten Einheiten aus der englischen Sprache vorgestellt werden, die im Deutschen zur Bildung neuer Wörter verwendet wird: *-seller*. Es soll gezeigt werden, welche Wortbildungsprodukte mit *-seller* in welchen Bedeutungsvarianten in der deutschen Gegenwartssprache auftreten bzw. ob und in welcher Bedeutung *Seller* als freies Morphem verwendet wird.

Der Untersuchung liegt eine Materialsammlung zugrunde, die aus dem Textkorpus COSMAS II des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim² zusammengestellt wurde. Auf der Basis dieser Materialsammlung wurde ein Diagramm zur Auftretenshäufigkeit von *Seller*-Bildungen (s. Anlage) erstellt, das sich auf die Jahre zwischen 1990 bis 2006 bezieht. Daraus ist ersichtlich, dass es in den 90er Jahren zu einem raschen Anstieg der Verwendung solcher Lexeme kam, dem zwar nach 2000 ein abrupter Abfall folgte, seit 2004 aber wieder ein leichter Anstieg zu verzeichnen ist. Den Gründen für diesen schwankenden Gebrauch kann in diesem Rahmen nicht nachgegangen werden, auffällig ist jedoch, dass für eine ganze Reihe anderer Euromorpheme eine ebensolche Kurve zu konstatieren ist.

1. Zur Ausdrucksseite der *Seller*-Bildungen

Das am häufigsten auftretende Kompositum mit der Zweitkonstituente *-seller* ist *Bestseller* (ca. 3700 Treffer). Neben dieser Schreibung treten verschiedene graphische Varianten auf, wie *Best-seller*, *Best-Seller*, *BestSeller*, *bestseller*, *best-seller*. Mit *Best-seller* als zweiter Konstituente erscheinen weitere Komposita (ca. 180) mit verschiedensten Erstkonstituenten, wie z.B. *Diät-Bestseller*, *WC-Bestseller*, *Millionen-Weltbestseller*, *Top-100-Paperback-Bestseller*. Die meisten von ihnen sind Okkasionalismen,

¹ Zu den *-itis*-Kombinationen im Deutschen vgl. Feine (2003).

² Für das Projekt „Fremdwortbildung“ wurde im Rahmen von COSMAS II ein virtuelles Korpus mit Texten aus Zeitungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz eingerichtet. Die Texte entstammen dem Zeitraum von 1954 bis zur Gegenwart. Detaillierte Angaben sind dem Korpus selbst zu entnehmen. Es ist öffentlich zugänglich unter: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/>

die einmalig auftreten; nur wenige sind mit mehr als 10 Treffern verzeichnet (z. B. *Romanbestseller*, *US-Bestseller*) und lediglich *Weltbestseller* überschreitet 100 Treffer.

-*seller* als Zweitkomponente tritt in weiteren Komposita (ca. 40) mit verschiedensten Erstkonstituenten auf, wie *Spitzenseller*, *Dino-Seller*, *Ostseller*, *Supermarkt-Seller*, *Internet-Seller*. Einige von ihnen sind wie *Bestseller* Zweitkonstituenten weiterer Komposita, wie z.B. *Longseller* in *Musical-Longseller*, *Taschenbuch-Longseller*, *TV-Longseller*, *US-Longseller*.

Bei den Seller-Komposita sind – wie schon bei *Bestseller* dargestellt – graphische Varianten mit und ohne Bindestrich zwischen den Konstituenten zu beobachten: *Hot-Seller*, *Hotseller*, *Über-Seller*, *Überseller*.

Mehrere Varianten weisen Zusammensetzungen mit *Million* auf:

Million-Seller – *Millionseller*, *Millionen-Seller* – *Millionenseller*; *Country-Millionseller*, *Klassik-Millionseller* – *Multi-Millionen-Seller*, *US-Millionen-Seller*.

Am Rande sei erwähnt, dass –*seller* auch in dem Wortbildungsprodukt *Reseller* (ca. 100 Treffer) vorkommt, mit dem als Zweitkonstituente Komposita gebildet worden sind, wie z. B. *IT-Reseller*, *Online-Reseller*. Bei *Reseller* ist aber vom englischen Verb *resell* (‚wiederverkaufen‘) als Derivationsbasis auszugehen, von der bereits im Englischen mit dem Suffix –*er* das Derivat *Reseller* (‚der Wiederverkäufer‘) abgeleitet und ins Deutsche übernommen wurde.

2. Zur Inhaltsseite von –*seller/Seller*

Auskunft über die Bedeutung von –*seller/Seller* erhält man u.a. im „Anglizismen-Wörterbuch“ von Carstensen (1995:1262). Er führt –*seller* als zweite Konstituente von Komposita an mit der Bedeutung „Artikel, der sich über einen längeren Zeitraum hin bes. gut verkauft“. Diese Konstituente sei die Kurzform von *Bestseller* bzw. *Longseller*. In Komposita gebe die erste Konstituente „die Modalitäten, die eine Ware zum Verkaufserfolg machen“ (ebd.) an. Dazu werden Beispiele angeführt, wie *Dauer-*, *Ever-*, *Millionen-*, *Super-*, *Top-*, *Aktienseller*. Carstensen (1995:1262) weist darauf hin, dass die Kurzform *Seller* (von *Bestseller*) als selbstständiges Wort im Deutschen kaum vorkommt.

Von Relevanz für die Bedeutungserschließung ist auch die Kenntnis der Bedeutungsvarianten, die das Element in seiner Herkunftssprache hat.

Im OED (1998) erscheinen unter dem Lemma *seller* vier Bedeutungsvarianten:

- „1.a. One who sells. ...
2. A thing to be sold. ...
3. Something with a (wide, poor, etc.) sale; also, without qualification, something that sells well. Also used of other commodities. ...
4. A selling race.“

Aus dem Vergleich mit dem Eintrag im Anglizismen-Wörterbuch ist zu entnehmen, dass –*seller/Seller* mit der dritten Bedeutungsvariante ins Deutsche übernommen wurde bzw. dass im Deutschen mit dieser Variante neue Lexeme gebildet werden. Prototypisch dafür ist das entlehnte Lexem *Bestseller*, zu dem im Deutschen ein umfangreiches Wortbildungsnest entstanden ist mit *Bestseller* als Zweit- und auch als Erstkonstituente: *Langzeitbestseller*, *Flugzeugbestseller*, *Bestsellerfabrik*, *Bestsellerfrau*.

Obwohl schon *Bestseller* die Bedeutung hat, dass es sich um etwas handelt, das eine Zeitlang sehr gut verkauft wird, entstanden weitere Bildungen, in denen die erste Konstituente einen noch höheren Grad des Verkaufserfolges bezeichnet (*Megabestseller*, *Superbestseller*). Die Erstkonstituente kann aber auch einen Zeitraum für den sehr guten Verkauf angeben (*Dauer-Bestseller*, *Jahresbestseller*, *Herbstbestseller*, *Allzeitbestseller*, *Weihnachtsbestseller*), auf die Verkaufszahl Bezug nehmen (*Millionenbestseller*, *Zwei-Millionen-Bestseller*) oder auf den Verkaufsraum sowie das Herkunftsland referieren (*Europa-Bestseller*, *US-Bestseller*). Häufig benennt die Erstkonstituente den mit Erfolg verkauften Artikel selbst (*Buchbestseller*, *Kleinwagen-Bestseller*, *Brettspielbestseller*), gibt einen Hinweis auf das Thema eines Buchbestsellers oder seinen Autor (*Fußballbestseller*, *Trennkost-Bestseller*, *Shakespeare-Bestseller*, *Wolf-Haas-Bestseller*) oder nimmt Bezug auf das Medium, durch das etwas vermittelt wird (*Bühnenbestseller*, *Kino-bestseller*, *Konzert-Bestseller*). Allerdings bleibt in vielen Fällen die Bedeutungsbeziehung zwischen der Erst- und Zweitkonstituente ohne Kontext mehrdeutig, wie z. B. bei *Flugzeugbestseller* und *Fußballbestseller*. Ist damit ein Flugzeug bzw. ein Fußball gemeint, das bzw. der sich besonders gut verkauft oder geht es um Bücher, Filme u.a. zum Thema Flugzeug bzw. Fußball? Die Kontexte zeigen, dass es sich beim *Flugzeugbestseller* um einen sehr gefragten neuen Flugzeugtyp handelt, während ein *Fußballbestseller* ein sehr gut verkauftes Buch zum Thema Fußball ist.

Einige Konstituenten treten sowohl als Erst- als auch als Zweitkonstituenten auf: Buch-Bestseller – Bestsellerbuch, Kino-Bestseller – Bestseller-Kino, Krimi-Bestseller – Bestseller-Krimi, Roman-Bestseller – Bestsellerroman. Die Positionierung als Erst- oder Zweitkonstituente hängt davon ab, welche von ihnen fokussiert werden soll. Die den Fokus tragende Konstituente ist die Erstkonstituente:

Nach seinem Kino-Welterfolg "Das Boot" kehrt Wolfgang Petersen wieder zum nassen Element zurück. Der deutsche Filmemacher will den Bestsellerroman "The Perfect Storm" verfilmen. ... Der Roman steht in den USA seit 75 Wochen auf den Bestsellerlisten.

(Kleine Zeitung, 12.11.1998, Ressort: Kultur;)

Als Abendfilm steht dieses Mal "Der Pferdeflüsterer" auf dem Programm. Robert Redfords neuer großer Film entstand nach dem gleichnamigen internationalen Romanbestseller von Nicholas Evans, der allein im deutschsprachigen Raum über zwei Millionen Leser berührt und gefesselt hat.

(Mannheimer Morgen, 07.12.1998, Ressort: Lokal Lampertheim; Zwillinge und Pferdeflüsterer)

Bestseller wird auch in sprachspielerischer Form abgewandelt zu „*Pest*“*seller*, *Sprach-Pestseller* und *US-Bewegungspest-Seller*:

*"In der Herrengassen hat der Tod geherrscht. In der Singerstraßen Abraham a Sancta Claras dramatischer Stadtrundgang durch das vom Tod gezeichnete Wien des Jahres 1679. Der Prediger verfaßte als Augenzeuge eine aufrüttelnde Darstellung, "Mercks Wienn", in der er die Pest als Heimsuchung Gottes anprangerte und das Volk zu Gebeten und Bußübungen aufrief. - Ein wahrer "Pest"*seller* übrigens, das Werk erreichte im selben Jahr noch acht Auflagen.*

(Salzburger Nachrichten, 30.09.1994; "In der Herrengasse hat der Tod geherrscht.)

Auf der phonetisch-phonologischen Ebene wird gespielt mit *Best-* vs. *Pest-*. Ein *Best-seller* als sehr gut verkauftes Buch auf der einen Seite und ein *Pestseller* als sehr gut verkauftes Buch zum Thema Pest auf der anderen Seite.

Alles ausgegangen. Vor etwa drei Jahren brach die Seuche aus. Sie wurde nicht rechtzeitig eingedämmt, und so kämpfen wir heute verzweifelt mit einem Sprach-Pestseller: Alle gehen ständig von etwas aus. Unter diesem erstickenden Einheitsfilz ging ein tristes sprachliches Artensterben vor sich. Zum Opfer fielen: Vermuten; annehmen; hoffen; vorhersagen; sich wünschen; appellieren - und weitere Wendungen und Schattierungen, die Verschiedenes bedeuteten. Er geht davon aus, daß der Winter nicht hart sein wird (einst vermutete er es).

(Die Presse, 18.12.1993; Alles ausgegangen)

Bei diesem Sprachspiel wird *Pest* metaphorisch übertragen auf den sich ausbreitenden Sprachgebrauch des Ausdrucks ‚von etwas ausgehen‘ zulasten verschiedener Verben, wodurch zum Ausdruck gebracht werden soll, dass die Ausdrucksfülle unserer Sprache von einem alles „erstickenden Einheitsfilz“ – wie von einer Seuche – vernichtet wird.

Aus dem Walkman? Ab nun Walkingman? Aber man hat ja nichts gegen Gehen, Verzeihung, Walking - solange Sitzler und Fahrer zu Walkern werden und nicht Jogger, die eh schon vom Laufen zum Joggen regredierten. Ich fürchte nämlich, die US-Bewegungspest-Seller lehren uns immer Langsameres. Sie passen sich an die bequemer und leistungsschwächer gewordenen Organe und Muskeln des modernen Automenschen an. Die nächsten Moden nach Jogging und Walking werden daher schon vorbereitet: Trödling und Schleichung. L.

(Die Presse, 16.04.1994; Mit Armeinsatz)

Mit dem Wortspiel *US-Bewegungspest-Seller* werden Bücher aus den USA kritisiert, die gegen die Bewegungsarmut vieler Menschen von heute keine angemessene sportliche Betätigung vorschlagen.

Neben den Kompositionen mit *-bestseller* als zweiter Konstituente treten auch zahlreiche Komposita mit *Bestseller-* als erster Konstituente auf. Die Bedeutung ‚sehr gut verkaufter Artikel‘ steht im Vordergrund, die Benennung des Artikels selbst erfolgt mit der zweiten Konstituente: *Bestseller-Auto, Bestseller-Semmeln, Bestseller-Medikament, Bestsellerschnaps*. Als zweite Konstituente erscheinen auch Bezeichnungen von Personen, die Bestseller produziert haben, wie *Bestseller-Frau, Bestsellermann, Bestsellerautor, Bestsellerkomponist*, und viele andere Zweitglieder unterschiedlichster Art, wie z. B. *Bestsellerrang, -Ruhm, -Stoff, -Wettrennen, -Signieren, -Kult*.

Bestseller ist als Wortbildungseinheit so produktiv, dass es nicht nur als Konstituente von Komposita auftritt, sondern auch Derivationsbasis ist. Im Untersuchungsmaterial treten folgende Derivate auf: *Bestsellerei, Bestsellertis, Bestsellertismus, Bestsellerist, Bestsellerin* als substantivische Suffixderivate, *bestsellerhaft, bestsellerisch* als adjektivische Suffixderivate und *bestsellern* als verbales Konvertat.

Die drei erstgenannten Derivate sind negativ wertende Benennungen:

TT: Verlage investieren derzeit Unsummen, um einen Bestseller zu schaffen. Oft geht die Rechnung nicht auf. Hat diese Art, Bücher zu machen überhaupt Zukunft?

Löffler: Die Bestsellerei hat hysterische und ruinöse Formen angenommen und einige auch renommierte Verlage, siehe Rowohlt, in Existenzkrisen gestürzt. Selbst Verleger betrachten das Bestseller-Wettrennen mit steigender Skepsis.

(Tiroler Tageszeitung, 20.09.2000, Ressort: Kultur; Lesen ohne Tabus)

Mit *Bestsellerei* wird das Verhalten der Verlage kritisiert, das Augenmerk durch entsprechende Werbung auf solche Bücher zu lenken, von denen sie sich den größtmöglichen Verkaufserfolg versprechen. Auch *Bestselleritis* soll das krankhaft übertriebene Verhalten des Buchhandels kritisieren:

Der Buchmarkt selbst hat als einziges Mittel, die Kundschaft bei der Stange zu halten, alle Formen der Bestselleritis ausgebrütet, also ein saisonales Roulette, das auf Massenkäuferschaft zielt, meist international kalkuliert ist (Michael Crichton, Stephen King, Rosamunde Pilcher etc.) und die Werbe-Etats verschlingt.

(Frankfurter Rundschau, 11.10.1997, S. 2, Ressort: ZEIT UND BILD; Prospekt ohne Zukunft?)

Die Derivate *Bestsellerist* und *Bestsellerin* entsprechen ihrer Bedeutung nach den Komposita *Bestseller-Frau* und *Bestsellermann*. Mit den adjektivischen Derivaten werden Waren bezeichnet, die Bestsellerqualität haben und mit *bestsellern*, verwendet in einer Paraphrase im Kreuzworträtsel, wird über ein Buch ausgesagt, dass es sich zu einer bestimmten Zeit sehr gut verkaufen lässt:

31: fremdgewörterter Durchfall; 33: nicht gestern, nicht morgen, und heute bewegt sich's mit dem Uhrzeiger weiter; 34: Autor, dessen "Insel der Farbenblinden" derzeit bestsellert; 37: einer der Schweizer Urkantone

(Die Presse, 14.06.1997, Ressort: Spectrum; Das Presse-Kreuzworträtsel)

Neben Wortbildungen mit der Konstituente *Bestseller*, die nach wie vor am häufigsten im untersuchten Material auftreten, erscheinen aber auch mehr und mehr Bildungen mit *-seller* als Zweitkonstituente: *Dauerseller*, *Platinseller*, *Grusel-Seller*, *Supermarktseller*, *Internetseller*, *Ticketseller*, *Buchseller*, *Weinseller*.

Sind die mit *-seller-* kombinierten Konstituenten indigene, liegen Fremdwortbildungen vor, die im Deutschen entstanden sind. Wenn es sich jedoch um exogene handelt, besonders um solche, die im Englischen heimisch sind, kann nicht gesagt werden, ob das entstandene Kompositum aus dem Englischen entlehnt oder im Deutschen gebildet wurde.

Beispiele:

Wiens Ballettchef Renato Zanella will viel Publikum, und darum kombinierte er zwei Superstars: Vladimir Malakhov, derzeit der Welt gefragteste Tänzer, und Wolfgang Amadeus Mozart, Österreichs touristischer und musikalischer Ewig-Seller. Das Ergebnis war die Uraufführung des Balletts "Wolfgang Amade" in der Wiener Staatsoper.

(Vorarlberger Nachrichten, 19.03.1998, S. D5, Ressort: Kultur; Uraufführung mit Malakhov)

Isenberg: Ganz eindeutig das Golfen auf kommerzieller Basis. Die Nike-Kampagne ist verantwortlich für diesen Erfolg. Gerade bei Turnschuhen ist die richtige Marke entscheidend. Nike ist der absolute Hotseller, Adidas wird auf jeden Fall noch kommen, Puma ist auch ein Thema.

(Züricher Tagesanzeiger, 18.03.1998, S. 79, Ressort: Ernst; Konsumsüchtig)

Während *Ewig-Seller* als Hybridbildung im Deutschen entstanden ist, liegen bei *Hotseller* zwei exogene Morpheme aus dem Englischen vor. Es kann ohne weitere Recherchen nicht gesagt werden, ob eine Fremdwortbildung oder eine Übernahme aus dem Englischen vorliegt.

Semantisch liegt bei *-seller* in beiden Fällen die Bedeutungsvariante vor ‚ein Artikel, der sich auf Dauer oder über einen bestimmten Zeitraum hin sehr gut verkauft‘.

Bei der Bedeutungserschließung der *Seller*-Bildungen, besonders wenn es Okkasionalismen sind, ist der Kontext unerlässlich, da *-seller* wie oben schon gezeigt, ambig ist. Sicher wird es häufig – wie Carstensen ausführt – als Kurzform von *Bestseller* in der Bedeutungsvariante ‚Artikel, der sich über einen bestimmten Zeitraum sehr gut verkauft‘ verwendet. Betrachtet man die semantische Relation zwischen Erst- und Zweitglied solcher Komposita, zeigt sich, dass *-seller* als Zweitkonstituente ‚einen gut zu verkaufenden Artikel‘ als solchen ganz allgemein bezeichnet, für den die Erstkonstituente den ‚Verkaufszeitraum‘ (*Langzeit~*, *Dauer~*), den ‚Grad des Verkaufserfolgs‘ (*Mega~*, *Spitzen~*, *Top~*, *Super~*, *Worst~*), den ‚Verkaufsraum‘ (*Supermarkt~*, *Ost~*, *Welt~*), die ‚Verkaufszahl‘ (*Millionen~*) bezeichnet oder ‚ein ‚Merkmal/eine Wirkung des Artikels‘ (*Dino~*, *Grusel~*) bzw. den Artikel selbst (*Buch~*) benennt. Besonders bei den letzten beiden Bedeutungsvarianten ist wie bei den mit *Bestseller* gebildeten Komposita (vgl. *Flugzeugbestseller* – *Fußballbestseller*) die Bedeutungsbeziehung nur mit Hilfe des Kontextes erschließbar:

Die Amerikaner durchlitten ihren ersten Dino-Schub, als um 1880 in einem fast sportlichen Wettstreit zwei ihrer Landsleute in kürzester Zeit rund 130 Arten entdeckten. Maniebedingt findet heute alle sieben Wochen jemand eine neue Schreckensechse.

In die Literatur drangen die Wesen 1912 zuerst ein: Sir Arthur Conan Doyle schrieb damals die "Verlorene Welt", den ersten "Dino-Seller".

(Die Presse, 01.09.1993; Vom Vorzug, groß und ausgestorben zu sein)

Ein *Dino-Seller* ist in diesem Kontext ein Buch zum Thema Dinosaurier, das sich gut verkauft hat.

Programmierter Gruselseller - bei Stephen King wird die Flucht aus einer Eehölle zum Horrortrip "Das Bild - Rose Madder" (Heyne, 588 Seiten, S 110,-).

(Neue Kronen-Zeitung, 08.09.1995, S. 30)

Unter einem *Gruselseller* ist hier ein Buch zu verstehen, dessen Inhalt beim Lesen Gruseln hervorruft.

Bücher von Harry Potter sind die Buchseller Nr.1.

(<http://www.mweb.at/weihnachtsgeschenk>)

Mit *Buchseller* ist ein sich gut verkaufender Artikel in Form eines Buches gemeint.

Neben *Buchseller* kommt auch das englische *Bookseller* vor, das in folgendem Kontext als Eigenname einer Londoner Fachzeitschrift steht:

Die Londoner Fachzeitschrift The Bookseller beschrieb die Warschauer Buchmesse 1998 als starken "Bullenmarkt".

(Frankfurter Rundschau, 11.07.1998, S. 8, Ressort: FEUILLETON; Ein Blick auf Literatur und Verlagswesen in Osteuropa)

Bei einigen *-seller*-Bildungen finden Bedeutungsverschiebungen statt, wie z. B. bei *Megaseller*. Ein *Megaseller* ist ein Artikel, der sich überaus gut verkauft. *Mega-* gehört wie auch *Hot-*, *Top-* oder *Super-* zu den Konstituenten, die einen hohen Grad des Verkaufserfolgs anzeigen:

Fiat feiert heuer sein 100-Jahr-Jubiläum. Mit dem neuen Punto beschenkte man sich selbst am besten. Obwohl der flotte Italiener die Hypothek hat, einen Megaseller zu ersetzen - der Vorgänger wurde zwischen 1993 und 1999 weltweit beinahe 3,5 Millionen Mal abgesetzt - braucht man sich um den Neuen keine Sorgen machen. Er wird sich wohl in ähnlichen Verkaufsdimensionen bewegen.

(Tiroler Tageszeitung, 27.11.1999, Ressort: Motor; Auf dem Weg zurück in die Zukunft)

In dem folgenden Textbeispiel wird *Megaseller* nicht zur Bezeichnung eines Artikels, sondern zu der eines Menschen verwendet:

Die Leserschaft dankt v. Buttlar auf praktische Art und kaufte seine 24 Bücher bisher in einer Auflage von 28 Millionen Stück. Vor wenigen Wochen hat Megaseller v. Buttlar seinen Wohnsitz von Deutschland nach Österreich verlegt.

(Neue Kronen-Zeitung, 16.07.1996, S. 19; Seine Heimat ist das Universum)

Damit verändert sich die Bedeutung von *Megaseller*. Es wird zur Bezeichnung eines Menschen verwendet, dessen Bücher sich sehr gut verkaufen.

Mit dem Lexem *Worstseller* ist ein Wort in Opposition zu *Bestseller* gebildet worden, das zur Benennung eines sehr schlecht verkauften Artikels verwendet wird. Im Deutschen existiert eine semantisch ähnliche Variante, der *Nicht-Bestseller*. Um auch diese und mögliche weitere Modalitäten in der Bedeutungsangabe von *-seller* mit erfassen zu können, müsste man sagen, dass *-seller* als Zweitkonstituente in Komposita einen zu verkaufenden Artikel bezeichnet, wobei die Erstkonstituente Verkaufsmodalitäten oder den Artikel selbst bzw. einzelne seiner Merkmale oder Wirkungen bezeichnet. In den meisten Fällen referiert *-seller* auf einen sich gut verkaufenden Artikel.

Neben der Bedeutungsvariante ‚ein Artikel, der sich auf Dauer oder über einen bestimmten Zeitraum hin sehr gut verkauft‘, tritt *-seller* aber noch in einer weiteren auf:

Die Wiener Qentis Holding GmbH hatte am Mittwoch Insolvenz beantragt. Die Kunden müssen nun um ihre Vorauszahlungen bangen. Ebay hatte Qentis mehrfach als erfolgreiches Beispiel bekannt gemacht und als herausragenden "Powerseller" gepriesen. Qentis hatte für 2005 einen Umsatz von 21 Mio. Euro angestrebt nach 250 000 Euro im Gründungsjahr 2001.

(Mannheimer Morgen, 21.01.2006, Ressort: Wirtschaft; Ebay sieht sich nicht in der Pflicht)

-seller in *Powerseller* hat die Bedeutung ‚jmd., der etwas verkauft‘. Ein *Powerseller* ist ein Verkäufer, der überdurchschnittliche Umsätze beim Vertrieb von Waren macht bzw. sehr viele Artikel verkauft. Auch beim Lexem *Internet-Seller* hat *-seller* die Bedeutung ‚Verkäufer‘, *Internet* gibt zusätzlich den Verkaufsraum an:

Rasche Lieferung zu einem Discountpreis, der das Porto in vielen Fällen wettmacht, ist nur ein Geheimnis von Bezos' erstaunlichem Erfolg. Ausserdem unterhält Amazon.com kein Lager und keinen Laden, sondern nur einen Umschlagplatz. Von der Buch-Drehscheibe in Seattle aus wird die benötigte Ware "just in time" bei traditionellen Zulieferern abgerufen und sogleich weiter zum Kunden spediert. Die entstehenden Kosteneinsparungen investiert Bezos - sein drittes Geheimnis - wie kein anderer Internet-Seller in Werbung.

(Züricher Tagesanzeiger, 25.07.1998, S. 23, Ressort: Wirtschaft; Bücher bestellen - am schnellsten per Internet)

Die Bildung *Top-Seller* wird in der Regel als Benennung für einen Artikel verwendet, der sich sehr gut verkauft, wobei die Erstkonstituente einen besonders hohen Grad des Verkaufserfolgs bedeutet:

Top-Seller wie VW und Audi, die enorm wiedererstarke Marke Renault sowie "Preisbrecher" Skoda verzeichnen überdurchschnittlich große Verkaufserfolge.

(Salzburger Nachrichten, 19.06.1998, Ressort: LOKALES; Fahrzeughandel läuft prächtig: Plus 3 Prozent gegenüber Vorjahr)

Im folgenden Beispiel wird deutlich, dass ein *Top-Seller* auch eine Person bezeichnen kann, die sehr große Verkaufserfolge zu verzeichnen hat:

Schon zur Tradition gehört es bei der Kärntner Hypo, die Top-Verkäufer zu küren. Top-Seller 1997 wurde die Kundenberaterin Patricia Griesser (und nicht Frau Grasser, wie gestern versehentlich gemeldet wurde).

(Kleine Zeitung, 11.02.1998, Ressort: Wirtschaft; Hypobank kürte ihre besten Verkäufer)

Kontextfrei könnte man hinter einem *Ticket-Seller* einen Verkäufer von Fahr- oder Eintrittskarten vermuten oder Karten für eine Veranstaltung, die sich sehr gut verkaufen. Doch das ist im folgenden Textbeispiel nicht der Fall, es findet stattdessen eine Art Bedeutungsverschiebung statt:

Das Kitzbüheler Skispektakel sprengt alle Rekorde: Neben der Streif-Premiere von Hermann Maier (Bild) ist Benjamin Raich der Ticketseller schlechthin: Für den Slalom am Sonntag sind bereits 35.000 Tickets abgesetzt, mehr als für die zwei Abfahrten.

(Vorarlberger Nachrichten, 21.01.1999, S. C1, Ressort: Sport; 100.000 in Kitzbühel?)

Ticketseller wird auf Benjamin Raich übertragen, der als Zuschauermagnet wirkt und zahlreiche Besucher anzieht. Mit seiner Teilnahme am Wettkampf schnellen die Kartenverkäufe in die Höhe.

Wie schon bei *Bookseller* erwähnt, können solche Bildungen auch als Eigennamen verwendet werden, so auch *Weinseller* in folgendem Textbeispiel:

Hinter dieser Zahl stehen Stunden des Genusses - aber auch Minuten des Zauderns. Zwei Publikationen helfen, das Zaudern zu mindern, den Genuss zu steigern und das Budget zu schonen. «Weine 1999» stellt über 500 Weine vor, die weniger als 20 Mark kosten (das Buch ist hauptsächlich auf deutsche Kundschaft ausgerichtet, enthält aber auch Schweizer Angaben). Der «Weinseller 1998/99» von Chandra Kurt enthält Hinweise auf über 700 preisgünstige Weine, welche in Warenhäusern erhältlich sind.

(St. Galler Tagblatt, 14.11.1998; Wegweiser zum preisgünstigen Wein)

Seller tritt auch als freie Wortbildungseinheit in der Bedeutungsvariante ‚ein Artikel, der sich sehr gut verkauft‘ auf. Hier liegt die von Carstensen erwähnte Kurzform von *Bestseller* vor:

Natürlich gibt es immer wieder Kinder- oder Jugendbücher, die sofort da sind. "Sofies Welt" war von Anfang an ein Seller, auch wenn eigentlich nicht ganz klar ist, weshalb. ... Wer oder was das Bewusstsein der Käufer steuert, weiss ich nicht.

(Züricher Tagesanzeiger, 31.07.1998, S. 51, Ressort: Kultur; Im Buchladen und mehr)

In einem Falle tritt *Seller* als Name (Buchtitel) auf:

In ein kleines, handliches Taschenbuch hat die Liederbacher Firma CC Computer Consulting das Angebot der einschlägigen Mehrplatzanbieter (von Acer bis Wyse) gepackt. CC Seller heißt das im Vierteljahresrhythmus erscheinende Büchlein und gibt einen Überblick über das jeweilige Modellangebot in verschiedenen Preisbereichen, ...

(COMPUTER ZEITUNG, 01.12.1994, S. 19; Marktüberblick im Taschenformat)

In einigen Texten findet man Entlehnungen aus dem Englischen, die graphisch nur zum Teil oder gar nicht ins deutsche Sprachsystem integriert wurden, wie *Low Cost Seller*, *single seller*, *Short Seller / short seller*, *Power Seller*. Dadurch tritt *Seller* ungebunden auf. *Seller* hat hier die Bedeutung ‚eine Person, die etwas verkauft‘. Die Bildungen müssten die im Deutschen für Komposita übliche Zusammenschreibung bzw. die Schreibung mit Bindestrich aufweisen.

Bisher gibt es in Deutschland kein Instrument gegen die so genannten Short Seller, die sich Aktien in großen Mengen leihen, sie dann verkaufen und damit den Kurs drücken. Danach kaufen sie die Papiere zum niedrigeren Kurs wieder ein und geben sie zurück. Das heißt: Sie verdienen an fallenden Kursen.

(Mannheimer Morgen, 06.10.2001, Ressort: Wirtschaft; Von der zentralen Kontendatei bis zu verschärften Kontrollen)

3. Zusammenfassung

Die Wortbildungseinheit *-seller*, die zuerst in Form der Entlehnung *Bestseller* im Deutschen bekannt und gebraucht wurde, hat sich im Deutschen zu einer produktiven Wortbildungseinheit entwickelt. Besonders *Bestseller* selbst wird sowohl als Erst- als auch als Zweitkonstituente in zahlreichen neu gebildeten Wörtern verwendet (*Bestseller-schreibisch*, *Kleinwagen-Bestseller*) und dient auch als Derivationsbasis (*Bestsellerei*, *bestsellerhaft*).

Ausdrucksseitig sind bei den *Seller*-Bildungen graphische Varianten auffällig (Zusammenschreibung der unmittelbaren Konstituenten oder Bindestrichschreibung) sowie Varianten in der Fugengestaltung (Null-Fuge oder Fugenelement).

Inhaltsseitig liegt mit *-seller* eine ambige Wortbildungseinheit vor, die erst im jeweiligen Kontext monosemiert wird. Als Zweitkonstituente von Komposita bezeichnet sie einen (in der Regel sehr gut) zu verkaufenden Artikel. Die mit ihr in Komposition tretenden Erstkonstituenten sind Lexeme, die den Verkaufszeitraum, den Grad des Verkaufserfolgs, den Verkaufsraum, ein Merkmal bzw. eine Wirkung des Artikels oder den Artikel selbst benennen.

Komposita mit *-seller* in dieser Bedeutungsvariante können aus ihrem Ursprungsbereich (metonymisch) in einen anderen Bereich verschoben werden (z. B. *Megaseller* – als ein sich überaus gut verkaufendes Buch wird verschoben auf den Verfasser dieses Buches). Einige Komposita kommen auch als Warennamen vor (*ProSeller* zur Bezeichnung eines Notebooktyps).

Weiterhin hat *-seller* die Bedeutung ‚jmd., der etwas verkauft‘. Die Erstkonstituente gibt in diesen Fällen Modalitäten an, die sich auf den Verkaufserfolg des Verkäufers (*Power-Seller*, *Top-Seller*) oder auf seinen Tätigkeitsraum (*Internet-Seller*) beziehen bzw. Spezifika seiner Verkaufstätigkeit angeben (*Short-Seller*, *Single-Seller*).

Seller als selbständiges Lexem kommt nur als Kurzwort zu *Bestseller* vor oder in einzelnen Fällen als Eigenname (vor allem als Familienname).

Literaturverzeichnis:

FEINE, Angelika (2003): Fußballitis, Handyritis, Chamäleonitis. –itis-Kombinationen in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Sprachwissenschaft* 28/4, S. 437-466.

GÖRLACH, Manfred (2005): *A dictionary of European anglicisms: a usage dictionary of anglicisms in sixteen European languages*. Oxford u. a.

PEARSELL, Judy (Hrsg.) (1998): *OED. The New Oxford Dictionary of English*. Oxford.

von POLENZ, Peter (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band III 19. und 20. Jahrhundert. Berlin; New York.

Internetressourcen:

Textkorpus COSMAS II des IDS Mannheim (WWW-Zugang: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/>)

Résumé

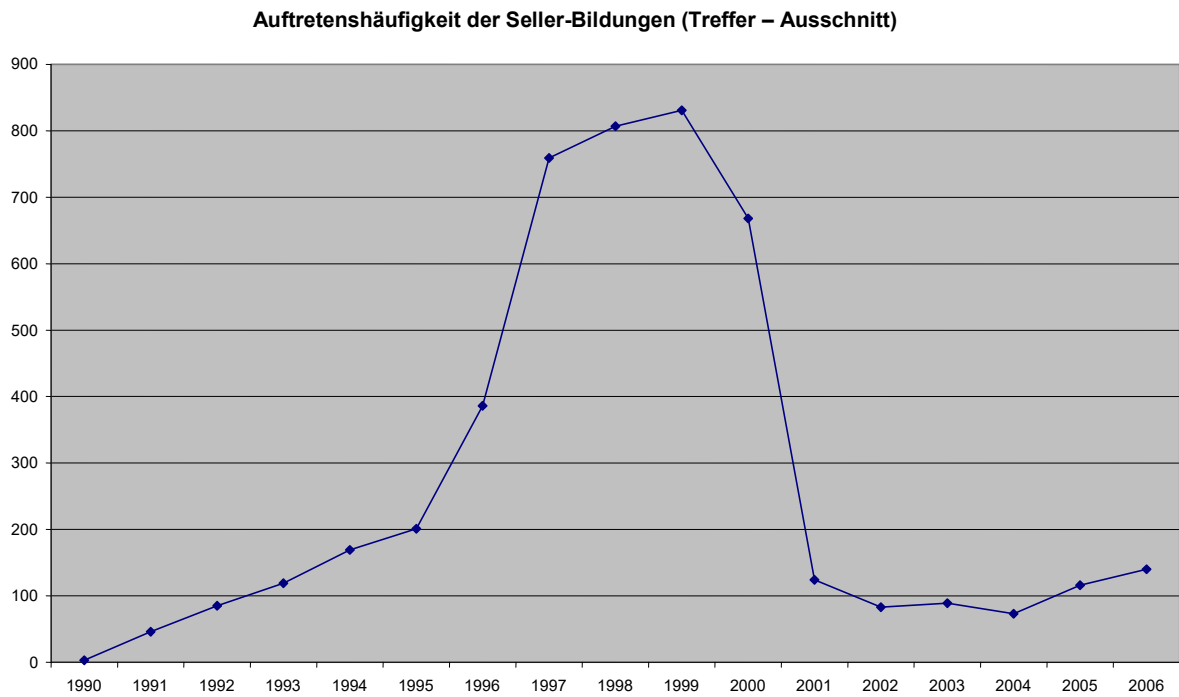
Role euro-anglicizmů v současné německé slootovorbě

V současné němčině hraje užití cizích morfémů stále výraznější roli. Ze srovnávacího studia jazyků rovněž vyplývá, že se v řadě evropských jazyků vedle latinských prvků objevují v nově vytvořených slovech stále častěji prvky anglické. Příspěvek se v analýzách zaměřuje na nová pojmenování s euro-anglicizmem *seller*. Sleduje jak strukturu těchto nových forem (kompoziční prvky, grafické varianty), tak variantnost jejich významu (např. „něco, co se (obvykle) dobře prodává“, „někdo, kdo něco prodává“) a významové posuny.

Summary

Word formation with Euro-Anglicisms

In present-day German, word formation with foreign morphemes is growing. Comparisons of languages show that in addition to Latin, English morphemes are often used in several European languages to create new words. Word formations with the Euro-Anglicism *seller* are examined in this article. Besides considering the form of such formations (compositional elements, graphic variants), numerous analyses of examples will identify semantic variants of *–seller* (“something which (usually) sells well”, “someone who sells something”) as well as semantic shifts.

Anlage

Frau ist schön und Mann ist stark. Wie soll ein einsprachiges Wörterbuch mit Phraseologismen umgehen?

Eva HOFRIČTEROVÁ

1. Einleitende Bemerkung

Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit der Analyse ausgesuchter Phraseologismen in drei ausgewählten deutschen Wörterbüchern. Die ausgesuchten Phraseologismen kommen aus dem phraseologischen Wörterbuch von Hans Schemann (1993) und betreffen die Schönheit und/oder die Stärke des Menschen¹. Bei den ausgewählten Wörterbüchern handelt es sich um den zehnbändigen ‚Duden – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache‘ (GWB), das ‚Duden Universalwörterbuch‘ (UWB) und das ‚Wahrig – Deutsches Wörterbuch‘ (WAHRIG).²

Ziel der Analyse ist Antworten auf folgende Fragen zu finden:

- ▶ Welche Phraseologismen kommen in den analysierten Wörterbüchern vor?
- ▶ Wie werden Phraseologismen generell in diesen Wörterbüchern behandelt: als eigene Lemmata oder unter einem anderen Lemma zusammengefasst?
- ▶ Wie sind sie in einem Wörterbuchartikel eingeordnet? Wie sind sie klassifiziert?
- ▶ Sind die Phraseologismen in den gegebenen Wörterbüchern mit einem Vermerk oder mit einem Zeichen gekennzeichnet?
- ▶ Mit welchem Hauptlemma sind die Phraseologismen verbunden?
- ▶ Was wird als Interpretament angegeben?
- ▶ Wird in irgendeiner Weise die 'Gender'-Frage angeschnitten?
- ▶ Welcher Art sind etwaige Kontextbelege?

Bevor zur konkreten Analyse übergegangen wird, ist es notwendig, die zugrundeliegende Theorie zu erörtern.

2. Zur metalexikographischen Terminologie

In dieser Untersuchung richtet man sich nach der Auffassung der Lexikographie und Metalexikographie nach Herbert Ernst Wiegand, der zu den produktivsten Forschern auf diesem Gebiet gehört.

Da Lexikographie und Metalexikographie in drei Gebiete eingeteilt werden können³, ist es wichtig darauf zu verweisen, dass im Folgenden unter „Lexikographie“

¹ Ein Bild von einem Mädchen/einer Frau/...; *bildschön (sein); schön wie ein Bild (sein); schön wie ein Engel (sein); das schöne Geschlecht; das starke Geschlecht; ein Kerl wie ein Bär sein; ein Kerl wie ein Baum sein; stark wie ein Löwe sein; Bärenkräfte haben; ein (richtiger/rechter) Bär sein* ugs.

² Da für die Analyse die CD-ROM Ausgaben der Wörterbücher verwendet wurden, sind im Folgenden bei Zitationen keine Seitenzahlen angeführt.

³ Mehr dazu bei Wiegand (1998:61-63, 72-79).

nur „Sprachlexikographie“ und unter „Metalexikographie“ nur „Wörterbuchforschung“ verstanden wird.

Die Disziplin der Metalexikographie, die auch als Theorie der Lexikographie bezeichnet wird, beschäftigt sich mit der Untersuchung der Struktur, Erstellung, Benutzung, Kritik und Geschichte von Wörterbüchern. In der folgenden Analyse werden einige von den erwähnten Aspekten auf die konkreten Beispiele angewandt.

Auch das „Lemma“ wird im Wiegandischen Sinne verstanden, also als der in einem Nachschlagewerk alphabetisch eingereihte fettgedruckte Terminus, der folglich dargelegt wird.⁴

Beim Definieren vom „Wörterbuchartikel“ wurden die Auffassungen von L. Zgusta und H. E. Wiegand (Kreuder 2003:176-179; Wiegand 1982:455) verglichen und synthetisch zusammengefasst. Daraus folgt, dass der Wörterbuchartikel aus einem Lemma und einem explikativen Teil besteht, wobei der explikative Teil noch aus den formalen (Informationen zur Silbentrennung, Morphologie, Etymologie...) und semantischen Elementen (Interpretamente, Beispiele...) zusammengesetzt wird.

Außer dem Lemma gehört zu den wichtigsten Bestandteilen des Wörterbuchartikels das „Interpretament“. Seine Hauptfunktion ist die Wortbedeutung zu erklären, was vor allem durch die Anwendung von den Methoden wie Synonym, Paraphrase, Situationskontext, Zitat und dessen Kombinationen geschieht.⁵

Fakultative Bestandteile des Wörterbuchartikels bilden z. B. Informationen zur Etymologie, Morphologie, Beispielangaben und bibliographische Angaben.

3. Vergleich von Wörterbüchern

3.1 Welche Phraseologismen kommen in den Wörterbüchern vor?

In den Einführungen der analysierten Wörterbücher findet man keine Informationen über die Kriterien, nach welchen die Phraseologismen für jedes einzelne Wörterbuch ausgesucht wurden. Im ersten Schritt der metalexikographischen Analyse muss also herausgefunden werden, welche von den ausgewählten (s. oben) phraseologischen Wendungen überhaupt in den gegebenen Wörterbüchern in Erscheinung treten.

Falls die gegebenen Phraseologismen in den Wörterbüchern (bzw. nur in einem der Wörterbücher) nicht zu finden sind, soll man auf Grund der Belege eines Textkorpus beschließen, ob die Phraseologismen in den Wörterbüchern vertreten werden sollten oder ob der von Schemann angeführte Phraseologismus schon veraltet und nicht mehr gebräuchlich ist. Die Wörterbuchangaben werden auch ebenfalls im Mannheimer Korpus COSMAS II. nachgeprüft, konkret wird in den Korpora der geschriebenen Sprache recherchiert⁶.

In einigen Fällen stimmen die Nennformen des phraseologischen Wörterbuchs von Schemann mit denen aus den allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern überein, z.B.:

das schöne Geschlecht
das starke Geschlecht

⁴ Mehr dazu bei Wiegand (1983:401-474).

⁵ Mehr dazu bei Kreuder (2003:180-185); Herbst/Klotz (2003:32-37).

⁶ Dort sind auch die Quellen der Korpusbelege vollständig zu finden. In der vorliegenden Arbeit werden die Quellen verkürzt.

Häufiger sind aber nur einzelne Teile der Phraseologismen oder modifizierte Wendungen zu finden.

Angesichts des Kontextes kann aufgeklärt werden, ob es sich wirklich um Phraseologismen handelt. In diesem Fall sollten sie in den einsprachigen Wörterbüchern vollständig vertreten sein. Es kann auch vorkommen, dass es sich um keine Phraseologismen handelt, obwohl sie Schemann zur Idiomatik zählt. Solche Beispiele dürfen dann in den allgemeinen Wörterbüchern fehlen.

Die Wendung *bildschön (sein)* kommt in den analysierten Wörterbüchern als ein Lemma „bildschön“ vor. Die Korpusbelege zeigen zwar, dass das Verb „sein“ in der Verbindung auch erscheinen kann, aber es ist nur fakultativ (wie es auch Schemann mit Hilfe der Einklammerung äußert). In diesem Fall sind Angaben zu diesem Lemma in allen Wörterbüchern berechtigt.

Schemanns Nennform des Phraseologismus *ein Bild von einem Mädchen/ einer Frau/ ...*, sollte in „ein Bild von ... (sein)“ modifiziert werden. Bei der dem DUDEN entnommenen Nennform wird lediglich die Erscheinung des Verbs als fakultativ bezeichnet. Aus den Korpusbelegen folgt nämlich, dass „Mädchen“ und „Frau“ nicht die Nomen sind, die am häufigsten mit einem Bild verglichen werden.

Auch die Nennform *ein Kerl wie ein Bär sein* korrespondiert nicht ganz mit den Nennformen in WAHRIG und DUDEN. In WAHRIG trifft man an verschiedene Attribute, die mit dem Bären verbunden werden.

„*brummig, unbeholfen, ungeschickt wie ein* ~ ein großer, breitschultriger, muskulöser Mann“

Die Nennform in DUDEN ist dagegen ganz knapp dargestellt, sie ist aber mit mehreren Beispielen versehen:

„*wie ein B. (ugs.; sehr): hungrig sein, stark sein wie ein B.*“

Diese letztgenannte Nennform zeigt sich auch nach der Analyse des Sprachgebrauchs als die geeignetste. In den Belegen wird zwar oft eine männliche Person mit dem Bären in Parallele gesetzt, aber es geht nie um einen „Kerl“.

Er ist groß und stark wie ein Bär, traut sich aber selbst nichts zu. (SN, 15.05.1999)

Man kann zwar „wie ein Bär sein“, aber auch z. B. „wie ein Bär schlafen, schnarchen, aussehen“.

Vor dem Erinnerungsfoto mit dem schlanken Steigenberger-Hoteldirektor Kai Gehrman wollte Logan aber unbedingt seine schwere Winterlederjacke ausziehen, damit er, wie er sagte, neben ihm nicht wie ein Bär aussieht. (MM 18.10.2004)

Wenn man also überhaupt das Verb in der Nennform lassen sollte, müsste es mit Klammern als fakultativ bezeichnet werden.

Als nächstes werden die Phraseologismen untersucht, die in einem oder mehreren von drei analysierten Wörterbüchern fehlen.

In allen drei Wörterbüchern fehlende Phraseologismen

*ein Kerl wie ein Pfund Wurst sein*⁷
stark wie ein Löwe sein
schön wie ein Bild (sein)

⁷ Die Nennformen stammen aus Schemanns Wörterbuch.

Der erste und der dritte von diesen Vergleichen sind in den Mannheimer Korpora ebenfalls nicht belegt, aber es gibt keinen Grund dafür, den zweiten Vergleich in die einsprachigen Wörterbücher nicht einzuordnen. Nicht nur Schemann zählt ihn zu den Phraseologismen, sondern es wird auch im Sprachgebrauch belegt.

Er repräsentiert den Kampfstil der Gebirgler: konditionell hervorragend, stark wie ein Löwe, bewandert in den russischen Sambo-Techniken, erfahren in der Taktik. (SN 01.08.1996)

Die folgende Gruppe von phraseologischen Wendungen bilden die, die in Wahrig eine Entsprechung haben, aber sich in keinem der beiden DUDEN-Wörterbücher befinden.

3.2 In den DUDEN-Wörterbüchern (GWB, UWB) fehlende Phraseologismen

schön wie ein Engel (sein)

schön wie ein Bild (sein)

ein Kerl wie ein Baum sein

Diese drei Vergleiche sind zwar in WAHRIG zu finden, aber nicht in den von Schemann vorgeschlagenen Nennformen. Bei dem Vergleich mit einem Engel fehlt hier bloß das Verb „sein“. Diese Nennform lässt aber auch Schemann als eine der Varianten zu.

Obwohl in WAHRIG *schön wie ein Bild* vorkommt, fehlt dort die Worterklärung und die Variante mit dem Verb *sein*: *bild|schön* <Adj.> *schön wie ein Bild, sehr schön*.

Im Falle des Vergleichs mit einem Baum ist, wie die Korpusbelege beweisen, weder die Nennform von Schemann noch die von WAHRIG geeignet. Schemanns Nennform findet man zwar auch im Sprachgebrauch,

Der Mann ist ein Kerl wie ein Baum. (FR 17.04.1998)

aber der Vergleich erscheint auch ohne Verb „sein“ oder mit einem anderen Nomen bzw. nur mit einem Pronomen.

Trotz seiner 61 Jahre ist Golembiowsky ein Mann wie ein Baum, mit markantem Kopf, tiefer Stimme und einer spürbaren Aura der Gelassenheit. (FR 17.07.1997)

Er sieht aus wie ein Baum, kann die Sendeanlagen von drei unterschiedlichen Betreibern aufnehmen und schirmt die Strahlung ab. (SN 17.04.1999)

In Hundert Belegen findet man den Vergleich nie im Kontext mit einem Jungen, wie es in WAHRIG belegt ist: „der Junge ist groß, kräftig, stark wie ein ~“.

Folgende Phraseologismen sind in beiden DUDEN-Wörterbüchern belegt, fehlen aber in WAHRIG.

3.3 In WAHRIG fehlende Phraseologismen

Bärenkräfte haben

ein (richtiger/rechter) Bär sein ugs.

In den DUDEN-Wörterbüchern ist „Bärenkraft“ als selbständiges Lemma zu finden, mit der Anmerkung, dass es meistens in Pluralform auftritt. Da das Kompositum im Sprachgebrauch nicht nur mit dem Verb „haben“,

Der Mann hat Bärenkräfte, die er nur all zu gerne zum Wohl der Menschheit einsetzt. (MM 04.12.2004)

sondern auch mit anderen Verben vorkommt,

Dafür entfaltet er dann ungeahnte Bärenkräfte. (StGT, 24.11.2000)

sollte die Nennform „Bärenkräfte haben/...“ lauten.

Bei dem zweiten Phraseologismus unterscheiden sich die Nennformen in Schemanns Wörterbuch und in den DUDEN-Wörterbüchern durch die Fakultativität und Variabilität der Attribute. In DUDEN ist die Nennform „er ist ein richtiger B.“ zu finden

Die Variante mit dem Attribut „recht“ ist in COSMAS nicht belegt. Die Wendung „ein richtiger Bär“ kommt nur einmal vor und zwar in Verbindung mit dem Verb „werden“. Die Nennform sollte also auf „ein (richtiger) Bär sein/...“ modifiziert werden.

4. Wie werden Phraseologismen generell in den Wörterbüchern behandelt, klassifiziert und gekennzeichnet?

Feste Wendungen werden in allgemeinen Wörterbüchern mehrfach angeführt. Infolgedessen soll an dieser Stelle die Behandlung, Klassifizierung und Kennzeichnung der festen Wendungen in einem Wörterbuchartikel zum Gegenstand der Untersuchung werden.

Da sich die Struktur des Wörterbuchartikels in den analysierten Wörterbüchern unterscheidet, werden sie extra betrachtet.

4.1 DUDEN

1}Bär der; -en, -en [mhd. ber, ahd. bero, eigtl. = der Braune, verhüll. Bez.]:

1. *großes Raubtier mit dickem braunem Pelz, gedrungenem Körper u. kurzem Schwanz:* der B. brummt; -en jagen, erlegen; **Ü** er ist ein richtiger B. (ugs.; *ein großer, kräftiger, oft etw. ungeschickt, aber gutmütig wirkender Mensch*); **R** hier/da ist der B. los; hier/da geht der B. ab (ugs.; *hier/da ist etwas los, hier/da herrscht Stimmung*; die Wendungen beziehen sich wohl auf den [entlaufenen] Tanzbären od. den Bären im Zirkus; ***der Große B., der Kleine B.** (*Sternbilder des nördlichen Himmels*; nach lat. Ursa Major u. Ursa Minor); **wie ein B.** (ugs.; *sehr*): hungrig sein, stark sein wie ein B.; **jmdm. einen -en aufbinden** (ugs.; *jmdm. etw. Unwahres so erzählen, dass er es glaubt*; die Wendung geht wohl davon aus, dass es praktisch unmöglich ist, jmdm. – ohne dass er es merkt – einen Bären auf den Rücken zu binden).

2. (salopp) **a)** *weibliche Schambehaarung*;

b) *Vulva.*⁸

Wie man an dem Beispiel erkennen kann, kommen unter dem Hauptlemma nach den grammatischen und etymologischen Angaben einzelne mit arabischen Zahlen und beziehungsweise auch Buchstaben versehene Bedeutungsangaben. An diese Angaben schließen sich Anwendungsbeispiele.

Beispiele ohne übertragene Bedeutung werden nicht besonders gekennzeichnet, manchmal werden sie mit einem Vermerk eingeleitet (z.B. „als Anrede“). Fakultative Kompo-

⁸ DUW (2003)

nennten der Beispiele stehen in eckigen Klammern. Manchmal werden die Beispiele durch den Kontext oder mit Hilfe von Erklärungen ergänzt.

Beispiele mit übertragener Bedeutung sind im Wörterbuchartikel mit „Ü“ markiert (s. Lemma „Bär“). Manchmal wird die übertragene Bedeutung des angehenden Beispiels noch erläutert.

Die nächste Kategorie bilden die im Wörterbuchartikel mit „R.“ markierten Redewendungen. Da sie nicht mehr hervorgehoben sind (z. B. durch Fettdruck), werden sie ebenso wie die zwei vorherigen Kategorien dem Hauptlemma zugeordnet. Auch die Erklärung steht, genauso wie bei den Beispielen, in Kursivschrift in Klammern geschrieben. Bei den Redewendungen befinden sich in den Klammern noch Stilangaben. Die DUDEN-Redaktion bezeichnet keine der analysierten Phraseologismen als Redewendungen. (Unter dem Lemma „Bär“ (s. o.) sind als Beispiel auch Vertreter dieser Kategorie zu finden.)

Den Redewendungen folgen im Wörterbuchartikel Sprichwörter. Da sie aber in die Analyse nicht eingeschlossen sind, werden sie außer Acht gelassen.

Idiomatische Ausdrücke, feste Verbindungen und Wendungen sind nicht nur mit * markiert, sondern auch halbfett gedruckt. Daraus folgt, dass sie im Wörterbuch als Sublemmata betrachtet werden. Neben der Erklärung in Klammern erscheint bei der Wendung manchmal auch ein Kontextbeleg mit/ohne der angegebenen Quelle (s. Lemma „Bär“).

4.2 WAHRIG

In WAHRIG – Deutsches Wörterbuch wird die Orientation unter den phraseologischen Wendungen und ihren Bedeutungen für eine(n) Nicht-Muttersprachler/in als begrenzt empfunden. Obwohl die Gebrauchshinweise des Wörterbuchs genau den Aufbau eines Wörterbuchartikels darbieten (s.u.), wird die Situation bei der Darstellung von Polysemen unklar.

Der Aufbau eines Wörterbuchartikels

1. Stichworteintrag, ggf. Zusätzliche orthografische Varianten (einschließlich Angabe der Worttrennung und Betonung)
2. <> grammatische Angaben, Sprachgebiet, Stilebene;
3. Worterklärung (gegebenenfalls mit Redewendungen, Anwendungsbeispielen);
4. [...] Etymologie⁹.

Zuerst findet man nämlich in dem Wörterbuchartikel alle Bedeutungen nacheinander gereiht (erstens „die allgemeine Grundbedeutung“, dann „die weniger häufig gebrauchte, speziellere oder übertragene Bedeutungen“¹⁰) und danach erscheinen alle mit dem Symbol • gekennzeichneten Anwendungsbeispiele und Redewendungen. Demzufolge ist es problematisch zu bestimmen, zu welcher Bedeutungsangabe das konkrete Anwendungsbeispiel oder die konkrete Redewendung gehört. Als Verbesserungsvorschlag wird auch eine deutliche Unterscheidung der Redewendungen (bzw. anderen Phraseologismen) von den nicht phraseologischen Anwendungsbeispielen empfohlen.

Auf dem kurzen Umriss der Struktur der Beispiele in größeren Wörterbuchartikeln werden die Vorteile des Wahrig-Wörterbuchs angedeutet. Die „Leitwörter der

⁹ Wahrig (2006).

¹⁰ Wahrig (2006).

Redewendungen¹¹ sind fett gedruckt und im Rahmen des Artikels alphabetisch angeordnet. Zuerst kommen alle substantivischen und danach sämtliche verbalen und adjektivischen Leitwörter vor. Diesen folgen die Leitwörter in Form einer Partikel und eines Fragewortes. Des Weiteren schließt die Reihe Leitwörter in Passivform und in Form eines Partizipiums ein. Die Ausrufe und Wendungen in direkter Rede, die zu den erwähnten Kategorien nicht eingeordnet werden können, erscheinen am Anfang des Artikels. Durch diese Darstellungsform wird eine bessere Übersichtlichkeit gewährleistet. Eindeutiger wird das System mit dem Beispiel des Lemmas bestimmt, das auch einige analysierte Phraseologismen enthält.

Geslecht n. 12 I zählb. **1.** jede der beiden verschiedenen Formen (weibl. u. männl.), in denen beim Menschen, den meisten Tieren u. vielen Pflanzen die Einzelwesen vorkommen **2.** Art, Gattung (Menschen~) **3.** Familie (Adels~, Bauern~ **4.** Nachkommenschaft, Generation **5.** Gramm. grammatisches ~ = Genus (2) • das ~ der **Hohenzollern** • ein **altes**, alteingesessenes, weit verbreitetes ~; das **andere** ~ die Männer bzw. die Frauen; die **folgenden**, kommenden ~er; **männliches**, weibliches, sächliches ~ Gramm.; das **menschliche** ~ die Menschen; das **schöne**, schwache ~ umg.; scherzh. die Frauen; das **starke** ~ umg.; scherzh. die Männer • **aus** altem, edlem ~ stammen; Menschen **beiderlei** ~s Männer u. Frauen; **von** ~ zu ~II unz. **1.** Geschlechtsteil **2.** veraltet Geschlechtstrieb [*ahd. gislahti; zu slahan* „nacharten, nachschlagen“; → *schlagen*]

Die zur Analyse ausgewählten Phraseologismen wurden ihrem Status nach in einzelnen Wörterbüchern klassifiziert:

	DUW	GDW
Lemma	2	2
Bsp. ohne übertragene Bedeutung	-	-
Bsp. mit übertragener Bedeutung	1	1
Redewendungen	-	-
Idiome	3	3
Kontextbeleg	-	-
nicht belegt	5	5

	WAHRIG
Lemma	1
Bedeutungserklärung	1
Anwendungsbeispielen und Redewendungen	5
nicht belegt	3

5. Mit welchem Hauptlemma sind die Phraseologismen verbunden?

Phraseologismen werden meistens aus den ökonomischen Gründen nur unter einem Lemma eingeordnet, man nennt es auch Zuordnungslemma. Im Metateil der DUDEN-Wörterbücher wird angedeutet, dass dort das erste Substantiv bzw. das erste semantisch signifikante Wort als Zuordnungslemma funktioniert. In WAHRIG findet man zwar über

¹¹ Wahrig (2006).

die Zuordnung keine Information, aber wie sich bei der Analyse zeigt, hält man sich auch hier an das gleiche Prinzip.

Das einzige Beispiel von den ausgewählten Phraseologismen, bei dem die Regel in WAHRIG nicht beachtet wird, ist der Phraseologismus „ein Kerl wie ein Baum sein“. Egal ob man die erwähnte Nennform von Schemman sucht oder dann schließlich die Nennform „der Junge ist groß, kräftig, stark wie ein ~“ in WAHRIG findet, es gilt als Zuordnungslemma das zweite Substantiv, folglich der Baum.

Genau das gleiche Problem würde bei der Suche nach Schemmans Nennform des Phraseologismus „ein Kerl wie ein Bär sein“ entstehen, würde er wie üblich unter dem ersten Substantiv gesucht werden. Er ist nämlich in allen drei Wörterbüchern unter dem Lemma „Bär“ eingeordnet. Da die Nennformen des Phraseologismus in den analysierten allgemeinen Wörterbüchern anders als im phraseologischen Wörterbuch lauten, ist somit „Bär“ das erste Substantiv und der Phraseologismus also richtig eingeordnet.

6. Was wird als Interpretament angegeben?

Das Interpretament gehört mit dem Lemma zu den wichtigsten Elementen des Wörterbuchartikels. Die Bedeutung einer phraseologischen Wendung kurz und trotzdem präzise zu erklären ist nicht immer einfach. Die Qualität des Interpretaments in den einzelnen Wörterbüchern wird hier aber nicht behandelt. Hingegen liegt die Konzentration auf den Methoden der Formulierung vom Interpretament der ausgewählten Phraseologismen.

Etwa ein Drittel der analysierten Phraseologismen wurde durch die Methode einer Umschreibung beleuchtet:

Phraseologismus	UWB	GWB	WAHRIG
Bärenkräfte haben	sehr große, ungewöhnliche körperliche Kraft:	sehr große, ungewöhnliche körperliche Kraft:	
ein (richtiger/rechter) Bär sein ugs	(ugs.; ein großer, kräftiger, oft etw. ungeschickt, aber gutmütig wirkender Mensch)	ugs., ein großer, kräftiger, oft etw. ungeschickt, aber gutmütig wirkender Mensch	
schön wie ein Bild (sein)	sehr schön	(emotional verstärkend): sehr schön	

Die Tatsache, dass sich die Umschreibungen in einzelnen Wörterbüchern ab und zu unterscheiden, wird den unterschiedlichen Nennformen der Phraseologismen verdankt. Ein Beispiel dafür stellt der Phraseologismus *ein Bild von einem Mädchen/einer Frau/...* dar.

	UWB	GWB	WAHRIG
Nennform	ein B. von... sein	ein B. von... sein	sie ist ein Bild von einem Mädchen
Umschreibung	sehr schön, bildschön sein	sehr schön, bildschön sein	ein sehr schönes Mädchen

In zwei Fällen wurde als Methode des Interpretaments die Synonym-Methode gewählt. Die Phraseologismen „das starke Geschlecht“ und „das schöne Geschlecht“ sind in allen untersuchten Wörterbüchern knapp mit dem Synonym „Männer“ bzw. „Frauen“ erklärt.

Keine der analysierten Wendungen wird mit einer Gebrauchserklärung expliziert. Zur Gebrauchserklärung könnten auch die ganz oft erscheinenden stilistischen Angaben gezählt werden. Sie werden hier aber außer Acht gelassen.

Ab und zu verwenden die Autoren der einzelnen Wörterbücher für die Interpretamente des gleichen Phraseologismus unterschiedliche Methoden. Im Rahmen der kleinen Gruppe der Phraseologismen findet man in beiden DUDEN-Wörterbüchern keine Unterschiede in den Interpretamenten. Hingegen offenbart der Vergleich mit WAHRIG einige Verschiedenheiten. Z. B. die Wendung „ein Kerl wie ein Bär sein“ wird in WAHRIG mit einer Umschreibung erklärt, während im DUDEN zur Erläuterung des Phraseologismus die Kontextbeispiele verwendet werden.

<i>Phraseologismus</i>	<i>UWB</i>	<i>GWB</i>	<i>WAHRIG</i>
ein Kerl wie ein Bär sein	hungrig sein, stark sein wie ein B.	hungrig sein, stark sein wie ein B.	ein großer, breitschultriger, muskulöser Mann

Keiner der untersuchten Phraseologismen ist mit einer etymologischen Angabe versehen.

Etwa bei der Hälfte der Phraseologismen – (*bildschön (sein); schön wie ein Engel (sein); ein Kerl wie ein Baum sein; ein Kerl wie ein Pfund Wurst sein; stark wie ein Löwe (sein)*) – findet man kein Interpretament. Unter diesen Phraseologismen sind aber auch jene, die in den untersuchten Wörterbüchern nicht belegt sind.

7. Wie wird die 'Gender'-Frage angeschnitten?

Die ausgewählten Phraseologismen drücken häufig die Genderrolle aus. Sind die in Schemanns Wörterbuch auf nur ein Geschlecht verweisenden Phraseologismen auch in den allgemeinen Wörterbüchern geschlechtsspezifisch oder geschlechtsneutral?

Deutlich geschlechtsspezifisch sind die Phraseologismen *das schöne Geschlecht* und *das starke Geschlecht*. Wie nicht nur die Angaben der einsprachigen Wörterbücher, sondern auch die Korpusbelege beweisen¹², betrifft „das schöne Geschlecht“ immer eine Frau und „das starke Geschlecht“ einen Mann.

Der Phraseologismus *ein Bild von einem Mädchen/einer Frau/...* enthält schon in der Nennform eine weibliche Person. Eine gleichermaßen geschlechtsspezifische Nennform ist in den DUDEN-Wörterbüchern zu finden. Wahrig enthält zwar eine geschlechtsneutrale Nennform, das Anwendungsbeispiel spricht jedoch wieder von einem Mädchen.

Folgende Phraseologismen sind bei Schemann auch schon in der Nennform geschlechtsspezifisch. Obwohl sich die Nennformen in den allgemeinen Wörterbüchern von der in Schemann unterscheiden, weisen sie z. B. in WAHRIG auf ein Geschlecht hin.

¹² Ob die Wörterbuchangaben mit dem Sprachgebrauch, d.h. mit den Korpusbelegen, übereinstimmen, könnte bei allen Phraseologismen festgestellt werden. Im Rahmen dieser Analyse wird es aber nur an diesem einem Beispiel demonstriert.

	DUW	DGW	WAHRIG
ein Kerl wie ein Bär sein	*wie ein Bär (ugs.;sehr): hungrig sein, stark sein wie ein Bär	*wie ein Bär (ugs.;sehr): hungrig sein, stark sein wie ein Bär	brummig, unbeholfen, ungeschickt wie ein Bär-ein großer, breitschultriger, muskulöser Mann.
ein Kerl wie ein Baum sein			der Junge ist groß, kräftig, stark wie ein Baum;

Die Wendungen *Bärenkräfte haben* und *bildschön (sein)* sind zwar bei Schemann geschlechtsneutral, die Anwendungsbeispiele in den DUDEN-Wörterbüchern (*mit seinen Bärenkräften zerbrach er das Eisengitter; ein bildschöner Mann*) verweisen aber auf eine männliche Person.

Ob die folgenden Phraseologismen, *stark wie ein Löwe sein* und *ein Kerl wie ein Pfund Wurst sein*, geschlechtsneutral bzw. geschlechtsspezifisch sind, kann auf Grund der Nennform im phraseologischen Wörterbuch nicht spezifiziert werden. In den allgemeinen Wörterbüchern sind sie gänzlich ausgespart.

Die restlichen analysierten Phraseologismen (*schön wie ein Engel (sein); schön wie ein Bild (sein); ein (richtiger/rechter)Bär sein*) sind geschlechtsneutral.

8. Welcher Art sind etwaige Kontextbelege?

Wie bereits skizziert wurde, können die Beispiele (Kontextbelege) – auch wenn sie nur einen fakultativen Bestandteil des Wörterbuchartikels darstellen – genauso relevant sein, wie die Interpretamente. Sie tragen wesentlich zur Erhöhung der Anschaulichkeit und Authentizität bei.

Die Beispiele können nach ihrem Umfang oder ihrer Herkunft klassifiziert werden. Diese beiden Kriterien hängen ganz eng zusammen. Die authentischen Belege aus der Literatur (Zitate) und die aus Sprachkorpora exzerpierten Belege müssen zwar manchmal verkürzt werden, sie weisen aber einen hohen Grad an Authentizität auf.

Häufig werden die im Alltag gebrauchten Kollokationen verwendet, die gut verständlich sind.

In WAHRIG werden, wohl wegen der Platzökonomie, für Erklärung keine Zitate verwendet. Wie bereits angedeutet, wird formal kein Unterschied zwischen Beispielsätzen (Sätze fangen nicht mit großen Buchstaben an) und Redewendungen gemacht.

Auch in den Duden-Wörterbüchern werden die Beispielsätze nicht mit großem Buchstaben markiert

Bä|ren|kraft, die <meist Pl.>: *sehr große, ungewöhnliche körperliche Kraft*: mit seinen Bärenkräften zerbrach er das Eisengitter.

In einigen Fällen bilden, ähnlich wie in WAHRIG, die Phraseologismen einen Bestandteil des Beispielsatzes (s. o.- Lemma „Bär“).

Im GWB können, infolge größeren Platzangebotes, auch Zitate oder Kontextbeispiele verwendet werden.

bild|schön <Adj.> (emotional verstärkend): sehr schön: ein -er Mann; in der 81. Minute erzielte Leiendecker ein -es Kopfballtor (Kicker6, 1982, 47); die haben sich beide gestern Abend so b. (iron.; so sehr) besoffen (Fallada, Jeder 99).

9. Metalexikographisches Fazit

Es scheint immer einfacher ein Werk zu kritisieren, als eines zu schaffen. Ähnlich ist es mit der Arbeit an Wörterbüchern. In der Studie ging es darum, die ausgewählten Wörterbücher aus dem Gesichtspunkt des Vorkommens von Phraseologismen zu vergleichen und ein Kompromiss in der Darstellung von phraseologischen Wendungen zu zeigen. Kritisiert wird hier nur aus dem Grunde, zukünftigen Wörterbuchautoren einige Verbesserungstipps zu bieten. Daher sollten Wörterbücher folgende Vorschläge berücksichtigen:

- ❖ Phraseologismen stellen Mehrwortlexeme dar, die semantisch und syntaktisch den Wert eines Wortes haben. Infolgedessen sollten sie in Wörterbüchern als eigenständige Lemmata (bzw. Sublemmata) betrachtet werden. Die Behandlung eines Phraseologismus als ein Kontextbeispiel mit „übertragener Bedeutung“ erscheint nicht sachgemäß zu sein.
- ❖ Von eminenter Wichtigkeit sind die eindeutigen Definitionen von Phraseologismen im Metateil des Wörterbuchs. Es muss von Anfang an klar sein, was im Wörterbuch als ein einfaches Beispiel betrachtet wird und was als feste Wendung (idiomatische oder nichtidiomatische) zu verstehen ist, die keine oder nur eine begrenzte Anzahl an Varianten zulässt.
- ❖ In den elektronischen Wörterbüchern sollten das größere Platzangebot und die graphischen Möglichkeiten zur Betonung des Status fester Wendung genutzt werden.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

BLUMRICH, Christa/KEMPCKE, Günter (1984): *Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache 1*. Berlin.

KUNKEL-RAZUM, Kathrin/SCHOLZE-STUBENRECHT, Werner/ WERMKE, Matthias (2003): *Duden, Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim. (einschl. CD-ROM Ausgabe)

SCHEMANN, Hans (1993): *Deutsche Idiomatik*. Die deutschen Redewendungen im Kontext. Stuttgart.

SCHOLZE-STUBENRECHT, Werner (1999): *DUDEN*. Das große Wörterbuch der deutschen

Sprache Band 1-10. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich. (einschl. CD-ROM Ausgabe)

WAHRIG-BURFEIND, Renate (2006): *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh, München. (einschl. CD-ROM Ausgabe)

Sekundärliteratur:

BERGEROVÁ, Hana (1999): Das Elend der Phraseographie und kein Ende. Diesmal am Beispiel deutsch-tschechischer Wörterbücher. In: SKIBITZKI, Bernd/WOTJAK, Barbara (Hrsg.): *Linguistik und Deutsch als Fremdsprache*. Tübingen, S. 29-40.

BURGER, Harald (1983): Phraseologie in den Wörterbüchern des heutigen Deutsch. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie III*. Hildesheim, Zürich, New York, S. 13-66.

DROSDOWSKI, Günther/HENNE, Helmut/WIEGAND, Herbert Ernst (1977): *Nachdenken über Wörterbücher*. Mannheim, Wien, Zürich.

ENGELBERG, Stefan/LEMNITZER, Lothar (2004): *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen.

HAUSMANN, Franz Josef/REICHMANN, Oskar/WIEGAND, Herbert Ernst/ZGUSTA, Ladislav (1990) (Hrsg.): *Wörterbücher*. Ein internationales Handbuch zu Lexikographie. II. Teilband. Berlin, New York.

HERBST, Thomas/KLOTZ, Michael (2003): *Lexikographie*. Paderborn.

HESSKY, Regina (1996): *Lexikographie zwischen Theorie und Praxis*. Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt. Tübingen.

IKER, Bertalan (1996): Zur Darstellung der Phraseologismen im zweisprachigen Wörterbuch. In: HESSKY, Regina (Hrsg.): *Lexikographie zwischen Theorie und Praxis*. Tübingen, S. 49-58.

KONERDING, Klaus-Peter/LEHR, Andrea (1997): *Linguistische Theorie und lexikographische Praxis*. Tübingen.

KORHONEN, Jarmo (1995): Idiome als Lexikoneinheiten. Eine Auswahl von Beschreibungsproblemen. In: KORHONEN, Jarmo (Hrsg.): *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen*. Bochum, S.13-43.

KORHONEN, Jarmo (2004): Zur lexikografischen Erfassung von Sprichwörtern in einsprachigen deutschen Wörterbüchern. In: PALM-MEISTER, Christine (Hrsg.): *Europhras 2000*. Tübingen, S. 233-241.

KREUDER, Hans-Dieter (2003): *Metasprachliche Lexikographie*. Untersuchung zur Kodifizierung der linguistischen Terminologie. Tübingen.

KÜHN, Peter (1989): Phraseologie und Lexikographie: Zur semantischen Kommentierung phraseologischer Einheiten im Wörterbuch. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Wörterbücher in der Diskussion*. Tübingen, S. 133-154.

KÜHN, Peter (2003): Das DUDEN-Universalwörterbuch und das GWDS: Ein Vergleich. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Untersuchungen zur kommerziellen Lexikographie der deutschen Gegenwartssprache I*. Tübingen, S. 125-153.

- LINK, Elisabeth (1989): Was ist eigentlich ein Lemma? In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): Wörterbücher in der Diskussion. Tübingen, S. 155-190.
- SCHAEDER, Burkhard (1981): *Lexikographie als Praxis und Theorie*. Tübingen.
- SCHAEDER, Burkhard (1987): *Germanistische Lexikographie*. Tübingen.
- SCHAFROTH, Elmar (2003): Kollokationen im GWDS. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Untersuchungen zur kommerziellen Lexikographie der deutschen Gegenwartssprache I*. Tübingen, S. 397-433.
- STÖRIG, Hans Joachim (1986): Zur Abgrenzung der Lexikographie. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI*. 1. Teilband. Hildesheim, Zürich, New York, S. 183-195.
- WIEGAND, Herbert Ernst (2006) (Hrsg.): *Internationale Bibliographie zur germanistischen Lexikographie und Wörterbuchforschung*. Band I: A-H. Berlin, New York.
- WIEGAND, Herbert Ernst (2006) (Hrsg.): *Internationale Bibliographie zur germanistischen Lexikographie und Wörterbuchforschung*. Band II: I-R. Berlin, New York.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1983): Was ist eigentlich ein Lemma? Ein Beitrag zur Theorie der Lexikographischen Sprachbeschreibung. Germanistische Linguistik 1982. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie 3*. Zürich, New York. S. 401-474.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1989): *Wörterbücher in der Diskussion*. Tübingen.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1998): *Wörterbuchforschung. Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie I*. Teilband. Berlin, New York.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1989): Die lexikographische Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: HAUSMANN, Franz Josef (Hrsg.): *Wörterbücher*. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. I. Teilband. Berlin, New York, S. 530-588.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1983) (Hrsg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie 3*. Hildesheim, Zürich, New York.
- WOLSKI, Werner (1989): Das Lemma und die verschiedenen Lemmatypen. In: HAUSMANN, Franz Josef (Hrsg.): *Wörterbücher*. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. I. Teilband. Berlin, New York, S. 360-371.

Résumé

Žena je krásná, muž je silný. Jak mají být uváděny frazeologismy v jednojazyčných slovnících?

Předmětem článku je metalexikografická analýza vybraných frazeologismů vyjadřující vzhled ženy a muže. Výskyt a přesný tvar daných frazeologismů byl zkoumán ve třech všeobecných německých slovnících – „DUDEN-Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“, „DUDEN Universalwörterbuch“ a „Wahrig-Deutsches Wörterbuch. Výzkum je zaměřen také na statut frazeologických spojení a jejich zařazení k lematu.

Kromě návrhů na vylepšení zpracování frazeologismů ve slovnících, šlo také o srovnání slovníkových definic a dokladů kontextů. Na zřeteli bylo i hledisko role muže a ženy vyjádřené ve frazeologismech, slovníkových definicích nebo dokladech kontextu.

Summary

Woman is beautiful, man is strong. How should a monolingual dictionary deal with phraseologisms?

This article offers a metalexicographical analysis of selected phraseologisms expressing the appearance of men and women. The occurrence and precise form of these phraseologisms was studied in three German general dictionaries – DUDEN's Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, the DUDEN Universalwörterbuch, and the Wahrig Deutsches Wörterbuch. The research also focuses on the status of phraseological expressions and their assignation to lemmata. The paper proposes improvements in the treatment of phraseologisms in dictionaries and compares dictionary definitions with contextual evidence. The author also focuses on the roles of men and women as expressed in phraseologisms, dictionary definitions and contextual evidence.

Zum Problem der Definition: Interferenz oder Transfer?

Martina IMIDER

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag versteht sich als Versuch, Licht in die Uneinheitlichkeit der in der linguistischen Fachliteratur verwendeten Begriffe Interferenz und Transfer zu bringen. In zahlreichen Definitionen herrscht terminologische Unklarheit, was die Vergleichbarkeit einzelner Begriffserläuterungen wesentlich erschwert. Als Ursache für die fehlerhafte Verwendung einer Fremdsprache wird unter anderem der Einfluss der Muttersprache genannt. Dieses Phänomen wird als Interferenz bezeichnet. Die wissenschaftliche Öffentlichkeit ist sich allerdings in der Definition und der Begriffsbestimmung der Interferenz nicht ganz einig.

2. Zu den unterschiedlichen Auffassungen von Interferenz und Transfer

Geht man zuerst vom Ausdruck der Interferenz aus, dessen Herkunft seine Wurzeln in lat. *interferre* "dazwischengetragen" hat (Duden 1996:773), kommt man schließlich zur Erkenntnis, dass dieser Begriff ursprünglich aus der Physik übernommen wurde (ebd.). Die zentralen Begriffe Interferenz und Entlehnung scheinen undifferenziert nebeneinander zu stehen. Bußmanns Lexikon der Sprachwissenschaft definiert nämlich den Begriff Entlehnung folgendermaßen:

„- Auch: Interferenz, Transferenz. Vorgang und Ergebnis der Übernahme eines sprachlichen Ausdrucks aus einer Fremdsprache in die Muttersprache ...“ (Bußmann 1977:213).

Das bedeutet, dass diese drei Ausdrücke synonym verwendet werden. Beim Begriff Transferenz steht die Bemerkung: S. Entlehnung (ebd. 799). Wenn man in demselben Lexikon nachschlägt, findet man beim Schlagwort Interferenz folgende Definition:

„Beeinflussung eines Sprachsystems durch ein anderes (a) im Individuum (Transfer) oder (b) in der Sprachgemeinschaft (Transferenz, Entlehnung, Sprachkontakt)“ (ebd. 349).

Die Definition geht noch weiter, indem Interferenz im Sinne von (a) als eine Fehlerquelle und im Sinne von (b) eine Ursache von Sprachwandel bezeichnet wird. In dieser Auffassung wird Interferenz dem Transfer gleichgestellt, wobei die Definition von Bußmann im Vergleich zu anderen zwei Aspekte umfasst. Interferenz oder Transfer – beide werden als Fehlerquelle angesehen. In dieser Hinsicht scheint die Terminologie äußerst verworren zu sein. Um damit klar zu kommen, muss man sich einer weiteren Begriffserklärung bedienen. Jedoch ist es ersichtlich, dass üblicherweise „die störende Einwirkung von Strukturen einer schon erlernten Sprache auf eine zu erlernende Sprache“ für Interferenz gehalten wird (Lewandowski 1990:477).

Im Unterschied dazu beschreibt Weinreich Interferenz im Zusammenhang mit der Norm und nennt als Interferenzerscheinung eine „Abweichung von den Normen der einen wie der anderen Sprache, ... die als Ergebnis des Sprachkontaktes vorkommen“ (Weinreich 1976:15). Wieder gelangen wir von Interferenz zu Sprachkontakt. Seiner Ansicht nach wird Interferenz als Transferenz (oben unter b) genannt) betrachtet. Die klassische Begriffsdefinition von Juhász versteht unter Interferenz ebenfalls die durch die Beeinflussung von Elementen einer anderen oder der gleichen Sprache verursachte Verletzung einer sprachlichen Norm, bzw. den Prozess dieser Beeinflussung (vgl. Juhász 1973:457). Weinreich (1977:5) fasst den Begriff weiter und definiert linguale Interferenz als generelles Abweichen von der sprachlichen Norm. Dabei spielt es für ihn keine Rolle, ob es sich um eine Interferenz der Ausgangssprache oder der Zielsprache handelt. Juhász dagegen verwendet den Begriff in einem engeren Sinne. Er spricht nur im Falle einer Normverletzung in der Zielsprache von Interferenz. Die Beeinflussung einer Fremdsprache durch Elemente der Muttersprache – ohne Verletzung einer Norm – wird von ihm als Transfer bezeichnet (vgl. Juhász 1977).

Dagegen unterscheidet Müller zwischen der Interferenz innerhalb einer einzelnen Sprache, der sog. intralingualen, bzw. der innereinzelsprachlichen Interferenz; und der Interferenz, die auf der Beeinflussung einer Sprache durch eine andere Sprache beruht, der sog. interlingualen Interferenz (vgl. Müller 1973:9).

3. Interferenz als negativer Transfer

Interferenzfehler sind jene Fehler, die durch den Einfluss der Muttersprache auf die Zielsprache zustande gekommen sind. Eine Übertragung der muttersprachlichen Struktur führt zu einer Normverletzung. Einen solchen fehlgeleiteten oder negativen Transfer bezeichnet man als Interferenz. Weinreich bezeichnet den negativen Einfluss einer Sprache auf die andere als Interferenz (vgl. Weinreich 1976:15). Coseriu hält Interferenz für „eine im Gebrauch einer Sprache durch fremdsprachlichen Einfluss bedingte Abweichung“ (vgl. Coseriu 2002).

Die Bestimmung der Interferenzfehler hängt jedoch von der Beschaffenheit der Normsprache ab. Verstöße werden als Differenzen, event. auch als Kontraste zwischen zwei Sprachformen, der falschen Form der Lernersprache und der richtigen Form der Normsprache, definiert. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Interferenz macht es offensichtlich notwendig, den damit zusammenhängenden Begriff der Norm in Betracht zu ziehen. Auf diesen wird jedoch an dieser Stelle nicht näher eingegangen.

Die Bewertung von Interferenzen ist weiterhin umstritten. Die behavioristisch orientierte Zweitspracherwerbsforschung erachtet das Phänomen Interferenz als besonders negativ, da bereits erworbene Verhaltensmuster – die der Muttersprache – den Erwerb neuer hemmen. Nicht nur Unterschiede können zu Fehlern verleiten, sondern auch strukturelle Ähnlichkeiten. Eine besonders gefährliche Fehlerquelle sind sog. faux amis (vgl. Wandruszka 1976), Wörter, die in zwei oder mehreren Sprachen die gleiche oder eine ganz ähnliche Form haben und damit DaF-Lernende häufig zu fehlerhaften Analogiebildungen verleiten. Lernschwierigkeiten und Fehler treten darüber hinaus nicht nur dort auf, wo große Strukturunterschiede vorliegen, sondern besonders da, wo die Strukturen sehr ähnlich sind.

Dulay & Bart (1982) setzten voraus, dass Interferenzen nicht nur negativen Charakter haben, sondern auf ein positives kreatives Konstruktionsprinzip hindeuten. Die neuere Forschung betont gleichfalls neben der hinderlichen Wirkung des negativen

Transfers die Möglichkeit, muttersprachliche Kenntnisse für den Erwerb und Gebrauch der Fremdsprache positiv einzusetzen. Tatsache sei es, laut Timmermann (2000), dass eine einheitliche und umfassende Bestimmung des Phänomens angesichts des gegenwärtigen Diskussionsstandes nicht in Sicht ist. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit weiteren Hypothesen zum Zweitsprachenwerb erscheint jedoch an dieser Stelle zu aufwendig.

4. Zur Klassifizierung der Interferenzfehler

Die einschlägige Literatur bietet unzählige Klassifikationssysteme. Bisherige Klassifikationen von Interferenzfehlern stoßen jedoch auf das Problem der Abgrenzung von Grammatik und Lexik. Die Schwierigkeiten, ob sie grammatischen oder lexikalischen Fehlertypen zuzuordnen sind, treten bei bestimmten Bereichen der Sprache auf, wie z.B. bei der Verbvalenz, bei präpositionalen Wendungen, Konjunktionen und Wortbildung. Aus diesem Grund wählte Juhász (1970) wohl die Einteilung in Kontrast-Elemente und Kontrast-Mangel-Elemente.

Nach Coseriu (2002) kann die sprachliche Interferenz folgendes beinhalten:

- a) Abweichung auf der Ebene des Sprachsystems,
- b) Abweichung auf der Ebene der Sprachnorm,
- c) Bevorzugung gewisser Möglichkeiten der Sprache B,
- d) Vermeidung gewisser Möglichkeiten der Sprache B,
- e) korrekte Realisierung der Sprache B auf der Ebene des Sprachsystems,
- f) korrekte Realisierung der Sprache B auch auf der Ebene der Sprachnorm.

Köhler (1975) schlägt dagegen eine andere Typologie der Interferenzfehler vor:

Typ I: Ersetzung einer grammatischen oder lexikalischen Einheit von L1 durch eine nicht entsprechende Einheit in L2;

Typ II: Überschneidung der Einheiten von L1 und L2, d.h. bei einer grammatischen oder lexikalischen Einheit von L1 treten teilweise in L2 andere Elemente auf;

Typ II: Divergenz der Einheiten von L1 und L2, d.h. einer Einheit von L1 entsprechen zwei oder mehrer Einheiten in L2.

Huber (1981:73-75) unterscheidet im Bereich der Syntax fünf verschiedene Formen syntaktischer Interferenz: Lehnmarkierung, Lehnbedingung, Lehntransformation, Lehnkonstituenz und Basisinterferenz, und beschränkt sich damit auf die syntaktische Ebene der Sprache.

Laut Duden (1973:14-15) gibt es folgende linguistische Klassifikation der Interferenzfehler:

1. Nur lautähnliche Wörter (in der Regel Fremdwörter)

mit völlig verschiedenen Inhalten (ökonomisch / ökumenisch)¹

2. Sowohl laut- als auch sinnähnliche Wörter

2.1 mit verschiedenen Affixen

¹ Ebenda: Konkrete Beispiele wurden der selben Quelle entnommen.

- 2.1.1 mit synonymischem Inhalt (Kanalisation / Kanalisierung)
- 2.1.2 mit Scheinsynonymität (Paronyme) (kostbar / köstlich)
- 2.1.3 mit verwandtem, aber unterschiedlichem Inhalt (Transfusion / Infusion)
- 2.1.2 ohne und mit Affix
 - 2.1.2.1 mit ähnlicher synonymischer Bedeutung (Rest / Überrest)
 - 2.1.2.2 mit deutlichem Bedeutungsunterschied (Exkurs / Exkursion)
 - 2.1.2.3 mit antonymischer Bedeutung (isolieren / abisolieren)
- 2.1.3 mit synonymischen Affixen
 - 2.1.3.1 mit synonymischer Bedeutung (unautoritär / antiautoritär)
 - 2.1.3.2 ohne synonymische Bedeutung (niveaulos / niveaufrei)
- 2.1.4 mit verschiedenartigen Formen und Ableitungen (scheinbar / anscheinend)
- 2.1.5 mit antonymischen Affixen und antonymischer Bedeutung (abrüsten / aufrüsten)
- 2.1.6 Parallelbildung (schwül / schwul)
- 2.2 als Komposita, Zusammenbildungen, Zusammenrückungen
 - 2.2.1 mit gleichem Grundwort (Ellenbogenfreiheit / Bewegungsfreiheit)
 - 2.2.2 mit gleichem Bestimmungswort (kaltblütig / kaltherzig / kaltsinnig)

3. Lautgleiche Wörter

- 3.1 Substantive
 - 3.1.1 mit unterschiedlichem, bedeutungsunterscheidendem Geschlecht (das / der Verdienst)
 - 3.1.2 mit unterschiedlichen, bedeutungsunterscheidenden Pluralformen (Worte / Wörter)
- 3.2 Verben
 - 3.2.1 mit unterschiedlichen, bedeutungsunterscheidenden Tempusformen (bewog / bewegte)

4. Wörter, die Synonyme als Wortstamm haben, bei denen die Lautähnlichkeit aber nur ein sekundärer, in Form gleicher Affixe auftretender Faktor ist

- 4.1 mit synonymischer Bedeutung (verständlich / vernünftig)
- 4.2 ohne synonymische Bedeutung (witzlos / humorlos)

5. Valenzbedingte Interferenz beim lautgleichen Wort (jmdm. ist warm / jmd. ist warm).

Während die oben angeführten Klassifikationen mit Ausnahme der von Huber (die nur syntaktischer Interferenz gewidmet wird) alle Interferenzarten umfassen, beschäftigt sich die letztere Klassifikationsübersicht nur mit der lexikalischen Interferenz und beinhaltet ausschließlich die innereinzelsprachliche Interferenz.

5. Zu Interferenzarten

5.1 interlinguale Interferenz

Unter Interferenz versteht man hauptsächlich interlinguale Interferenz als eine Beeinflussung von Elementen aus der Muttersprache auf die Zielsprache, die ein negatives Ergebnis herbeiführen. Im Bereich der Semantik führt häufig eine formale und / oder inhaltliche Ähnlichkeit zu Interferenzen. Besonders anfällig für Interferenzerscheinungen sind die Teilgebiete der Grammatik, die in beiden Sprachsystemen existieren, aber nicht gleich verteilt sind. So gibt es in beiden Sprachen reflexive Verben, die sich aber im Einzelnen bei weitem nicht immer entsprechen: *lernen - učít se*, usw. (vgl. Hendrich 1988).

Diese interlingualen Beziehungen zwischen der L1 und L2 kann man auch mit dem Begriff „Kontrast“ erfassen. Man unterscheidet zwei Kontrastformen: ein scharfer Kontrast besteht, wenn eine Struktur / Regel oder Form von L1 keine formelle Entsprechung in L2 findet. Der unscharfe Kontrast, eine sehr häufige Fehlerquelle, bezeichnet die partielle Ähnlichkeit zwischen Elementen aus L1 und L2. Die Polysemie der Sprache A muss nicht unbedingt die entsprechende Polysemie in der Sprache B hervorrufen. Für das tschechische Wort *nápoj* hätten wir im Deutschen *Trank*, *Trunk*, *Getränk* oder *Drink* (ebd.) zur Verfügung.

Zwei Beziehungen sind hier zu unterscheiden: Man spricht von Divergenz, wenn es für eine Struktur von L1 in L2 mehrere Entsprechungen gibt. Bei der Konvergenz steht mehreren Äquivalenten in der Muttersprache nur ein Element in der Fremdsprache gegenüber.

5.2 intralinguale Interferenz

Partielle Ähnlichkeit kann nicht nur zwischen den Elementen der beiden sprachlichen Systeme, sondern auch innerhalb des fremdsprachlichen Systems auftreten. So bewirkt beispielsweise der Kontrastmangel zwischen semantisch ähnlichen Formen, der noch durch phonetische Ähnlichkeit unterstützt wird, häufig Fehler:

bitten – bieten (ebd.).

Auch rein phonetische Ähnlichkeit kann häufig falsche Assoziationen hervorrufen und dadurch Paronymie zur Folge haben (Verwechslung formal ähnlicher, aber semantisch unterschiedlicher Wörter):

gelingen – gelangen (ebd.).

Intralinguale Interferenz liegt auch bei der Beeinflussung einer Struktur des Deutschen auf andere Elemente vor:

* *Er möchte* (ebd.).

Solche Fehler beschreibt man auch mit dem Begriff „Übergeneralisierung“.

Die innersprachliche Interferenz entsteht auch dann, wenn man zu falschen Analogiebildungen greift:

* *Büsse* (ebd.) (analog zu Nomen: *Kuss – Küsse*)

Um einen typischen Interferenzfehler geht es oft bei der mehrfachen Negation:

* *Niemand hat ihn dort nicht gesehen* (ebd.).

* *Weder er noch ich konnten gestern nicht kommen* (ebd.).

Es handelt sich somit um die Übertragung einer grammatischen Erscheinung der Muttersprache in die Zielsprache.

Häufig werden zwei Negationsaffixe kombiniert und dadurch zwei negative Formen kontaminiert:

**unzweifellos*; (ebd.) statt: *unzweifelhaft, zweifellos oder zweifelsohne*.

**unverantwortungslos*; (ebd.) anstatt: *unverantwortlich oder verantwortungslos*.

Des Weiteren kommt öfters das Fehlen des Personalpronomens als Subjekt beim Verb vor:

* *In Wien ist schön* (ebd.).

Vor allem das unpersönliche *es*, wofür es in den slawischen Sprachen keine direkte Entsprechung gibt, macht große Schwierigkeiten:

**Pilze sammeln sich am besten nach einem Regen* (ebd.).

6. Abschließende Bemerkungen

Die Anlässe, die dazu führen, dass solche individuellen Interferenzen unternommen werden, können die Folge verschiedener Motive sein: Bewältigung von Ausdrucksnot, die von Lücken in der Lexik oder in der Grammatik einer der beiden Sprachen abhängig sind, Verwechslung von Elementen oder Regeln der beiden Sprachen. Dieser Artikel lässt sich als Einleitung zur tieferen Auseinandersetzung mit der Interferenzproblematik verstehen.

Literaturverzeichnis:

BUßMANN, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.

COSERIU, Eugenio (2002): *Sprache und Welt*. Festgabe für E. Coseriu zum 80. Geburtstag. Tübingen.

DUDEN (1973): *Taschenbücher Bd. 17. Leicht verwechselbare Wörter*. Von Wolfgang Müller. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, S. 9-19.

DUDEN (1996): *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, S. 773.

DULAY, Heide/BART, Marina/KRASHEN, Stephen (1982): *Language two*. New York.

HENDRICH, Josef u.a. (1988): *Didaktika cizích jazyků*. [Fremdsprachendidaktik.]. Praha.

HUBER, Wolfgang (1981): Interferenz und Syntax. In: MEID, Wolfgang/HELLER, Karin (Hrsg.): *Sprachkontakt als Ursache von Veränderungen der Sprach- und Bewusstseinsstruktur*. Innsbruck, S. 57-76.

- JUHÁSZ, János (1980): Interferenzlinguistik. In: *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen, S. 457-462.
- JUHÁSZ, János (1970): *Probleme der Interferenz*. Budapest.
- JUHÁSZ, János (1977): Überlegungen zum Stellenwert der Interferenz. In: KOLB, Herbert/LAUFFER, Hartmut (Hrsg.): *Sprachliche Interferenz*. Festschrift für Werner Betz zum 65. Geburtstag. Tübingen, S. 646-652.
- KÖHLER, Friedlind (1975): *Zwischensprachliche Interferenzen: eine Analyse syntaktischer und semantischer Interferenzfehler des Deutschen im Russischen*. Tübingen, S. 159.
- LEWANDOWSKI, Theodor (1990): *Linguistisches Wörterbuch*. Wiesbaden.
- TIMMERMANN, Waltraud (2000): Transfer: Ein altbekanntes Konzept im Kontext neuerer kognitiver Sprach(erwerbs)theorie. In: RIEMER, Claudia (Hrsg.): *Kognitive Aspekte des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen*. Tübingen, S. 171-185.
- WANDRUSZKA, Mario (1976): Falsche Freunde: Ein linguistisches Problem und seine Lösung. In: *Festschrift für Julius Wilhelm. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*. München, S. 223-233.
- WEINREICH, Uriel (1977): *Sprachen im Kontakt*. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung. München.

Résumé

K problému definice: interference nebo transfer?

Tento příspěvek se pokouší vnést jasno do nejednotnosti v užívání pojmů interference a transfer v lingvistické odborné literatuře. V četných definicích těchto pojmů panuje terminologická nejednotnost, což značně stěžuje jejich srovnání. Článek uvádí rovněž přehled jednotlivých klasifikací interferenčních chyb s ohledem na intralingvální a interlingvální interferenci.

Summary

On the problem of definition: interference or transfer?

This paper attempts to bring clarity to the inconsistent use of the terms 'interference' and 'transfer' in specialist linguistic literature. There is considerable inconsistency in the many definitions of these concepts, which hinders their comparison. The author also provides an overview of various classifications of interference errors in terms of intralingual and interlingual interference.

Lexikalische Mittel zum Ausdruck von Exotik in Karl Mays ‚Der Schatz im Silbersee‘

Robin LUKAS

1. Vorbemerkungen

In welchem Verhältnis stehen Sprache und Exotik zueinander? Wann ist Sprache exotisch und wie lässt sich Exotik durch Sprache ausdrücken? Allgemeine Fragestellungen dieser Art deuten auf den Reiz eines Themas hin, das in der Linguistik ein bislang eher stiefmütterliches Dasein fristet. Nicht zuletzt deshalb lohnt es sich, einen näheren Blick darauf zu werfen.

Anhand eines literarischen Textes – Karl Mays ‚Der Schatz im Silbersee‘ – möchte ich versuchen, den Zusammenhang, der zwischen lexikalischen Mitteln auf der einen und exotischen Wirkungsweisen auf der anderen Seite besteht, zu beschreiben und zu erklären. Demnach soll das Hauptaugenmerk auf der Lexik, den Einheiten des Wortschatzes, liegen. Wie die Bezeichnung als „Mittel“ erkennen lässt, gilt es, die funktionalen Aspekte jener lexikalischen Einheiten zu untersuchen, d.h. ihre konkreten Aufgaben innerhalb des Textes zu bestimmen. Unter „Funktion“ will ich an dieser Stelle die beabsichtigte und in der Regel auch erreichte Wirkung verstehen, die aus der Sicht des Textproduzenten zu interpretieren ist. Wir können bestimmte Varianten der Lexik zwar intuitiv als exotisch identifizieren, ohne dabei jedoch genau zu erfassen, worauf diese Exotik beruht oder wie sie zu Stande kommt. Zentrale lexikologische Fragen sind also:

- Welche lexikalischen Mittel werden im „Schatz im Silbersee“ eingesetzt, um eine exotische Wirkung hervorzurufen?
- Warum nehmen wir sie auch tatsächlich als exotisch wahr?
- Wodurch unterscheiden sie sich von nichtexotischem Sprachmaterial?

Zunächst wird geeignetes Sprachmaterial aus dem Text „herausgefiltert“ und nach unterschiedlichen linguistischen Kriterien klassifiziert. Aufgrund der Fülle der vorhandenen lexikalischen Mittel, denen sich eine exotische Wirkung zuschreiben lässt, kann hier aber nicht jedes einzelne berücksichtigt werden. Es sei darauf hingewiesen, dass im „Schatz im Silbersee“ neben weiteren lexikalischen Mitteln insbesondere die Eigennamen eine wichtige Rolle spielen, wenn es darum geht, Exotik zu erzeugen.

2. Zum Begriff der Exotik

Da ich mich hier ausschließlich auf die sprachliche Seite des Textes konzentrieren möchte, soll das literaturwissenschaftliche Verständnis von Exotik¹ unerheblich sein. Zur Klärung des Exotik-Begriffs als Alltagskategorie und seiner Herkunft wurden vorwiegend aktuelle standardsprachliche Wörterbücher herangezogen.

¹ Vgl. dazu z.B. Magill (1989) und Koebner/Pickerodt (Hrsg.) (2000).

Nach Duden Herkunftswörterbuch (1989) trägt die Vorsilbe *exo-* bzw. *Exo-* die Bedeutung ‚außerhalb, außen, von außen her‘ und ist aus gleichbed. griech. *éxō* entlehnt. Das griechische Adjektiv *exōtikòs* bedeutet so viel wie ‚außerhalb (des eigenen Landes bzw. Kulturkreises) befindlich‘. Wie Kluge (1975) schreibt, gelangte es im Jahre 1727 über lat. *exoticus* zu uns und diente damals insbesondere „zur Kennzeichnung von Pflanzen, Tieren und Menschen ferner Länder“. Heute umfasst das Adjektiv *exotisch* laut Wahrig (2006) die allgemeineren Bedeutungen ‚fremd, fremdländisch, (bes.) aus den Tropen stammend‘. Das Substantiv *Exotik* stehe hingegen für ‚exotisches Wesen, exotische Beschaffenheit, das Fremdländische (einer Person oder Sache)‘, ebenso wie für ‚die Anziehungskraft von Fremd-, besonders Tropenländischem‘. Ferner weist ihm Duden Fremdwörterbuch (2007) die Bedeutung ‚Anziehungskraft, die vom Fremdländischen oder von etwas, was in seiner Art als ungewöhnlich und daher selten empfunden wird, ausgeht‘ zu.

Auf der Basis dieser Wörterbucheinträge will ich Exotik als Fremdartigkeit verstehen, die sich durch ihre Ungewöhnlichkeit vom Bekannten abhebt und dadurch eine bestimmte Anziehungskraft entfalten, in Einzelfällen sogar einen gewissen Zauber ausstrahlen kann. Diese Fremdartigkeit kann wiederum durch Fremdländisches zum Ausdruck kommen.

3. Fremdsprachliches Wortgut

3.1 Anglizismen

Eine „morphologisch, graphematisch oder syntaktisch mehr oder weniger ins Deutsche integrierte Entlehnung aus dem Englischen“ wird im Metzler Lexikon Sprache (2005:42) als Anglizismus bezeichnet. Aufgrund dieser partiellen Anpassung an das deutsche Sprachsystem haben wir es mit einer Art Zwischenbereich von Fremd- und Lehnwortgut zu tun. Je nachdem, wie weit die Integration des jeweiligen Lexems fortgeschritten ist, kann man es als Fremd- oder als Lehnwort auffassen. Ein „Fremdwort ist ein aus einer anderen Sprache in den allgemeinen Wortschatz übernommenes (= lexikalisiertes) Wort“ (Stedje 2001:23), das „nicht oder nur sehr gering in das phonologische, morphologische und graphematische System der Nehmersprache integriert ist“ (Metzler Lexikon Sprache 2005:203). Im Unterschied dazu handelt es sich bei Lehnwörtern um „fremdes Wortgut, das dem deutschen Sprachsystem völlig inkorporiert und angeglichen ist, von den Sprachteilnehmern nicht mehr als fremd erkannt wird und somit als deutsch gilt“ (Schippa 1992:263). Das Lehnwort kann demnach „als ein mehr oder weniger assimiliertes Fremdwort“ (Stedje 2001:23) verstanden werden, so dass sich im Anschluss an Schippa (1992:263) eine terminologische Abgrenzung von Fremd- und Lehnwörtern nach dem Grad ihrer Eindeutschung richtet.

Alle im Text auftretenden Anglizismen haben gemeinsam, dass sie zumindest hinsichtlich der initialen Großschreibung bereits an die deutsche Sprache angepasst sind. Da ‚Der Schatz im Silbersee‘ eine Vielzahl von ihnen enthält, muss ich mich hier auf eine Auswahl beschränken. Die Verwendung von Anglizismen dient unterschiedlichen Zwecken. So werden sie genutzt, um Abstraktes oder Konkretes zu benennen, für die das Deutsche kein angemessenes lexikalisches Äquivalent bereithält. Dies ist z.B. bei *Clapboards* (81)² – im Roman erläutert als *Bretter, welche man roh aus astlosen*

² Textbelege werden jeweils durch Angabe der Seitenzahl in Klammern angeführt. Wenn lexikalische Einheiten mehrfach auftreten, so wird die Seitenzahl ihres ersten Vorkommens angegeben.

Cypressen- oder auch Roteichenstämmen spaltet, heute mit der Bedeutung ‚(Dach-)Schindeln‘ versehen – *Sheriff* (264), *Cow-boy* (330) oder *Punk* (397) – mit der heutigen Bedeutung ‚Zunder‘, laut Text *Prairiefeuerzeug* – der Fall, aber auch bei den nicht übersetzbaren nordamerikanischen Währungseinheiten *Dollar* (30) und *Penny* (90) sowie dem Flächenmaß *Acre* (185).

Bisweilen kommen Anglizismen auch zum Einsatz, obwohl eine entsprechende deutsche Übersetzung vorhanden wäre; sie fungieren dann durch ihr fremdartiges Laut- und Schriftbild gezielt als Blickfang. Zudem unterstreichen sie den nordamerikanischen und somit englischsprachigen Romankontext und setzen gewisse stilistische Akzente. Beispiele dafür wären *Steamer* ‚Dampfer‘ (9), *Hands* ‚Hände‘ (11), *Nuggets* ‚Klumpchen reines Gold‘ (39), *Office* ‚Büro‘ (47), *Sleeping-gown* ‚Schlafrock‘ (51), *Brandy* ‚Branntwein‘ (62), *Meeting* ‚Treffen, Zusammenkunft‘ (137) oder das graphematisch assimilierte *Kamp* ‚(Feld)Lager‘ (330). Hierzu könnte man ebenfalls eine Hybridbildung wie *Digging-Platz* ‚Schürfplatz‘ (643) und die Nationalitäts- bzw. Herkunftsbezeichnungen zählen, etwa *Indsman* ‚Indianer‘ (13), *Dutchman* ‚Niederländer‘ (14), *German* ‚Deutscher‘ (14), *Englishman* ‚Engländer‘ (143) oder *New-Hampshireman* ‚Mann aus dem US-Bundesstaat New Hampshire‘ (304).

Als ein weiteres Anwendungsgebiet von Anglizismen stellt sich die Benennung von im mitteleuropäischen Raum eher unüblichen Personenklassen heraus, z.B. *Harvesters* ‚Erntearbeiter‘ (11), *Tramps* ‚Vagabunden, Strauchdiebe‘ (11), *Rafter* ‚Flößer, Holzfäller‘ (27), *Loafers* ‚Faulenzer, Gammler‘ (41), *Rowdies* ‚Rohlinge, Krawallmacher‘ (41), *Trapper* ‚Fallensteller, Pelztierjäger‘ (51) oder *Scouts* ‚Späher, Kundschafter‘ (152). Durch diese englischsprachigen Lexeme wird für uns exotisches, weil ungebrauchliches Wissen über die verschiedenen Bevölkerungs- und Berufsgruppen des damaligen Nordamerika vermittelt. Sie tragen also ihren Teil dazu bei, diesen Kulturkreis zu veranschaulichen und werden gegenüber den im Deutschen verfügbaren Alternativen als ausdrucksstärker empfunden.

Darüber hinaus lässt sich noch eine weitere Gruppe von Anglizismen aufstellen, nämlich die der Schusswaffen-Lexeme *Revolver* (33), *Gun* (163), *Rifle* (143) und *Pistol* (341), wobei *Gun* als Hyperonym zu den drei anderen, bedeutungsspezifischeren Lexemen anzusehen ist. Diese Anglizismen werden im Text oft ihren deutschen Entsprechungen vorgezogen, da sie semantisch eindeutiger sind und die Zeit des Wilden Westens authentischer widerspiegeln. Sicherlich spielt auch das Prinzip der stilistischen Variation eine Rolle, denn der variierende Gebrauch der jeweiligen deutschen und englischen Lexeme sorgt für sprachliche Abwechslung.

3.2 Interjektionen

Im „Schatz im Silbersee“ finden sich zahlreiche englische, aber auch zwei bezüglich ihrer Frequenz auffallende indianische Varianten von Interjektionen. Als solche Ausrufeformeln, deren generelle Aufgabe darin besteht, einem „schriftlichen Text bestimmte Kennzeichen von Mündlichkeit als Indikatoren für Direktheit und Spontaneität“ zu verleihen (Ehlich 1986:9), können sowohl Einzelwörter als auch feste Wortverbindungen erscheinen. Sie treten üblicherweise in der wörtlichen Rede auf und bringen eine bestimmte Haltung des Sprechers zum Ausdruck.

Die Interjektionen aus dem Englischen erfüllen unterschiedliche expressive und appellative Funktionen, die jeweils aus dem unmittelbaren Textzusammenhang deutlich werden, ohne dass ihre vom Kontext gelöste Bedeutung bekannt sein muss. Was den expressiven Aspekt anbelangt, so können sie Erstaunen und Ehrfurcht, wie bei *Egad?*

‚wahrhaftig?‘ (51), *Lack-a-day!* (38) bzw. *Good lack* (143) im Sinne von ‚Du meine Güte!‘ oder *Thunderstorm!* ‚Donnerwetter!‘ (253), oder Schrecken signalisieren, etwa durch *Behold!* ‚Siehe da!‘ (12), *All devils* ‚Alle Teufel!‘ (13), *Heavens!* ‚Um Himmels Willen!‘, *Zounds!* ‚Sapperlot!‘ (130) oder *Woe to me!* ‚Wehe mir!‘ (198). Auch Ent-rüstung, Zorn und Abscheu werden mit Hilfe bestimmter englischer Interjektionen ausgedrückt, exemplarisch durch das ausgesprochen häufig verwendete *Pshaw!* ‚Pah!‘ (13), *damn!* ‚Verdammt!‘ (54) oder *Fie!* ‚Pfui!‘ (197). An Beispielen wie *All right* ‚In Ordnung‘ (56) und *Wonderful!* ‚Wundervoll!‘ (151) zeigt sich, dass nicht nur negative, sondern auch positive Emotionen wie Zustimmung oder Begeisterung in Frage kommen. Außerdem können zwei Interjektionen mit appellativer Funktion identifiziert werden, *go on!* ‚Weitermachen!‘ (22) und *Stop!* ‚Anhalten!‘ (162). Alle diese Ausrufeformeln dienen insofern der stilistischen Variation, als dass sie sich in der Erzählung regelmäßig mit deutschsprachigen Interjektionen abwechseln. Sie sollen dem Leser einen Eindruck vom umgangssprachlichen Gebrauch des Englischen verschaffen und auf diese Weise zugleich die Glaubwürdigkeit und Authentizität des Textes fördern. Ihre Fremdartigkeit lässt sich aus der sprachlichen Gegenüberstellung mit einheimischen Interjektionen ableiten. Zwischen ihnen bestehen phonologische und orthografische Unterschiede, die dazu führen, dass wir die englischen Interjektionen als „anders“ wahrnehmen.

Dies gilt auch für die indianischen Varianten, dem Bekräftigungswort *Howgh!*, das so viel bedeutet wie ‚Abgemacht!‘, und dem sehr variablen Ausruf *Uff!*, der u.a. für Erstaunen, Schrecken oder Anerkennung stehen kann und obendrein lautmalerisch gebildet worden zu sein scheint. Beide stellen im „Schatz im Silbersee“ charakteristische Elemente der wörtlichen Rede der Indianer dar. Bedingt dadurch, dass ihre Bedeutung nicht so transparent und so rasch zu erschließen ist wie jene der englischen Interjektionen, wirken sie besonders außergewöhnlich und weisen folgerichtig einen hohen Grad an Exotik auf.

3.3 Gruß- und Abschiedsformeln

Während Grußformeln den „Beginn eines kommunikativen Kontaktes zwischen zwei oder mehreren Aktanten“ kennzeichnen, markieren Abschiedsformeln „die Beendigung des Kontaktes“ (Metzler Lexikon Sprache 2005:246). Die womöglich geläufigsten Gruß- und Abschiedsformeln des Deutschen kommen im „Schatz im Silbersee“ zumeist in Gestalt ihrer englischen Äquivalente vor und beinhalten positive Wünsche des Sprechers an seinen Gesprächspartner: *Good day* ‚Guten Tag‘ (14), *Welcome* ‚Willkommen‘ (46), *Goodbye* ‚Auf Wiedersehen‘ (125), *Good road* i.S.v. ‚Gute Fahrt‘ (317), *Good night* ‚Gute Nacht‘ (318). Ihre Bildung beruht in beiden Sprachen auf dem gleichen, uns vertrauten Muster, so dass die exotische Wirkungsweise der englischsprachigen Formeln nicht auf diesbezügliche Unterschiede zurückzuführen sein kann. Folglich muss abermals das englische Sprachmaterial an sich dafür verantwortlich sein.

Ähnlich wie die meisten Interjektionen leiten auch die Gruß- und Abschiedsformeln aus dem Englischen Sätze der wörtlichen Rede ein, die stets in deutscher Sprache fortgeführt werden. Sie sollen dem Leser immer wieder vor Augen führen, dass Nordamerika den Handlungsschauplatz darstellt und deshalb die meisten Gespräche innerhalb der Erzählung – wenn sie auch nur fiktiv sein mögen – im Grunde genommen in englischer Sprache stattfinden, wenngleich sie im Text in deutscher Sprache erscheinen.

3.4 Anredeformen

Die Anredeformen stehen in direkter Verbindung zu den Gruß- und Abschiedsformeln, da sie laut Metzler Lexikon Sprache (2005:246) oftmals in diese integriert werden. Für die deutsche Anredeformel *Meine (sehr verehrten) Damen und Herren*, auf die insbesondere dann zurückgegriffen wird, wenn das Wort an ein größeres Publikum gerichtet werden soll, lassen sich im „Schatz im Silbersee“ die folgenden englischen Varianten finden: *Ladies und Mesch’schurs* (17), *Myladies und Gentlemen* (18), *Myladies und Mylords* (19) und *Myladies und Mesch’schurs* (30). Allem Anschein nach kommt hier einmal mehr die erwähnte stilistische Variation zum Tragen. Die besagten Anredeformen fungieren als Wertschätzungsbekundungen und werden zu Höflichkeitszwecken eingesetzt. Zusammen mit *Sir* (11) und *Master* (142) repräsentiert *Mesch’schurs* die am häufigsten gebrauchte Anredeform, dürfte uns aber inhaltsseitig weitaus weniger geläufig sein als die beiden anderen Formen und daher umso exotischer wirken. Offenbar handelt es sich bei diesem Ausdruck um eine Verballhornung des französischen Lexems *Messieurs* ‚meine Herren‘, das aus dem damals noch zu Frankreich gehörenden Kanada stammt und von den dort beheimateten Waldläufern verbreitet wurde³. Für die englischen Anredeformen gilt Vergleichbares wie für die Interjektionen und die Gruß- bzw. Abschiedsformeln. Auch mit ihnen wird ein bestimmter stilistischer Effekt erzielt und das Englische als Hauptsprache Nordamerikas hervorgehoben und vergegenwärtigt. Ihre Exotik basiert in erster Linie erneut auf ihrem Nichtvorhandensein im deutschen Wortschatz und phonologisch-orthografischen Nichtübereinstimmungen mit bekannten Anredeformen. Deswegen empfinden wir solche Formen als fremd und ungewohnt, was bewirkt, dass sie unsere Aufmerksamkeit sehr viel stärker auf sich ziehen als es bei einheimischem Sprachmaterial der Fall ist.

3.5 Fremdwörter aus Indianersprachen

Neben zahlreichen Anglizismen umfasst ‚Der Schatz im Silbersee‘ auch einzelne Fremdwörter, deren Ursprung in den nordamerikanischen Indianersprachen liegt und die erst später ins Englische übernommen wurden. Mit Ausnahme eines Lexems stellt immer das Algonkin, welches mehrere Indianerstämme der Algonkin-Sprachfamilie einschließt, die jeweilige Herkunftssprache dar. So gehen die Lexeme *Mokassin* (15), urspr. *mockasin*, *Tomahawk* (26), urspr. *tomahak*, *Wigwam* (34), urspr. *włkwam* ‚Hütte‘, *Totem* (67), urspr. *ot-oteman* ‚er ist aus meiner Verwandtschaft‘, *Squaw* (68), urspr. *squa* ‚Weib‘ und *Wampun* (614), urspr. *wampun peag* ‚weiße Schnur‘ allesamt auf diese Sprache zurück. Lediglich das Lexem *Pemmikan* entstammt der Sprache der Kri, eines Indianervolkes, welches freilich auch der großen Algonkin-Sprachgruppe angehört. Es bezeichnet „ein haltbares Nahrungsmittel der Indianer Nordamerikas aus getrocknetem und zerstampftem (Bison)fleisch, das mit heißem Fett übergossen (und mit Beeren vermischt) ist“ (Duden Fremdwörterbuch 2007). Damit einhergehend wurde das Wort *pimikān*, wie es ursprünglich lautet, von *pimii* ‚Fett‘ abgeleitet. Die Verwendung dieser Lexeme im Text lässt sich mit der Tatsache begründen, dass es der deutschen Sprache an semantisch ähnlichen ausdrucksstarken Wörtern fehlt, da die entsprechenden Referenzobjekte im europäischen Sprachraum weitgehend unbekannt sind und derartige Begriffe in unserem Kulturkreis somit nicht benötigt werden. Deshalb bestand kein Bedarf, deutsche Äquivalente zu bilden. Abgesehen davon dienen jene Lexeme sicherlich auch der Vermittlung von Wissen über Kultur und Bräuche der nordamerikanischen Indianer. Wir

³ Vgl. <http://www.karl-may-stiftung.de/archiv/karl-may/texteneu/1082.html> (12.01.08, 18:31 Uhr)

bewerten sie in noch höherem Maße als exotisch als z.B. die englischen Fremdwörter, denn während wir das Englische angesichts der fortschreitenden Globalisierung als längst nicht mehr so fremdartig wahrnehmen wie es einst der Fall war, unterscheiden sich die indianischen Lexeme grundlegend von allem, was wir kennen. Weder lassen sich einheimische Morpheme identifizieren, noch stimmen die Endungen mit denjenigen überein, die in der deutschen Sprache üblicherweise gebraucht werden. Diese morphematisch-morphologische Exotik wird abermals durch eine ausgeprägte lautliche Fremdheit ergänzt. Daraus folgt, dass wir uns von solchen Lexemen tendenziell angezogen fühlen und sie einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu leisten, den Leser in eine andere, für ihn fremdartige Welt zu versetzen.

4. Phraseologismen

Auch die Phraseologismen oder Phraseme wirken im ‚Schatz im Silbersee‘ als ein wichtiges lexikalisches Mittel zum Ausdruck von Exotik. Sie fallen in den Forschungsbereich der Phraseologie, die als „die Wissenschaft oder Lehre von den festen Wortverbindungen einer Sprache, die im System und Satz Funktion und Bedeutung einzelner Wörter (Lexeme) übernehmen können“ (Palm 1997:1) gilt. Dementsprechend ist ein Phraseologismus „eine feste Wortverbindung, die sich aus zwei oder mehr Komponenten zusammensetzt“ (Metzler Lexikon Sprache 2005:494) und bestimmte Eigenschaften aufweist, durch die sie sich von freien Wortverbindungen abgrenzen lässt. Fleischer (1997) nennt drei Charakteristika: ihre Idiomaticität, d.h. „die Umdeutung, die semantische Transformation, die die Komponenten im Phrasem erfahren“ (Palm 1997:9), ihre semantisch-syntaktische Stabilität hinsichtlich Reihenfolge und Anzahl der sprachlichen Einheiten – Burger (1998) spricht in diesem Zusammenhang von „Festigkeit“ – sowie ihre Lexikalisierung und Reproduzierbarkeit, also „die Aufnahme und Speicherung im Lexikon, im Phraseolexikon des Deutschen“ (Palm 1997:36). In Bezug auf die Idiomaticität lassen sich u.a. nach Fleischer (1997:123) drei Grade unterscheiden, nämlich voll-, teil- und nicht-idiomatische Phraseologismen. Weiterhin können die festen Wortverbindungen nach der Wortart ihres jeweiligen Kopfes in substantivische, verbale, adjektivische oder adverbiale Phraseologismen untergliedert werden, von denen hier mit einer Ausnahme nur die verbalen Phraseme relevant sind.

Als Beispiel für einen substantivischen Phraseologismus möchte ich lediglich ein einziges Phrasem anführen, das aber im Text wiederholt auftritt, dort kennzeichnend für die indianische Ausdrucksweise ist und einen gewissen Bekanntheitsgrad besitzen dürfte. Mit *die ewigen Jagdgründe* (84) bezeichnen die nordamerikanischen Indianer das Jenseits, wie es ihren Glaubensvorstellungen entspricht. Diese feste Wortverbindung ist zugleich in verbale Phraseologismen wie *jmdn. in die ewigen Jagdgründe schicken* (84) mit der phraseologischen Bedeutung ‚jmdn. töten‘ oder auch *in die ewigen Jagdgründe eingehen* ‚sterben‘ integriert. Aus den einzelnen Komponenten kann ein Leser, dem jene phraseologischen Konstruktionen noch nicht begegnet sind, nicht unmittelbar auf deren Gesamtbedeutung schließen. Allenfalls aus dem Textzusammenhang lässt sich ableiten, welches die transformierten Bedeutungen sind. Demnach ist diese Verwendung von unbekanntem und semantisch undurchsichtigen Phraseologismen für das Entstehen einer exotischen Wirkung ausschlaggebend.

Aus der umfangreichen Auswahl an verbalen Phraseologismen, die ‚Der Schatz im Silbersee‘ zu bieten hat, sollen ausgewählte Beispiele untersucht werden, die mir im Hinblick auf die Thematik besonders interessant zu sein scheinen. Ihre gemeinsame

Funktion besteht darin, den nordamerikanischen Kontext des 19. Jh. zu vergegenwärtigen, was jeweils auf unterschiedliche Art und Weise erreicht wird. So wurde der gebräuchliche Phraseologismus *jmdm. ein X für ein U vormachen* – im Sinne von ‚jmdn. täuschen, beschwindeln, in die Irre führen‘ – zu *jmdm. einen Coyoten anstatt eines Büffels vormalen* (376) umgebildet. Die Substitution durch die Lexeme *Coyote* und *Büffel*, beides in Nordamerika beheimatete Tierarten, dient sowohl der Verdeutlichung des geografischen Schauplatzes als auch der Erzeugung von Fremdheit. Der Büffel repräsentiert hier das Positive, während der Kojote negativ konnotiert ist und es deshalb eine Verschlechterung darstellt, sich einen Kojoten anstatt eines Büffels vormalen zu lassen. Es wurde also ein existierender Phraseologismus an die Sprache und das Szenario des Romans angeglichen. Er erscheint uns insofern exotisch, als dass wir zwar aufgrund seiner Ähnlichkeit zu dem uns bekannten Phraseologismus nachvollziehen können, was er inhaltlich zum Ausdruck bringen soll, er aber doch so weit modifiziert wurde, dass wir ihn als ungewöhnlich oder sogar fremdartig wahrnehmen. Ähnliches lässt sich für den Phraseologismus *keinen Penny wert sein* (90) ‚wertlos sein‘ feststellen, der im deutschen Sprachgebiet als *keinen Pfennig wert sein* oder *keinen Cent wert sein* durchaus verbreitet ist. Eine einheimische Währungseinheit wurde gegen ihr US-amerikanisches Pendant ausgetauscht, worin erneut der Romankontext seine Berücksichtigung findet. Auch in diesem Fall haben wir eine bekannte phraseologische Struktur vor Augen, die sich – wenn auch nicht in dem Maße wie im ersten Beispiel – bei genauerem Hinsehen als leicht abgeändert und nach unserem Verständnis als ungewohnt erweist. Eine geringfügig andere Situation liegt bei *das Lasso länger machen* (46) vor, einem Phraseologismus, für den es keine unmodifizierte und gleichbedeutende Entsprechung im deutschen Wortschatz gibt. Hier ließe sich allenfalls auf Phraseme wie *jmdn. an der Leine haben* oder *jmdn. an der langen Leine lassen* verweisen, die aber nicht mit seiner konkreten Semantik im Text übereinstimmen. Gleichwohl wird die intendierte Bedeutung ‚etw. ausdehnen, erweitern, verlängern‘ aus dem unmittelbaren Textzusammenhang, in dem dieser Ausdruck auftaucht, ersichtlich. Gäbe es einen „Ausgangspphraseologismus“, so würde etwas in der Art von *die Leine/das Seil länger machen* zu erwarten sein. Auf der Grundlage dessen unterstriche die Substitution von *Leine/Seil* durch *Lasso* wiederum das Bild des Wilden Westens. Doch auch so ist davon auszugehen, dass die Verwendung des Lexems *Lasso*, das ein typisches Utensil der nordamerikanischen Cowboys benennt, diesen Zweck erfüllt.

‚Der Schatz im Silbersee‘ weist überdies verschiedene Phraseologismen aus dem Sprachgebrauch der Indianer auf, deren Bedeutungen sich uns erst dann vollständig erschließen, wenn wir uns grundlegende Kenntnisse über die indianische Kultur angeeignet haben. Die phraseologische Bedeutung von *mit jmdm. die Friedenspfeife rauchen* (94) lautet etwa ‚sich mit jmdm. versöhnen, einen Streit beilegen‘, was man sprachlich höchstens aus dem lexikalischen Morphem *Frieden* herleiten könnte. Überall dort, wo im Text für *Friedenspfeife* das synonyme Fremdwort *Calumet* (179) eingesetzt wurde, ist dies aber kaum noch möglich und der Fremdheitsgrad steigt dementsprechend an. Gleichzeitig kann der Phraseologismus jedoch auch in seiner wörtlichen Bedeutung verstanden werden, da man sich durch die rituelle Handlung, „bei friedfertigen Gesprächen oder Verhandlungen (...) eine Tabakspfeife kreisen zu lassen“ (Duden Redewendungen 2002:242), einverständlich zu verstehen gab, dass man eine vorausgegangene Meinungsverschiedenheit als beigelegt betrachtete. Die Funktion dieses Phrasems besteht also darin, kulturelles Wissen über einen bestimmten Brauch der Indianer zu vermitteln. Seine Exotik basiert auf der Tatsache, dass weder das Lexem *Friedenspfeife*, geschweige denn *Calumet*, noch der gesamte Phraseologismus zu unserem alltäglichen Wortschatz

zählt und wir es darum als ungewöhnlich empfinden. Entsprechendes gilt für die verbalen Phraseologismen *das Kriegsbeil begraben* (190) ‚den Krieg beenden, Frieden schließen‘ und *das Kriegsbeil ausgraben* (364) ‚Krieg beginnen‘, wobei *Kriegsbeil* zuweilen durch *Tomahawk* (428) substituiert wurde. Die phraseologische Bedeutung darf allerdings nicht auf die Bedeutung der einzelnen Komponenten zurückgeführt werden, zumal die Tätigkeit des Begrabens oder Ausgrabens des Kriegsbeils wohl eine rein metaphorische war. Anhand dieser Phraseologismen, die zweifellos auch ein gewisses stilistisches Mittel verkörpern, wird dem Leser zugleich die bildhafte Redeweise der Indianer im „Schatz im Silbersee“ näher gebracht. Mit *Blut um Blut, Leben um Leben* (107) will ich eine letzte Erscheinung herausstellen. Sie gründet auf einer der so genannten Phraseoschablonen (hier: *X um X, Y um Y*), bei denen es „sich um syntaktische Strukturen (...), deren lexikalische Füllung variabel ist, die aber eine Art syntaktischer Idiomatizität aufweisen“ (Fleischer 1997:131), handelt. Burger (1998:43) verwendet analog dazu den Terminus der Modellbildung. Die uns geläufigste Variante jenes Modells dürfte *Auge um Auge, Zahn um Zahn* sein, was so viel bedeutet wie ‚Gleiches mit Gleichem vergelten‘ und seinen Ursprung im Alten Testament hat. Indem die Schablone mit den autosemantischen Lexemen *Blut* und *Leben* besetzt wird, weicht ihr Inhalt von demjenigen ab, den wir als gebräuchlich betrachten würden. Folglich wird Bekanntes, nämlich das phraseologische Muster, mit Unbekanntem, der konkreten Füllung, kombiniert und auf diese Weise ein gewisser Kontrast erzeugt. Gerade solch eine Andersartigkeit entspricht dem hier zu Grunde gelegten Verständnis von Exotik.

5. Fazit

Ungeachtet der Verschiedenartigkeit der untersuchten lexikalischen Mittel lassen sich offenkundige Übereinstimmungen erkennen: Exotik im ‚Schatz im Silbersee‘ beruht stets auf unbekanntem und somit fremdartigem oder ungewöhnlichem Sprachmaterial – unabhängig davon, um welche lexikalischen Mittel es sich handelt und ob jene Unbekanntheit phonologisch, orthografisch, morphologisch oder anderweitig bedingt ist. Lexik ist also genau dann exotisch, wenn sie bestimmte sprachliche Eigenschaften aufweist, die sich in irgendeiner Weise von den Merkmalen einheimischen Wortgutes unterscheiden. Infolgedessen hebt sich das betreffende Sprachmaterial von der nach Erfahrung und Auffassung des Textrezipienten bekannten Lexik ab und wirkt ungewohnt und „anders“. Sprachliche Exotik entsteht also immer dort, wo sich Wissensbereiche nicht decken, denn dann wird das entsprechende Sprachmaterial als fremd und somit per definitionem als exotisch wahrgenommen. Ebenso hat sich gezeigt, dass dabei oftmals die Verbindung von bekannten mit unbekanntem Elementen innerhalb einer lexikalischen Einheit eine entscheidende Rolle spielt.

Selbstverständlich lassen sich in Karl Mays Erzählung noch viele andere lexikalische Erscheinungen finden, die nicht minder exotisch sind als die hier beschriebenen, so etwa die eingangs genannten Eigennamen mit ihren Teilklassen, der Gebrauch von Indianersprache auf der Satzebene oder bestimmte Determinativkomposita. Was die jeweiligen Funktionen der lexikalischen Mittel innerhalb des Textes betrifft, so hat sich herauskristallisiert, dass sie v.a. der Repräsentation des Schauplatzes Nordamerika und seiner Bedingungen zur Zeit des 19. Jh. dienen. Folglich sollen sie dem Leser immer wieder bewusst machen, in welchem geografischen Rahmen sich die Handlung des Romans abspielt, und ihm zugleich spezifisches Wissen über diesen Ort vermitteln. Diese Informationen beziehen sich in erster Linie auf den nordamerikanischen Kulturkreis und

damit insbesondere auch auf die Kultur und Sprache der Indianer. Zudem kann das lexikalische Sprachmaterial in vielen Fällen als Stilmittel interpretiert werden und helfen, den Personalstil Karl Mays zu erfassen.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

MAY, Karl (1987): *Der Schatz im Silbersee*. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. Von WIEDENROTH, H./WOLLSCHLÄGER, H. Nördlingen.

Sekundärliteratur:

BURGER, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.

DUDEN BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH (2002): *Duden. Das Bedeutungswörterbuch*. Band 10. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u.a.

DUDEN FREMDWÖRTERBUCH (2007): *Das große Fremdwörterbuch des Duden. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter*. 4., aktualisierte Auflage. Mannheim u.a.

DUDEN HERKUNFTSWÖRTERBUCH (1989): *Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache*. Band 7. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u.a.

DUDEN REDEWENDUNGEN (2002): *Duden. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Band 11. 2., neu bearbeitete und aktualisierte Auflage. Mannheim u.a.

EHLICH, Konrad (1986): *Interjektionen*. Tübingen.

FLEISCHER, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen.

KOEBNER, Thomas/PICKERODT, Gerhart (Hrsg.) (2000): *Die andere Welt – Studien zum Exotismus*. Frankfurt am Main.

KLUGE, Friedrich (1975): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 21. Auflage. Berlin, New York.

MAGILL, Daniela (1989): *Literarische Reisen in die exotische Fremde*. Topoi der Darstellung von Eigen- und Fremdkultur. Frankfurt am Main u.a.

METZLER LEXIKON SPRACHE (2005): *Metzler Lexikon Sprache*. 3., neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Weimar.

PALM, Christine (1997): *Phraseologie. Eine Einführung*. 2. Auflage. Tübingen.

SCHIPPAN, Thea (1992): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.

STEDJE, Astrid (2001): *Deutsche Sprache gestern und heute*. 5. Auflage. München.

WAHRIG (2006): *Wahrig. Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh, München.

Résumé

Lexikální prostředky ve vyjádření exotiky v novele Karla Maye ‚Poklad na stříbrném jezeře‘

Příspěvek vychází z analýzy románu Karla Maye ‚Poklad na stříbrném jezeře‘, identifikuje lexikální prvky, kterých autor užívá k vytvoření exotické atmosféry příběhu, a pokouší se vyložit, v čem spočívá jejich úspěšnost a účinnost při recepci díla německy mluvícími čtenáři. Z výsledků analýzy je patrné, že rozhodující roli zde hrají různé typy vlastních jmen, cizí slovní zásoba, jisté tvary slov a frazeologismy. Jejich exotičnost obecně spočívá ve fonologických, ortografických a morfologických odlišnostech od mateřského jazyka čtenářů. V německy mluvící oblasti působí nezvykle, a vykazují tak základní konstitutivní rys exotična.

Summary

Lexical means of expressing the exotic in Karl May's novel "Der Schatz im Silbersee"

The present analysis, based on Karl May's novel "Der Schatz im Silbersee", examines which lexical forms are used to create an exotic effect and why these forms actually have such an effect on the German-speaking reader. The results showed that this applies in particular to various kinds of proper names, foreign language material, certain word formations and phraseologisms. Their exotic appearance is generally caused by phonological, orthographical or morphological differences compared to native language material. This makes them seem unfamiliar within the German language area and thus complies with the constitutive definition of being exotic.

Zu den Nominalisierungstendenzen im Sprachbereich der Wirtschaft (Einleitung)

Martin MOSTÝN

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist als Einführung zur im Entstehen begriffenen Dissertationsarbeit ‚Grammatische Mittel der Informationskondensierung in Wirtschaftstexten‘ konzipiert. Die Wirtschaftssprache zeichnet sich vor allem durch ihre Heterogenität und die daraus resultierende Texttypenvielfalt aus. Fachtexte tendieren oft zur Informationskondensierung, was sich in der sprachlichen Formulierung durch die Zunahme von kondensierenden Strukturen wie Nominalgruppen, erweiterten Partizipialkonstruktionen, Infinitivfügungen usw. bemerkbar macht. Der hohe Grad an Abstraktion lässt ein höheres Vorkommen der nominalisierenden Strukturen vermuten. Im Folgenden wird der Begriff „Informationskondensierung“ näher erörtert, der Sprachbereich der Wirtschaft im Sinne vertikaler Gliederung klassifiziert und zusammenhängende Arbeitshypothesen vorgestellt. Den letzten Teil bildet eine Analyse der Textstruktur und des Satzbaus auf einzelnen Ebenen hinsichtlich der vertikalen Gliederung des Sprachbereichs der Wirtschaft, wobei ein möglicher Zusammenhang zwischen der Satzstruktur und der Informationskondensierung angenommen wird.

2. Wirtschaft und Sprache

Die Wirtschaft bildet einen wichtigen Bestandteil unseres Alltags. Alle Menschen sind mehr oder weniger in den Wirtschaftsprozess eingebunden und werden von ihm mehr oder weniger beeinflusst. Der Begriff „Wirtschaft“ stellt ein sehr heterogenes Gebiet dar. Wirtschaft ist – vereinfacht gesagt – ein Oberbegriff für die „Gesamtheit aller Einrichtungen und Maßnahmen menschlicher Daseinsgestaltung, die sich auf Produktion und Konsum sogenannter knapper Güter beziehen“ (Meyers Enzyklopädisches Lexikon in 25 Bänden, zit. nach Hundt 1995:3). Das Wirtschaftsniveau eines Landes und seiner Bevölkerung ist zugleich eng mit dem politischen Geschehen und heutzutage auch mit der fortschreitenden Globalisierung verbunden. Die Produktion, der Markt, die Nachfrage und das Angebot, der Warenabsatz, die Werbung, das Marketing, der angestrebte Gewinn – all diese Aspekte bilden nur einen Teil des alltäglichen Wirtschaftsgeschehens und lassen eine ungemein große Menge von Texten entstehen, die verschiedene Formen haben und auch verschiedene Zwecke erfüllen.

Dieser großen Texttypenvielfalt entsprechen alle möglichen Textsorten wie Verkaufsgespräche, Geschäftsbriefe, Steuerbescheide, Börsenberichte, Jahresberichte, Bankberichte und sonstige Wirtschaftsberichte, Börsenmeldungen, Verhandlungs-, Sitzungs- und sonstige Protokolle, Firmenakten, Wirtschaftspresseartikel, Lehrbücher zur Wirtschaft, verschiedene Ratgeber, wirtschaftswissenschaftliche Monografien, Forschungsberichte usw. Eine solche Mannigfaltigkeit lässt ahnen, dass es keine homogene

Wirtschaftssprache gibt, denn alle Versuche um eine Definition der „Wirtschaftssprache Deutsch“, die in den 90er Jahren aber auch früher vorgenommen wurden, (Auseinandersetzungen mit dieser Problematik sind z.B. in den Arbeiten von Steffen Höhne (1992), Jürgen Bolten (1992) u. a. zu finden), sind oft auf Kritik gestoßen, weil ihnen ein mangelndes wissenschaftliches Fundament vorgeworfen wurde. Wir lehnen uns in unserer Arbeit an die von Jürgen Bolten (1992) vorgeschlagene Bezeichnung „Sprachbereich der Wirtschaft“ an. Unter diesem Begriff wird zugleich die Gesamtheit diverser Fachsprachen verstanden, die dem Bereich der Wirtschaft zugeordnet werden können.

3. Wirtschaft mit der Sprache

Das 19. Jahrhundert wird als Jahrhundert großer technischer Entdeckungen angesehen. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse im Bereich der Technik, der Medizin aber auch in anderen Sphären vertiefen sich. Neue technische Errungenschaften, deren Entstehung auf den sich schnell entwickelnden Naturwissenschaften basiert, ermöglichen effizienter zu arbeiten und produktiver zu sein. Verschiedene Geräte und Maschinen übernehmen schwere menschliche Arbeit und lassen große Industriegebiete entstehen, die mit guten Arbeitsaussichten tausende Arbeiter vom Land heranziehen, was die Entstehung großer Ballungsgebiete zur Folge hat, wo sich das Leben wesentlich davon unterscheidet, wie die Menschen früher gelebt haben. Die neue Lebensweise ruft tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen hervor, die Gesellschaft neigt immer mehr zum Konsumleben, zur Überproduktion, zum wirtschaftlichen Gewinn. Der Leistungsdruck ist enorm, das Lebenstempo erhöht sich. Die neue Informationsgesellschaft ist geboren.

Die bisherigen Vorbilder der Sprache – die Schriftsteller – treten in den Hintergrund, an ihre Stelle treten nun vor allem Journalisten, die mit ihrer Berichterstattung breite Massen erreichen können. Ihre Themen sind sachlich, sie arbeiten oft unter Zeitdruck, was an den sprachlichen Formulierungen Spuren hinterlässt (vgl. Ullmer-Ehrich 1976:15ff.). Neue Medien wie Fernsehen und WWW vernetzen die ganze Welt und setzen den unaufhaltsamen Prozess der Globalisierung in Gang. Heutzutage ist man von viel mehr Informationen umgeben als es vor hundert Jahren der Fall war.

Während für die neuhochdeutschen Kanzleisprachen tiefgestaffelte Perioden mit vielen Nebensätzen typisch waren, wird im Deutschen seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Sprache der Technik ein besonderes sprachliches Phänomen beobachtet – die auffallende Zunahme der Nominalgruppen, was mit dem Abbau verschiedener Typen der Nebensätze, dem Hang zum parataktischen Satzbau und der Verkürzung der mittleren Satzlänge Hand in Hand geht. Die Möglichkeit der Bildung der Nominalgruppen gab es bereits in früheren Perioden des Deutschen, sie kamen jedoch selten vor. Warum die langen komplizierten hypotaktischen Konstruktionen verschwunden sind, wurde nicht eindeutig erklärt. Einige Autoren schreiben diese Entwicklung dem Einfluss der gesprochenen Sprache zu, andere führen diese Tendenz auf den Einfluss der Massenmedien zurück (vgl. Möslin 1981:277).

Die Verfasser fachsprachlicher Texte streben oft nach Präzision und Vollständigkeit, welche die Bemühungen um Rationalisierung der komplizierten Sachverhalte widerspiegeln, auf der anderen Seite setzt sich die Tendenz zur Sprachökonomie durch. Die Sprachökonomie bringt diejenigen sprachlichen Strukturen hervor, welche im Hinblick auf kommunikative Ziele die effizienteste Lösung bei der Informationsvermittlung darstellen (vgl. André Martinet (1963:182) – *la loi du moindre effort* [Gesetz des geringsten Aufwandes]). Präzision und Vollständigkeit auf der einen Seite und Sprach-

ökonomie und Kürze auf der anderen Seite lassen komprimierte Strukturen entstehen, die der Tendenz entsprechen, „möglichst viel Information in möglichst wenig Worten“ mitzuteilen (Eggers 1973:47). Wenn im Text komplexe Sachverhalte inhaltlich möglichst vollständig, sprachlich jedoch möglichst knapp, kondensiert, implizit zum Ausdruck kommen, spricht man von der Informationsverdichtung.

Die Informationsverdichtung (auch Informationskondensierung, Komprimierung, Straffung, Knappheit des Ausdrucks genannt) ist eine sprachliche *Kondensation* des Sachverhaltes, die für die sprachliche Gestaltung aller Texte (Fachtexte, Gebrauchsanweisungen, kurze Zeitungsnachrichten, Klappentexte, Inschriften, Verbotsschilder, Vorlesungsnotizen usw.), in denen das Streben nach Knappheit des Ausdrucks vorliegt, charakteristisch ist. Der Begriff „Kondensation“ wurde von Eduard Beneš in den 70er/80er Jahren des 20. Jahrhunderts geprägt.

Für diese Tendenz ist eine ausdrucksseitige Reduzierung sprachlicher Elemente kennzeichnend, explizite Strukturen (wie etwa Nebensätze) werden abgebaut, kondensierte Strukturen enthalten jedoch mehr Inhaltskomponenten, sie sind „semantisch komplexer, als das ihre Ausdrucksseite repräsentiert, man muss somit ‚zwischen den Zeilen‘ lesen“ (vgl. von Polenz 1988:26).

Ein anderes Kennzeichen ist die Beseitigung von sprachlichen (systembezogenen) Redundanzen. Das, was für das Verständnis nicht von fundamentalem Belang ist, wird weggelassen, wie etwa in elliptischen Aussagen.

Die Informationsverdichtung bezieht sich auf den Prozess der sprachlichen Realisierung des Gemeinten, wobei die komprimierten Strukturen einen unterschiedlichen Grad an *Informationsdichte* aufweisen.

Die Kondensierung des Ausdrucks nimmt zu,

„je nachdem ob ein Sachverhalt durch einen Hauptsatz oder einen Nebensatz, durch eine satzwertige Infinitiv- oder Partizipialfügung, durch ein Satzglied oder einen Satzgliedteil ausgedrückt ist. Die syntaktische Verbindung ist desto dichter und enger, je unselbstständiger eine Satzkomponente im Verhältnis zur grundlegenden Prädikation steht“ (Beneš 1973:40f).

Nach von Hahn (1983:117) scheint der Begriff „Kondensation“ am besten dafür geeignet, „den Komplex von Redundanzarmut, Textsortenspezifik und Schriftlichkeit zu umreißen.“ Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass die Informationsverdichtung zugleich in der gesprochenen Sprache vorkommt, für gesprochene Texte sind jedoch sprachliche Konstruktionen mit einer niedrigeren Informationsdichte typisch (wie z.B. Infinitivkonstruktionen, Ellipsen, einfache Nominalgruppen s. u.).

4. Typologie des Sprachbereichs der Wirtschaft, zu beantwortende Fragen

Autoren, die sich mit der Fachsprachenforschung befassten, suchten nach Möglichkeiten einer Gliederung des mannigfaltigen Bereichs „Wirtschaft“. So kann man in der wissenschaftlichen Literatur auf verschiedene Kriterien stoßen (Gliederung nach Ischreyt, Hoffmann usw.), die mit semiotischen, sprachlichen und kommunikativen Merkmalen operieren (vgl. Roelcke 1999:40). Wir arbeiten mit dem Kriterium der Abstraktheit und unterscheiden folgende drei Ebenen (angefangen mit der höchsten Abstraktionsstufe) – die Theoriesprache, die Vermittlungssprache und die Handlungssprache. Ein anderes

Kriterium, das bei der Gliederung zugleich miteinbezogen wird, stellen die Kommunikationspartner dar.

- A. *Theoriesprache* – Texte, die auf dieser Ebene entstehen, spiegeln die theoretischen Erkenntnisse auf höchster Abstraktionsstufe wider. Diese Texte, die in Form von Lehrwerken, Monografien, Sammelbänden, wissenschaftlichen Aufsätzen, Studien usw. erscheinen, werden von Fachleuten für Fachleute (bzw. für Studierende) produziert und versuchen, das wirtschaftliche Geschehen theoretisch zu beschreiben, zu erklären oder zu bestimmen. Mit diesen Texten wird vor allem in wissenschaftlichen Institutionen oder im Schulwesen gearbeitet. Die Rezeption der dargebotenen Informationen erfordert sehr oft ein gewisses fachliches Vorwissen, so dass diese Texte der laienhaften Öffentlichkeit wegen ihrer Kompliziertheit, Abstraktheit und spezieller Thematik oft unverständlich bleiben.

Von einer Vielzahl der zur Verfügung stehenden Werke haben wir den ersten Band des ‚Vahlens Kompendiums der Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik‘ aus dem Jahre 2007 gewählt. Dieses Kompendium, das aus mehreren wissenschaftlichen Aufsätzen angesehener Fachleute besteht, setzt sich zum Ziel, den Leser in wichtige Bereiche der modernen Volkswirtschaftslehre einzuweißen. Es werden viele nebensatzwertige Nominalgruppen erwartet sowie die Okkurrenz solcher sprachlichen Mittel, die eine hohe Informationsdichte aufweisen, wie z.B. Komposita, satzwertige Nominal- und Partizipialgruppen. Wir wollen jedoch nicht nur die Rolle der komprimierten Strukturen verfolgen, sondern auch feststellen, wie das Verhältnis zwischen den nominalen und den verbalen Komponenten ist. Kurt Möslein, der sich seit den 60er Jahren ausführlich mit syntaktischen Spezifika der Sprache der Technik befasste und als einer der wenigen Autoren (neben Beneš) diese Problematik systematisch beschrieben hat, konnte zwar den Abbau der Nebensätze insbesondere adverbialer Art konstatieren, er deutet jedoch auch darauf hin, dass der Gebrauch einiger Typen von Nebensätzen, vor allem von Kausalsätzen und Konzessivsätzen im Bereich der Verhältnissätze (nach der Duden-Klassifikation) und von Subjektsätzen im Bereich der Inhaltssätze, zunimmt. Untersuchungen über den heutigen Stand fehlen. Die Nominalgruppe kann nur eine gewisse Menge von Informationen aufnehmen. Da, wo die Informationsmenge über die Grenze der Aufnahmefähigkeit hinausgeht, muss ein Nebensatz vorkommen, was am folgenden Beispiel veranschaulicht wird.

Es ist nicht verwunderlich, daß das zufällige zeitliche Zusammenfallen einer solch massiven Kritik klassischen Gedankengutes mit den noch spürbaren Auswirkungen einer schweren weltweiten Depression eine "KEYNESIANISCHE Revolution" in der Nationalökonomie auslöste. (Vahlens Kompendium, S. 100)

- B. *Vermittlungssprache* – Texte, die auf der Ebene der Vermittlungssprache entstehen, setzen sich einerseits zum Ziel, die theoretischen Konzepte den breiten Massen, der „laienhaften“ Öffentlichkeit zu vermitteln, den Laien durch den Dschungel des mannigfaltigen Bereichs der Wirtschaft zu führen, zu begleiten und ihm als Ratgeber beiseite zu stehen. Geht man durch die Buchhandlung, stößt man heutzutage auf eine unübersichtliche Menge von verschiedenen theorievermittelnden Texten, angefangen von der ‚Wirtschaft für Dummies‘ bis zu verschiedenen Ratgebern, wie man Geschäftsbriefe richtig verfassen soll, oder als Manager im Unternehmen noch erfolgreicher verfahren kann. Diese Bücher funktionieren als eine Art Wegweiser, sie

bieten die mitunter komplizierten theoretischen Ansätze auf eine leserfreundliche Art und Weise dar und setzen alles daran, verständlich zu sein. Auf der anderen Seite gehören dieser Ebene zugleich Texte aus dem Bereich des Wirtschaftsjournalismus an. Dem Leser wird außer dem Wirtschaftsteil in verschiedenen Zeitungen eine Menge von Wirtschaftszeitschriften wie ‚Capital‘, ‚Handelsblatt‘, ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘, ‚Aktionär‘ usw. und schließlich auch die ‚WirtschaftsWoche‘ angeboten, die als typischer „Repräsentant“ dieser Sprachebene der linguistischen Analyse unterzogen werden soll.

Für die sprachwissenschaftliche Analyse unter dem Aspekt der Informationsverdichtung beabsichtigen wir, die Nummern 1-9 der Zeitschrift WirtschaftsWoche aus dem Jahre 2005 zu untersuchen, die im Zeitraum vom 6.1. bis 24.2. erschienen sind, wobei die Nummern 1 und 2 in einer Doppelausgabe herausgegeben worden sind.

Diese Texte wollen ein möglichst breites Leserpublikum erreichen, abstrakte komplizierte Sätze mit einer hohen Informationsdichte würden den Leser bestimmt abschrecken, dementsprechend werden die Artikel konzipiert. Es werden einfachere Sätze mit weniger Wortmaterial erwartet. Die Information wird oft auf mehrere Teilsätze aufgeteilt. Die Informationsverdichtung kommt jedoch fast überall vor, wenigstens sind es deren einfachere, weniger abstrakte Formen (wie Infinitivkonstruktionen, Ellipsen). Die Untersuchung wird das Ziel verfolgen, festzustellen, welche Mittel am häufigsten vorkommen, in welchem Verhältnis sie zu den anderen Mitteln der Komprimierung eines Sachverhaltes stehen und wie sich der Gebrauch im Vergleich mit den Texten der Ebene der Theorie- und der Handlungssprache unterscheiden wird. Ein typisches sprachliches Mittel einer ‚niedrigeren Ebene‘ der Informationsverdichtung ist die Ellipse, bei der WirtschaftsWoche ein häufig eingesetztes Mittel der Einsparung redundanter Elemente des Satzes. Auf diesen zwei Ebenen kommen jedoch oft auch nichtsprachliche Mittel der Komprimierung des Sachverhaltes zum Einsatz (s. u.).

Wird ein Produkt dagegen über seinen Zielkosten eingeführt, kann der Nutzen die Kosten überwiegen, wie im Fall Stylus Zoom geschehen. (WirtschaftsWoche Nr. 1/2, S. 78)

C. *Handlungssprache* – Texte, die im Rahmen der Handlungssprache entstehen, decken ein riesengroßes Gebiet, angefangen von der Produktion, Distribution bis zum Absatz der Produkte am Markt.

Die Texte, die sich dieser sehr heterogenen Ebene zuordnen lassen, haben eines gemeinsam: eine direkte Verbindung mit wirtschaftlichen Handlungen, da sie solchen Handlungen vorausgehen, sie begleiten, steuern oder von ihnen resultieren. Es geht um Texte wie Geschäftsbriefe, Verhandlungs-, Sitzungs- oder sonstige Protokolle, Firmenakten, Geschäftsberichte, Jahresberichte, alle möglichen Formulare, aber auch interne Vorschriften, an denen sich die Firmenangestellten halten müssen. Nicht zuletzt gehören zu dieser Ebene zugleich verschiedene Regelungen, Betriebsvorschriften, Gebrauchs- und Durchführungsanleitungen für den Betrieb verschiedener technischer Anlagen. All diese Texte sind direkt mit Wirtschaftshandlungen fest oder lockerer verbunden.

Wir möchten uns im Rahmen dieser Sprachebene auf die Texte konzentrieren, die mit der Produktion (wirtschaftliche Produktion im allgemeinen Sinne) verknüpft sind, und zwar mit den letztgenannten Gebrauchs-, Betriebs- und Durchführungsanleitungen für die im Industriebetrieb bestimmten technischen Mittel. Es handelt sich um Handlungsanwei-

sungen, die für die im anfallenden Bereich tätigen ausgebildeten Personen (Techniker, technische Arbeiter usw.) bestimmt sind. Diese Texte steuern und begleiten die Handlung der betreffenden Personen, sie gehen zugleich direkt von der Handlung aus, da sie den Umgang mit verschiedenen Geräten und Anlagen (somit die Handlung einer bestimmten Person) beschreiben aber zugleich als Ratgeber die Handlung der anderen direkt beeinflussen können. Das zu untersuchende Korpus bilden 40 Gebrauchs- und Bedienungsanleitungen für technische Mittel wie Bau- und Bearbeitungsmaschinen, Steuer- und Regelungstechnik, aber auch feine technische Geräte wie Filteranlagen und dergleichen mehr.

Den Autoren solcher Texte wird oft Unverständlichkeit, stilistische Schwerfälligkeit oder fehlerhafte Übersetzung vorgeworfen. Die Texte der Gebrauchsanleitungen sind so konzipiert, dass dem Leser meistens nur so viel Information wie nötig vermittelt wird. Nur ein beschränktes Raster syntaktischer Mittel wird verwendet. Da, wo die Information auf solche Art und Weise vermittelt wird, lässt sich die Okkurrenz informationsverdichtender Mittel erwarten und der Vergleich mit anderen Ebenen könnte linguistisch relevante Daten liefern.

Komprimierte Strukturen und entsprechende explizite Konstruktionen (z.B. Nominalgruppe – Nebensatz) stellen in den meisten Fällen Konkurrenzformen dar. Wir möchten bei der Analyse etwaige Gesetzmäßigkeiten entdecken, die für die Verwendung der impliziten oder expliziten Ausdrucksweise von Belang sein könnten. Diese Gesetzmäßigkeiten sind unseres Erachtens vor allem syntaktischer und semantischer Art.

Wir möchten uns zugleich auf die Verständlichkeit komprimierter Strukturen konzentrieren, und versuchen, sie nach objektiven Kriterien (frühere und gegenwärtige Ansätze zur Messung der Textverständlichkeit wie z.B. der von Flesh/Mihm (1974), das Hamburger Verständlichkeitsmodell (Groeben) zu messen. Die Textverständlichkeit wurde bisher vor allem in der Sprache der Naturwissenschaften oder in der Verwaltungssprache gemessen. Unsere Hypothese beruht darauf, dass die komprimierten Strukturen mit einer hohen Informationsdichte die Verständlichkeit und Lesbarkeit des vermittelten Sachverhaltes beeinträchtigen. Dies möchten wir auf allen drei Ebenen durchführen und vergleichen.

5. Mittel der Informationskondensierung

5.1 Nichtsprachliche Mittel

Die Information kann im Text auf verschiedene Weise komprimiert werden. Eine Gruppe bilden „die sprachlichen Zeichen“, die am häufigsten benutzten Mittel der Informationsverdichtung. „Nichtsprachliche Zeichen“ kommen besonders häufig in der technischen Literatur, in der Mathematik, in der Medizin, in der Physik usw. vor; überall dort, wo der höchste Abstraktionsgrad erreicht ist. Die Information wird im folgenden Fall anhand einer mathematischen Formel zum Ausdruck gebracht und so äußerst komprimiert dargeboten – $E = mc^2$. Hierher gehören zugleich verschiedene Symbole (wie z.B. Verkehrszeichen). Wir nennen diese Art der Informationskondensierung *Substitution*.

Dieses Mittel wird allerdings auch oft in den Texten der Ebenen mit einem niedrigeren Grad der Informationsdichte (Vermittlungs- und Handlungssprache) benutzt, häufig lässt sich der Gebrauch der Interpunktionszeichen (besonders Doppelpunkt, Gedankenstrich) in verschiedenen Funktionen beobachten. Oft wird dadurch die ‚*sein-Prädikation*‘ + Subjunktion *dass* eingespart.

Voraussetzung: *Die Konstruktion des Produkts ist abgeschlossen.* (WirtschaftsWoche 2005, Nr. 1/2, S. 76)

Manchmal ersetzt der Doppelpunkt lediglich die Subjunktion *dass*. Sowohl die Texte der WirtschaftsWoche als auch die der Handlungssprache lassen die Tendenz zur Hauptsatzbildung, zur Verkürzung und Verteilung des informationstragenden Sachverhaltes in kleinere Einheiten erkennen, was in abstrakten, inhaltlich reicheren Texten der Theorie-sprache nicht so oft vorkommt. Die langen *dass*-Inhaltssätze sind hier keine Ausnahme (Beispiel s. o.).

Für beide Anwendungen gilt: Die Freigabe kann sowohl durch einen geschlossenen Kontakt als auch durch ein Spannungssignal erfolgen. (Gebrauchsanleitung der Firma RNA)

In anderen Fällen dient der Doppelpunkt zur Kennzeichnung kausaler Verhältnisse zwischen den Sachverhalten der betreffenden Satzteile.

*Schutzhandschuhe und Augenschutz tragen: **Infektionsgefahr!** (d.h. denn es besteht Infektionsgefahr)* (Gebrauchsanleitung der Firma Brand)

5.2 Sprachliche Mittel

Außer den nichtsprachlichen Zeichen kann die Informationsverdichtung mithilfe von sprachlichen Zeichen zum Ausdruck kommen, diese können in zwei Gruppen eingeteilt werden – *lexikalische* und *syntaktische Mittel*. Sehr oft werden die einzelnen Mittel miteinander kombiniert, je nachdem, ob eine hohe Informationsdichte vom Textproduzenten beabsichtigt ist, oder nicht.

5.2.1 Lexikalische Mittel

Verschiedene Wortbildungsmittel im Deutschen ermöglichen, die Informationen auf eine sehr kondensierte Weise darzubieten. Die „Kurzwortbildung“, die „Komposition“ und die „Derivation“ können sich an der Informationsverdichtung beteiligen.

Die **Kurzwortbildung**, anhand derer die Sprache mit Kurzwörtern und Schreibabkürzungen bereichert wird, stellt den höchsten Grad der sprachlichen Kondensation dar, die mit sprachlichen Zeichen erreicht werden kann. Initialkurzwörter wie *TÜV*, Silbenkurzwörter wie *Kripo*, Mischkurzwörter wie *Azubi* einschließlich der unisegmentalen Kurzwörter (ein Anfangs- oder Endsegment der Vollform vorhanden) wie *Euro* und der partiellen Kurzwörter wie *H-Milch* bringen die Information auf eine kondensierte Weise zum Ausdruck. Die Wortkreuzungen¹ wie *Eurasien* gehören zugleich dieser Gruppe an (vgl. Barz 2005:741ff.)

Unter den der deutschen Sprache zur Verfügung stehenden Wortbildungsmitteln ist an dieser Stelle vor allem **die Komposition** zu nennen. Die Komposita sind eines der typischen Kennzeichen der Fachsprachen. Die Komposita drücken auf eine komprimierte Weise den Sachverhalt aus. Die Komposita im Deutschen können mitunter das ausdrücken, was in anderen Sprachen durch eine Wortgruppe oder sogar den ganzen Nebensatz wiedergegeben werden müsste. Die Komposita, die sehr oft in den Fachsprachen des Deutschen benutzt werden, ermöglichen – nach den Abkürzungen – den höchsten Grad der sprachlichen Kondensation (vgl. Beneš 1973:45f.). So steht der *Heißwasserspeicher* anstelle von *Speicher für heißes Wasser*, *Allzweckmöbel* stehen für

¹ Die Thematik der Wortkreuzungen wird im vorliegenden Sammelband im Aufsatz von Selma Wehrl eingehend bearbeitet.

Möbel für alle Zwecke. In vielen Komposita werden auch größere Inhaltsmengen auf komprimierte Weise zum Ausdruck gebracht.

Auch **die Derivation** spielt für die Informationsverdichtung eine nicht zu übersehende Rolle. In der deutschen Gegenwartssprache wächst die Zahl der Beziehungsadverbien, die mithilfe von *-mäßig* gebildet werden – *fahrplanmäßig, schulmäßig, gesundheitsmäßig* usw., sie werden von den Sprachpflegern heftig kritisiert. Hierher gehören auch die evaluativen Satzadverbialien, die mithilfe des Suffixes *-erweise* abgeleitet werden, welche die Aussage modalisieren – *Es hat glücklicherweise gut geklappt.*

Ein anderes Beispiel, wo die Derivation für die Informationsverdichtung eine Rolle spielt, ist die Ableitung mithilfe des auf allen untersuchten Sprachebenen häufigen Suffixes *-bar (definierbar)*. Auch andere Suffixe wie *-lich (leserlich)*, *-abel/-ibel (reparabel)*, *-fähig (transportfähig)*, können die Information auf eine komprimierte Weise zum Ausdruck bringen. Beide Suffixe sind ein Mittel zum Ausdruck der Modalität und dienen als Ersatzmittel der Passivformen.

Eine erhebliche Komprimierung des Sachverhaltes wird durch **Nominalisierung** ermöglicht. Verbaler Kern wird oft durch Verbalabstrakta mit dem Suffix *-ung* komprimiert und in den Satz eingebettet. Die Bildung der Verbalabstrakta auf *-ung* ist im Deutschen sehr produktiv. Nominale Gruppen dienen zum Ersatz verschiedener Typen der Nebensätze (vgl. Beneš 1973/1981, Möslein 1981, Lühr 1989, Mostýn 2007) in komplexen Aussagen. Dies ist zugleich darauf zurückzuführen, dass die Substantivgruppe semantisch sehr aufnahmefähig ist und dass der deutschen Sprache eine Menge von Substantivierungen zur Verfügung steht. Syntaktisch-semantische Beziehungen innerhalb der Substantivgruppe werden häufig durch Präpositionen ausgedrückt².

Ein wichtiger Aspekt, der z.B. in den Arbeiten von Hans Eggers erwähnt wird, ist die *semantische Reduzierung des Verbs*, da die hauptsächlichlichen Träger des Satzinhaltes Nomen sind (vgl. Eggers 1973:66). Oft spielen Hilfsverben (entsemantisierte Verben) die Rolle des Prädikats, was am folgenden Beispiel veranschaulicht wird.

Diese dem neoklassischen Wachstumsmodell widersprechenden Ergebnisse sind Konsequenz der Aufhebung der Annahme sinkender Grenzproduktivitäten des Kapitals.
(Vahlens Kompendium, S. 476)

5.2.2 Syntaktische Mittel

Die erwähnten Wortbildungsmittel werden mit den syntaktischen Mitteln der Informationskondensierung kombiniert. Hinzu gehören u.a. die durch den Nominalisierungsprozess entstandenen satzwertigen präpositionalen und präpositionslosen **Nominalphrasen**. Wir möchten zugleich die Rolle der primären, sekundären und tertiären Präpositionen beim Ersatz verschiedener Typen der Nebensätze ermitteln. Diese Nominalphrasen ermöglichen einen erheblichen Grad der Informationsdichte.

Bei einer Inbetriebnahme ohne Beachtung der oben angeführten Maßnahmen besteht die Gefahr der Zerstörung der Fördereinrichtung oder Teilen hiervon. (Betriebsanleitung der Firma RNA)

Ein weiteres syntaktisches Mittel der Kondensierung ist die **Attribuierung**. Nach von Polenz (1988:42) stellen die Attributiverweiterungen eine Zwischenstufe zwischen der expliziten und der komprimierten Ausdrucksweise dar.

² Mehr zu diesem Thema s. Mostýn (2008).

Die erweiterten anteponierten Attribute, die am häufigsten durch Adjektive und Partizipien gebildet werden, kommen auf allen Ebenen häufig – jedoch in unterschiedlichem Maß – vor. Sie dienen vor allem zum Ersatz der Attributsätze. Postnukleare Genitivketten, deren stark linear ausgerichtete Struktur besonders dann auffällt, wenn es zu deren übermäßigen Häufung kommt, kommen besonders häufig in Texten mit größerer Abstraktion vor.

*So wird behauptet: Weil durch die Einführung einer Bush'schen Riester-Rente Beitragszahlungen **aus der existierenden, nach dem Umlageverfahren organisierten Rentenversicherung** abgezogen würden, könnten die Ansprüche heutiger Senioren nur noch um den Preis neuer Milliardenlöcher in den Staatshaushalten befriedigt werden.* (WirtschaftsWoche Nr. 1/2, S. 29)

Ein besonders häufig anzutreffendes Mittel der Attribuierung ist die Benutzung von **Appositionen**. Appositionen weisen eine niedrige Informationsdichte auf, sie können hingegen viele Informationen über das Bezugswort liefern.

*"Die Bilder von den Stränden werden den Reisenden viel länger im Kopf bleiben als die einzelner Terroranschläge", sagt Karl Born, **Ex-TUI-Vorstand und heute Professor für Tourismusmanagement an der Hochschule Harz.*** (WirtschaftsWoche Nr. 1/2, S. 21)

Verschiedene **Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen** sind ein kennzeichnendes und effektives Merkmal der Informationskondensierung. Sie stellen eine mittlere Stufe der Informationsverdichtung dar und treten im untersuchten Material auf allen Sprachebenen, jedoch öfter in der WirtschaftsWoche und in den Texten der Gebrauchs- und Betriebsanleitungen auf, wo vor allem hauptsatzwertige Infinitivkonstruktionen zum kennzeichnenden Merkmal der Sprache der Gebrauchsanweisungen geworden sind. Sie bewirken die Anonymisierung auf beiden Seiten – auf der des Textproduzenten sowie des Textrezipienten.

***Gerät nicht in explosionsgefährdeter Atmosphäre betreiben.**
Stets so arbeiten, dass weder Benutzer noch andere Personen gefährdet werden.* (Gebrauchsanweisung der Firma Brand)

Obwohl satzwertige Infinitivkonstruktionen als allgemein angewandtes Mittel der Informationsverdichtung in den Wissenschaftssprachen betrachtet werden, scheint nach den ersten Ergebnissen der Analyse der Textstruktur (s. Kapitel 5) deren Rolle im Vahlens Kompendium (Theoriesprache) eher gering zu sein, weil genauso wie bei den Nominalphrasen diese Syntagmen nur beschränkt aufnahmefähig sind. In diesen Texten kommt vor allem die weitverbreitete finale Infinitivkonstruktion mit *um...zu*. Inhaltssätze werden wegen zu großer Füllung mit Wortmaterial in der Theoriesprache seltener durch Infinitivkonstruktionen ersetzt.

*Je kürzer der Anlagezeitraum, desto höher müsste der Zins im Ausland ausfallen, **um bei gegebenem Steuersatz eine Auslandsanlage lohnenswert erscheinen zu lassen.*** (Vahlens Kompendium S. 316)

Im Gegensatz zu den nominalen Gruppen, die hinsichtlich der Person, des Numerus, des Tempus, des Modus und der Diathese merkmallös bleiben, können Infinitivkonstruktionen Modalität und Diathese zum Ausdruck bringen und ermöglichen die Anonymisierung des Sachverhaltes.

Satzwertige Partizip- bzw. Adjektivphrasen kommen nach den Berechnungen von Beneš eher selten vor und sind durch ausgeprägte Strukturen gekennzeichnet (vgl. Beneš

1981:206). Beneš hat deren höhere Okkurrenz in der Belletristik festgestellt. Diese Konstruktionen ersetzen in den meisten Fällen relative Attributsätze und manche Typen von Verhältnissätzen (wie z.B. Konditional-, Kausal-, Modalsätze). Welche Rolle solche Konstruktionen im zu analysierenden Korpus spielen, muss noch ermittelt werden.

Es wurde bereits darauf hingedeutet, dass **Ellipsen** besonders oft dort vorkommen, wo überflüssige Redundanz eliminiert werden soll. Die Ellipsen scheinen nach den ersten Untersuchungen ein universelles sprachliches Mittel der Informationskondensierung mit niedrigerer Informationsdichte zu sein, die vor allem in den Texten der WirtschaftsWoche und der Gebrauchs- und Betriebsanleitungen Anwendung finden. Auf der Ebene der Theoriesprache bleibt für die Ellipse nicht so viel Raum übrig, denn hier ist das Prinzip der Vollständigkeit, Deutlichkeit und Klarheit meist gültig. Typisch ist die Ellipse der *sein*-Prädikation. Allerdings werden auch andere redundante Elemente des Satzes elidiert, dann werden Ellipsen verschiedenartig realisiert (wie etwa als absoluter Akkusativ bzw. absoluter Nominativ).

Gerade die Produktion, so die weit verbreitete Annahme, sei in Sachen Einsparungen ausgereizt. (WirtschaftsWoche Nr. 1/2, S. 76)

Ellipsen genauso wie **weiterführende Nebensätze** und **Adversativsätze** mit *während* können zugleich als eine Art sprachlicher Kondensierung betrachtet werden (vgl. Beneš 1973:41). In den zwei letztgenannten Fällen ist die Information des vorausgehenden Satzes in den einleitenden Subjunktionen konzentriert. Die Rolle solcher Konstruktionen im vorhandenen Korpus bleibt noch festzustellen.

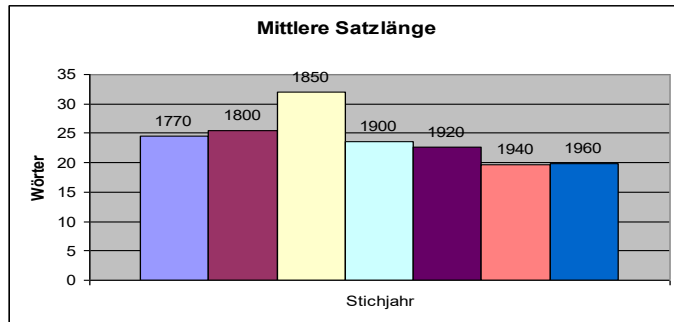
6. Zur Satzstruktur auf einzelnen Ebenen hinsichtlich der vertikalen Gliederung

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass im Laufe der Zeit in der Wissenschaftssprache die Verkürzung der Satzlänge beobachtet wird. Wichtige Informationen über die Struktur und Satzlänge wissenschaftlicher Texte haben Untersuchungen von Eduard Beneš (1981) und von Kurt Möslein (1981) geliefert. Eduard Beneš hat 60 wissenschaftliche Texte mit rund 20 000 Wörtern unter diesem Gesichtspunkt stichprobenartig analysiert und hat berechnet, dass die mittlere Satzlänge in den naturwissenschaftlichen Texten 16,86 Wörter, in den gesellschaftswissenschaftlichen Texten 21,58 Wörter beträgt (den Sprachbereich der Wirtschaft ausgenommen), im Durchschnitt also 19,22 Wörter (vgl. Beneš 1981:189). Kurt Möslein hat eine stichprobenartige diachrone Analyse eines sehr umfangreichen Korpus durchgeführt, das aus rund 298 000 Wörtern besteht. Er untersuchte die technische Literatur aus dem Zeitraum von 1800 bis 1960 und gab folgende Werte für den Ganzsatz an (Möslein 1981:303):

Tab. 1a

Stichjahr	Wörter
1770	24,50
1800	25,54
1850	32,00
1900	23,58
1920	22,72
1940	19,60
1960	19,90

Tab. 1b



Für unsere Zwecke ist solch eine statistische Analyse von großem Belang, denn wie linguistische Untersuchungen bestätigen, ist die Zunahme der Nominalgruppen in der Wissenschaftssprache, somit auch häufigere Informationskondensierung, seit dem Jahre 1850 zu beobachten. Die mittlere Satzlänge verringert sich, was mit dem Rückgang der hypotaktischen Konstruktionen Hand in Hand geht. Seit den 60er Jahren des 20. Jh. lässt sich eine Erhöhung der mittleren Länge des Ganzsatzes in der technischen Literatur beobachten, was auf eine höhere Füllung der Teilsätze mit Wortmaterial zurückgeführt wird (vgl. Möslein ebd.).

Zum Vergleich führen wir unsere Berechnungen der mittleren Satzlänge des Ganzsatzes (Einfachsatz, Satzverbindung, Satzgefüge) der untersuchten Texte auf den Ebenen der Theorie-, der Vermittlungs- und der Handlungssprache an. Damit linguistisch relevante Daten ermittelt werden können, wurden stichprobenartig Teilkorpora mit rund 20 000 Wörtern je Sprachebene – insgesamt also rund 60 000 Wörter in etwa 5 500 Ganzsätzen – auf mittlere Satzlänge untersucht.

Tab. 3

Mittlere Satzlänge im Ganzsatz

Theoriesprache	Vermittlungssprache	Handlungssprache
(Vahlens Kompendium)	(WirtschaftsWoche)	(Gebrauchsanleitungen)
22,98	17,42	13,47

Die angegebenen Zahlen geben uns einen ersten Einblick in die Struktur der zu vergleichenden Texte. Wir sehen einen beträchtlichen Unterschied in der Satzlänge auf einzelnen Ebenen. Die Texte im Vahlens Kompendium sind am meisten mit Wortmaterial gefüllt, dies bedeutet den höchsten Informationsgehalt pro Ganzsatz von allen Ebenen. Ob ein direkter Zusammenhang zwischen der Informationsmenge und der Informationsverdichtung besteht, muss noch nachgewiesen werden. Die mittlere Satzlänge von 22,98 Wörtern im Vahlens Kompendium deutet an, dass der Textsatz noch mehr Informationen enthält als die Texte in den Korpora von Beneš oder von Möslein. Folgende Tabelle gibt noch die Werte für die mittlere Satzlänge im Teilsatz an, die weitere Informationen liefern. Möslein führt für das Jahr 1960 den Wert von **11,9** Wörtern pro Teilsatz an (vgl. Möslein 1981:304).

Tab. 4

Mittlere Satzlänge im Teilsatz (Hauptsatz, Nebensatz, einschl. der Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen im Satzgefüge)

Theoriesprache	Vermittlungssprache	Handlungssprache
(Vahlens Kompendium)	(WirtschaftsWoche)	(Gebrauchsanleitungen)
11,01	9,8	9,11

Die angeführten Angaben für die mittlere Satzlänge im Teilsatz zeigen, dass auf der höchsten Abstraktionsstufe (Theoriesprache) keine besonders großen Unterschiede im Vergleich mit der Sprache der Technik festgestellt werden. Allerdings werden mehr Informationen (vgl. erste Tabelle) in vergleichbar lange Satzeinheiten verteilt. Dies könnte entweder mit der bereits erwähnten Rückkehr einiger Typen der Nebensätze (s. o.) wegen der großen Füllung mit Material und der Unmöglichkeit des Gebrauchs von nominalen Äquivalenten oder mit einer hohen Informationsdichte des Textes, die zugleich angenommen wird, zusammenhängen. Genaue Antworten auf diese Frage erhoffen wir uns von der beabsichtigten ‚feinen Analyse‘. Hinsichtlich der erworbenen Daten lässt sich annehmen, dass die Texte der Theoriesprache die höchste Informationsdichte aufweisen. Die Häufigkeit der Okkurrenz der informationsverdichtenden sprachlichen Mittel auf einzelnen Ebenen muss noch ermittelt werden, wir nehmen jedoch an, dass eine höhere mittlere Satzlänge eine höhere Informationsdichte zur Folge hat.

Vergleichen wir die Satzlänge bei der WirtschaftsWoche und in den Gebrauchs- und Betriebsanleitungen, lässt sich auf beiden Ebenen eine niedrigere Informationsdichte voraussetzen (s. o.), weil die Teilsätze weniger Wörter enthalten. Es wird zugleich erwartet, dass die Texte der Wirtschaftswoche eher im Verbalstil verfasst werden, d.h. dass sie nicht so viele satzwertige Nominalphrasen enthalten werden, trotzdem kommt auch hier die Informationsverdichtung zum Vorschein. Die besondere Sprache der Gebrauchsanweisungen, wo die Tendenz zur Beseitigung sprachlicher Redundanzen von besonderem Belang ist, wird unseres Erachtens häufiger die Mittel der Kondensierung des Sachverhaltes enthalten.

Andere relevante Daten liefern Angaben über die Verteilung der Information in den besprochenen Teilkorpora im Ganzsatz. Die Tabelle gibt an, wie viel Prozent die einzelnen Satzarten – Einfachsatz, Satzverbindung, Satzgefüge – auf den einzelnen Ebenen ausmachen.

Tab. 5

Verhältnis zwischen den Einfachsätzen (ES), Satzverbindungen (SV) und Satzgefügen (SG)

	Theoriesprache	Vermittlungssprache	Handlungssprache
	(Vahlens Kompendium)	(WirtschaftsWoche)	(Gebrauchsanleitungen)
ES	38%	48%	64%
SV	6%	11%	7%
SG	56%	41%	29%

Gemäß den erworbenen Daten lassen sich weitere Hypothesen über die Informationsverdichtung bilden. Die Tabelle zeigt, dass Satzverbindungen auf allen Ebenen eine geringe Rolle spielen, die Information wird meistens auf Einfachsätze und Satzgefüge

verteilt, jedoch mit unterschiedlichen Ergebnissen auf einzelnen Sprachebenen. Im Vahlens Kompendium spielen Satzgefüge eine beträchtliche Rolle. Eine höhere Informationsverdichtung lässt sich unseres Erachtens insbesondere in Einzelsätzen erwarten, weil diesen (im Normalfall) eine Prädikation zugrunde liegt. Satzgefüge enthalten Nebensätze (abgesehen von nebensatzwertigen Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen), die noch weitere verbale Kerne enthalten. Dementsprechend wird in Nebensätzen weniger nominalisiert. Auf der anderen Seite gibt es auch Nebensätze, welche andere Prädikationen einverleibt haben und somit eine hohe Informationsdichte aufweisen können. Diese komplexen Nebensätze werden vornehmlich auf der Ebene der Theoriesprache erwartet. Der hohe Anteil der Einfachsätze in der Handlungssprache lässt sich auf die charakteristische Gestaltung der Texte der Gebrauchsanweisungen und auf das Streben nach Beseitigung von Redundanzen zurückführen.

Das Verhältnis der Parataxe und Hypotaxe ist auf den einzelnen Ebenen unterschiedlich. In der technischen Literatur dominieren vor allem Einfachsätze, nach Möslein standen im Jahre 1960 pro 100 Ganzsätze 60,9 Einfachsätze 35,6 Satzgefügen gegenüber, um 1800 war das Verhältnis umgekehrt (vgl. Möslein 1981:307). Beneš (1981:190) hat jedoch Unterschiede in einzelnen Fächern festgestellt. Unsere Ergebnisse auf dem Gebiet der Theoriesprache entsprechen seinen Berechnungen in den Gesellschaftswissenschaften (wie Soziologie, Linguistik), wo mehr Satzgefüge als Einfachsätze zu finden waren (vgl. Beneš ebd.). Auf der Ebene der Vermittlungssprache ist das Verhältnis Parataxe-Hypotaxe ausgewogen. Dies würde auf wenig Informationskomprimierung hindeuten, die Ebene der Handlungssprache ist hingegen durch einen größeren Anteil von Einfachsätzen gekennzeichnet. Daher wird ein häufigeres Vorkommen komprimierter Strukturen erwartet.

Auf allen Ebenen lassen sich Nebensätze finden. Es dominieren eindeutig attributive Relativsätze, auf der Ebene der Theoriesprache spielen zugleich weiterführende Nebensätze, deren Zunahme nicht eindeutig erklärt wurde, eine beträchtliche Rolle. Kausale, konditionale aber auch konsekutive Verhältnisse werden sehr oft verbal zum Ausdruck gebracht, da deren nominale Entsprechungen mit Präpositionen die oft komplizierten Sachverhalte nur zum Teil wiedergeben können. Eine nicht zu übersehende Rolle spielen zugleich alle möglichen Typen der *dass*-Sätze, die manchmal mit viel Wortmaterial gefüllt werden.

Die weitere Forschung auf dem Gebiet der Informationskondensierung soll zeigen, wie die einzelnen Verhältnisse auf den einzelnen Sprachebenen sprachlich realisiert werden, in welchem Zusammenhang die komprimierten Strukturen zu den expliziten sprachlichen Strukturen stehen, wann die Mittel der Informationskondensierung verwendet werden, wie oft einzelne Mittel vorkommen, wie die Leistung der Nominalgruppen, der Infinitiv- und Partizipialfügungen gegenüber den Nebensätzen ist und welchen Einfluss komprimierte Strukturen auf die Verständlichkeit des Textes ausüben.

Literaturverzeichnis:

- BARZ, Irmhild (2005): Wortbildungskapitel. In: DUDENREDAKTION (Hrsg.): *Duden*. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7. Aufl. Band 4. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- BENEŠ, Eduard (1973): Die sprachliche Kondensation im heutigen deutschen Fachstil. In: MOSER,

- Hugo (Hrsg.): *Linguistische Studien III*. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1. (= Sprache der Gegenwart 23). Düsseldorf, S. 40-50.
- BENEŠ, Eduard (1981): Die formale Struktur der wissenschaftlichen Fachsprachen in syntaktischer Hinsicht. In: BUNGARTEN, Theo (Hrsg.): *Wissenschaftssprache*. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München, S. 185-212.
- BOLTEN, Jürgen (1992): Fachsprache oder Sprachbereich? Empirisch-pragmatische Grundlagen zur Beschreibung der deutschen Wirtschafts-, Medizin- und Rechtssprache. In: BUNGARTEN, Theo (Hrsg.): *Beiträge zur Fachsprachenforschung*. Sprache der Wissenschaft und Technik, Wirtschaft und Rechtswesen. Tostedt, S. 57-72.
- EGGERS, Hans (1973): *Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert*. München.
- von HAHN, Walter (1983): *Fachsprachen*. Entwicklung, linguistische Konzepte, betriebliche Beispiele. Berlin, New York.
- HÖHNE, Steffen (1992): Vorüberlegungen zu einer fachsprachlichen Analytik. Kriterien zur Bestimmung sprachlicher Phänomene im Sprachbereich Wirtschaft. In: BUNGARTEN, Theo (Hrsg.): *Beiträge zur Fachsprachenforschung*. Sprache der Wissenschaft und Technik, Wirtschaft und Rechtswesen. Tostedt, S. 99-118.
- HUNDT, Markus (1995): *Modellbildung in der Wirtschaftssprache*. Zur Geschichte der Institutionen- und Theoriefachsprachen der Wirtschaft. (=Reihe Germanistische Linguistik 150). 1. Aufl. Tübingen.
- LÜHR, Rosemarie (1991): Veränderungen in der Syntax des heutigen Deutsch. In: BESCH, Werner/STEINECKE, Helmut (Hrsg.): *Zeitschrift für deutsche Philologie*. Band 110. Berlin, S. 12-36.
- MARTINET, André (1963): *Éléments de linguistique générale*. 3. Aufl. Paris:
- MOSTÝN, Martin (2007): Nominalstil als Mittel der Informationsverdichtung. Zum Ersatz der Nebensätze durch Nominalphrasen in Kurznachrichten. In: Universität Ostrava, Philosophische Fakultät (Hrsg.): *Studia germanistica 2*. Ostrava, S. 77-86.
- MOSTÝN, Martin (2008): Primäre Präpositionen aus der Perspektive des (Zeitungs-)textes. In: „*Sprache – Deutsch*“. Beiträge des internationalen germanistischen Symposiums Opava/Sambachshof 5.-11.10. 2007. Opava, S. 29-41.
- MÖSLEIN, Kurt (1981): Zur Syntax der Sprache der Technik. In: VON HAHN, Walter (Hrsg.). *Fachsprachen*. (=Wege der Forschung. Bd. 498). Darmstadt, S. 276-319.
- von POLENZ, Peter (1988): *Deutsche Satzsemantik*. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. 2. Aufl. Berlin, New York.
- ROELCKE, Thorsten (1999): *Fachsprachen*. Berlin.
- ULLMER-EHRICH, Veronika (1976): *Zur Syntax und Semantik von Substantivierungen im Deutschen*. 1. Aufl. Kronberg.

Résumé

Kondenzace informace v jazyce ekonomiky (úvod)

Tento článek je koncipován jako úvod k tématu disertační práce ‚Gramatické prostředky zhušťování informace v ekonomických textech‘. Příčiny jazykové kondenzace jsou spojovány s mimojazykovou skutečností. V úvodu článku je zmíněna heterogenita pojmu ‚Wirtschaft‘ a nutnost určité klasifikace. V další části je představen analyzovaný korpus

na základě navrhované typologie odborného jazyka ekonomie a související pracovní hypotézy. Poslední část tvoří analýza větné struktury daných textů (průměrná délka věty a souvětí, hypotaxe-parataxe).

Summary

Condensation of information in economic texts (Introduction)

This article is conceived as an introduction to the doctoral dissertation entitled “Grammatical means of condensing information in economic texts”. The causes of linguistic condensation are linked with extralinguistic reality. The first part of the paper discusses the heterogeneity of the term ‘economic’ and the need for classification. The author then presents the analyzed corpus on the basis of the proposed typology of language used in economic texts, and introduces related working hypotheses. The final part of the article consists of an analysis of the sentence structure of the texts (average sentence and clause length, hypotaxis – parataxis).

Die heutige Tagespresse und ihre Textsorten

Teil II

Gabriela RYKALOVÁ

1. Einführung

Wie im ersten Teil dieses Beitrags (siehe Rykalová 2007) bereits beschrieben wurde, werden in zahlreichen Handbüchern für Journalisten Regeln für die Gestaltung von journalistischen Texten beschrieben und es wird angegeben, welche visuelle und stilistische Form sie als Vertreter bestimmter journalistischer Textsorten haben sollten. Wie sehen aber die einzelnen journalistischen Textsorten in der modernen Presse tatsächlich aus? Sind nicht einige von den die journalistische Theorie beschreibenden Büchern längst veraltet? Um festzustellen, über welche Makro- und Mikrostruktur die einzelnen Textsorten verfügen und welche visuelle Form sie haben, habe ich eine Zeitungsanalyse durchgeführt. Im Mittelpunkt meines Interesses standen journalistische Textsorten, wie sie in der deutschen und österreichischen Tagespresse präsentiert werden. Für die Analyse wurden österreichische und deutsche Tageszeitungen gewählt: Die Qualitätszeitungen – ‚F.A.Z.‘, ‚Süddeutsche Zeitung‘, ‚Der Standard‘, ‚Die Presse‘ und die Boulevardzeitungen – ‚Bild‘ und ‚Kronen-Zeitung‘.

Nach dem Kriterium Funktion werden journalistische Textsorten in beschreibende, kommentierende, verweisende und unterhaltende Texte eingeteilt (vgl. Bucher 1986, Bucher 1998, Gruber 1991)

In dem ersten Teil des Beitrags (siehe Rykalová 2007) wurden die einzelnen **beschreibenden Textsorten**, abgesehen davon, wie sie in der journalistischen Sekundärliteratur beschrieben werden, charakterisiert. Es wurden die tatsächlichen Eigenschaften der in den analysierten Zeitungen gefundenen Texte beschrieben und es wurde auf ihre charakteristischen Merkmale aufmerksam gemacht. Ein Teil des Beitrags wurde auch den **bildjournalistischen Darstellungsformen** gewidmet. Im vorliegenden zweiten Teil wird die Aufmerksamkeit auf die kommentierenden und die verweisenden Textsorten gerichtet.

2. Kommentierende Textsorten

Kommentierende Textsorten präsentieren Meinungen und Interpretationen eines Journalisten oder der ganzen Redaktion, eines Fachexperten, eines Prominenten u.a. Sie können Ereignisse oder andere Texte kommentieren. In der Zeitung können kommentierende Texte in allen Rubriken vorkommen. Bei der Analyse wurde nach drei Textsorten gesucht.

2.1 Textsorte Kommentar

Kommentare beziehen sich meist auf aktuelle Geschehen. Sie beziehen sich auf Informationen, die entweder allgemein bekannt sind oder in der Zeitung in Form einer

beschreibenden Textsorte präsentiert wurden. Sie rechnen mit einem bestimmten „Vorwissen“ des Rezipienten.

In seriösen Zeitungen wird darauf geachtet, dass kommentierende Texte von beschreibenden zu unterscheiden sind. In der ‚F.A.Z.‘ sind die Kommentare (auf der Titelseite die Leitglossen) beispielsweise durch eine Linie von anderen Texten getrennt, außerdem verfügen sie über eine andere Schriftart im Titel. In der ‚Süddeutschen Zeitung‘ ist der Kommentar auf der Titelseite mit einer Umrahmung versehen. Im Zeitungsinnen sind die kommentierenden Texte aber nicht immer auf den ersten Blick erkennbar.

In den Zeitungen kann man Kommentare von Redakteuren und Gastautoren in allen Ressorts finden. Auf einigen Seiten haben sie allerdings ihren festen Platz. So gehören beispielsweise die letzten zwei rechten Spalten der Titelseite in ‚F.A.Z.‘ zwei Leitartikeln. In der ‚Süddeutschen Zeitung‘ gehört den Kommentaren die „Meinungsseite“ usw.

Der Kommentar wird beispielhaft an einer Kolumne aus der ‚Kronen Zeitung‘ dargestellt. Dieser bezieht sich auf die Währungsreform, auf ein Thema, das nicht nur für die Österreicher aktuell ist. Obwohl die Autorin nicht direkt sagt, dass sie diese Reform als negativ empfindet, ist das aus vielen wertenden Formulierungen zu erkennen. Zuerst beschreibt sie ihre Enttäuschung, da sie ursprünglich gegenüber dieser neuen Situation optimistisch eingestellt war:

*... hat sich mein naives Gemüt geweigert...
... über den Teuro zu schreiben...
... ich wollte es nicht so genau wahrhaben...
... Den Braten hätte ich schon in den beiden ersten Jännerwochen riechen müssen...
(Kronen-Zeitung, 24.6.2002, S. 22)*

Dann zählt die Autorin Argumente auf, warum sie den Euro zum „Teuro“ umbenannt hat:

*...Eine Tüte 20 Schilling...und ab 10. satte, heiße 2 Euro...
...Ach ja, das macht...im kleinen Euroland 27,52 Schilling...
...Es ist recht günstig: 2,90 Euro. Zu Hause entdeckt sie das alte Preisschild: 29 Schilling... (ebd.)*

In diesem Kommentar sind viele Formulierungen nachzuweisen, die auch für andere Kommentare charakteristisch sind. Neben den schon erwähnten wertenden Ausdrücken sind es z.B.

- aktuelle Wortschöpfungen wie:

Euroleben, Sparefrohesinnung, Autowaschundputzfeiber, Zehn-zu-eins-Umrechnerei u.a.,

- expressive Ausdrücke, die einer Wertung dienen:

satte, heiße 2 Euro, eine Protesthaltung niederbügeln, stolze 13,7603 auf die Budel legen,

- typisch sind auch Wortspiele: *Euro – Teuro,*

- Redewendungen: *sich im Grab umdrehen,*

- oder ihre Paraphrasen:

Ich will das nicht auch noch schwarz auf grau auf dem Display stehen haben.

In vielen Kommentaren finden sich unvollständige Satzkonstruktionen. Im untersuchten Text z.B. eine Ellipse: *Im Hildegardladen kauft meine Älteste Badesalz.* oder eine

grammatisch unkorrekte Konstruktion: *Soll heißen:....* Vor allem bei der Redewiedergabe können auch Umgangssprache oder Dialekte vorkommen: *Des mit de Zents, des spüt's net bei mir!* usw. (Kronen-Zeitung, 24. 6. 2002, S. 22)

Nach den analysierten Kommentaren kann man ihre wichtigsten stilistischen Merkmale wie folgt zusammenfassen:

1. In Kommentaren werden Meinungen und Einstellungen zum Ausdruck gebracht, Stellungen erklärt und bewertet.
2. Die personale Perspektive kann in der 1. oder in der 3. Person sein.
3. Kommentare sind meistens im Präsens geschrieben, da sie sich auf Aktuelles beziehen.
4. Meinungen werden direkt durch wertende Adjektive oder indirekt durch Metaphern und Metonymien, expressive Wörter, leicht ironische Wendungen ausgedrückt.
5. Für die Argumentation werden auch rhetorische Figuren wie Anapher, Aufzählungen u.a. verwendet.
6. Häufig kommen auch umgangssprachliche oder dialektale Wendungen, vor allem in der Redewiedergabe, vor.
7. Charakteristisch sind auch unvollständige Sätze und andere syntaktische Anomalien.

2.2 Textsorte Glosse

In den untersuchten Zeitungen haben Glossen eine besondere Markierung. Sie sind in jeder Rubrik und in jeder Zeitung anders, man kann aber sofort einen kommentierenden, meinungsbetonten Text erkennen. In den analysierten Zeitungen befinden sich die meisten Glossen in den Ressorts *Feuilleton* und *Sport*, die wenigsten in den Ressorts *Wirtschaft* und *Finanzen*. Von allen journalistischen Textsorten sind Glossen in den Zeitungen am wenigsten vertreten.

Eine Glosse bezieht sich nicht unbedingt auf etwas „brennend“ Aktuelles, kann aber Aktuelles ansprechen. Glossen sind durch zugespitzte Ausdrucksweise, Übertreibungen, Ironie usw. charakterisiert. Ein schönes Beispiel ist eine Glosse im Ressort Sport aus der ‚Süddeutschen Zeitung‘:

Die ersten Zeilen könnten Ausrufe des Trainers der deutschen Fußballmannschaft sein. Nur, dass hier sehr übertrieben wird:

Anwesenheit., Luft., Munter wirken., Luft holen.

(Süddeutsche Zeitung, 26.6.2002, S. 16)

Zu finden sind auch ironische Kommentare wie:

Korea jetzt von rechts nach links. Und zurück.

Wer jetzt einschläft, ist verloren.

Für die 2. Halbzeit überlegt sich Adam ein anderes Konzept. usw. (ebd.)

Auch Wortspiele kommen in dieser Glosse oft vor, z.B:

Klose vorne lose und in der 70. raus.

Als würde der Fußball sagen, „ich verwarne Ihnen!“ Als würde Deutschland antworten, „ich danke Sie!“ Nee, Kinders, es wird langsam kritisch. (ebd.)

Wie es bei Glossen üblich ist, endet auch diese mit einer Pointe:

Deutschland alaaf! Adam gratuliert. Im Überschwang. (ebd.)

Die wichtigsten stilistischen Merkmale einer Glosse können wie folgt zusammengefasst werden:

1. Eine Glosse ist meinungsbetont. Es werden Meinungen und Stellungnahmen präsentiert.
2. Es werden wertende Ausdrücke verwendet.
3. Eine Glosse hat stark subjektiven Charakter.
4. Glossen sind durch einen humoristischen, ironischen, salopp-unterhaltenden Ton charakteristisch. Zu betonen sind Wortwitze und Ironie.
5. In einer Glosse werden verschiedene Stilebenen vermischt.
6. Typisch sind Paraphrasen, Metaphern, doppeldeutige Ausdrücke, Wortspiele u.a.
7. Eine Glosse endet meistens mit einer Pointe.

2.3 Textsorte Rezension

Rezensionen werden vor allem im Feuilletonteil einer Zeitung platziert. Es geht vor allem um:

1) Buchrezensionen

Buchrezensionen sind am häufigsten vertreten. In der ‚Süddeutschen Zeitung‘ und auch in der ‚F.A.Z.‘ findet man sie in der Rubrik ‚Literatur‘, in der ‚F.A.Z.‘ auch in der Rubrik ‚Sachbücher‘ und sogar im Wirtschaftsteil, in der Rubrik ‚Wirtschaftsbücher‘.

2) Filmrezensionen

Sie sind vor allem in den Rubriken ‚Kultur‘ und ‚Medien‘ zu finden. Andere gefundene Rezensionstypen sind z.B.:

3) Rezensionen über Theatervorstellungen

4) Rezensionen über Konzerte

5) Rezensionen über Radiosendungen

Rezensionen sind von anderen meinungsbetonten Textsorten aufgrund der in ihnen behandelten Themen leicht zu unterscheiden. Sie besprechen ein neues Buch, eine Theatervorstellung, eine Ausstellung u.ä. Vor allem sind Buchrezensionen ihrer Makrostruktur nach auf den ersten Blick zu erkennen. Das erste kennzeichnende Merkmal sind die performativen Rubrikbezeichnungen: ‚Literatur‘, ‚Politische Bücher‘. Das zweite Merkmal sind genaue Angaben über das Buch nach oder vor der Rezension:

Martin Z. Schröder: "Allgemeine Geschäftsbedingungen". Alexander Fest Verlag, Berlin 2002. 304 S., geb., 17,90 E.

Der dritte Hinweis auf eine Rezension findet sich oft im Titel:

*Wenn die Sonne die Erde umgreift
Heiliger Lukács! Martin Z. Schröders Debütroman*
(F.A.Z., 24.6.2002, S. 42)

Buchrezensionen in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ sind sehr ähnlich aufgebaut. Was die Mikrostruktur der Texte angeht, sind in Rezensionen viele wertende Formulierungen nachzuweisen. Ein schönes Beispiel ist eine Konzertrezension in der ‚F.A.Z.‘:

*...das hätte genauso gut von jemand anderem sein können als von dem kleinen Dicken, der im grauen Anzug erschienen war, mit Sonnenbrille und Angeberhut.
Dass er nicht singt, sondern etwas anderes tut, ...
... aber etwa jedes zweite Lied ist gut, das eine oder andere sogar sehr gut.
Ray Charles war in dem Alter live besser.
(F.A.Z., 24.6.2002, S. 43)*

Viele Buchrezensionen sind nach einem ähnlichen Muster aufgebaut, was auch in der Rezension in der ‚F.A.Z.‘ zu sehen ist. Zuerst wird die Handlung des Buches beschrieben und die Hauptpersonen werden vorgestellt, dann folgt die wertende Passage, welche die Schwächen und Stärken des Buches beschreibt. In dieser Buchrezension findet man typische Formulierungen wie:

*In vier Kapiteln erzählt Schröder von...
...zeigt das Kurze Schlusskapitel.
... knüpft an die Dokumentarliteratur der siebziger Jahre an ...
Viele Figuren werden umständlich beschrieben, ... u.a.
(F.A.Z., 24.6. 2002, S.42)*

Die meisten Rezensionen in der ‚F.A.Z.‘ und in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ sind in hohem Stil geschrieben und meistens von literarischer Qualität. Rezensionen dieser Art wurden in der Untersuchungszeit in der Boulevardpresse nicht gefunden. In der ‚Bild‘ ist keine Rezension vorhanden, in der ‚Kronen-Zeitung‘ gibt es nur wenige.

2.4 Textsorte Interview

Die Analyse hat gezeigt, dass auch einige Interviews eine kommentierende Funktion haben. Das Interview ist ein Gespräch. In der Zeitung findet es sich in Form eines gedruckten Textes, der als Resultat einer sprachlichen Tätigkeit in mehr oder weniger geänderter Form veröffentlicht wurde.

Im Rahmen der Analyse wurden alle gefundenen Interviews untersucht und es hat sich gezeigt, dass man zwei Typen unterscheiden muss:

- 1) das beschreibende Interview (Sachinterview)
 - 2) das kommentierende Interview (Meinungsinterview)
- (vgl. Lüger 1995)

1) Sachinterview

Das Sachinterview wurde im ersten Teil dieses Beitrags näher beschrieben (siehe Rykalová 2007).

2) Meinungsinterview

Bei einem Meinungsinterview wird nach der Meinung der befragten Person(en) gefragt. Dadurch, dass diese Person in den Antworten ihre Meinung äußert und/oder eine Situation kommentiert, wird diese Art des Interviews den kommentierenden Texten zugeordnet. Bei der Analyse wurde festgestellt, dass Meinungsinterviews gegenüber Sachinterviews in allen analysierten Tageszeitungen überwiegen.

Die wichtigsten stilistischen Eigenschaften eines Interviews zusammengefasst:

a) Meinungsinterview

1. In einem Meinungsinterview wird nicht nur mitgeteilt und beschrieben, sondern auch kommentiert, bewertet und Meinung geäußert.
2. Ein Meinungsinterview kann seriös, ernsthaft und sachbezogen oder auch humoristisch aufgelockert formuliert sein.
3. Die personale Perspektive ist meistens in der 1. Person.
4. Da es um einen Dialog geht, sind für ein Interview auch Anreden typisch - *Herr Meyer, Sie* oder *Du*.
5. Charakteristisch für einen Dialog sind kürzere und syntaktisch anormale Sätze, wie z.B. Ellipsen oder Ausklammerungen.
6. Da es um Dialoge geht, findet man in Interviews typische Merkmale der gesprochenen Sprache wie Füllwörter, Parenthesen, umgangssprachliche und dialektische Elemente u.a.
7. Vor allem in einem Meinungsinterview sind expressive, aber auch humorvolle oder sogar ironische Formulierungen nachzuweisen.

Es wurden vier Varianten von dialogischen Texten untersucht, die in der vorliegenden Analyse als Meinungsinterview bezeichnet werden:

1) Interview

Bei einem Interview im engeren Sinne wird eine bestimmte Person von einem Journalisten befragt. Der Journalist stellt eine ganze Reihe von Fragen, auf die ein und dieselbe Person antwortet.

2) Debatte

An einem Gespräch, das in der Zeitung abgedruckt ist, nehmen mehrere Personen teil. Ein Journalist stellt Fragen, die Befragten antworten abwechselnd oder reagieren auf die Antwort eines anderen Gesprächspartners.

3) Umfrage

Mehreren Personen wird die gleiche Frage gestellt. Man geht davon aus, dass den Leser verschiedene Meinungen zu einem Thema interessieren.

4) Frage-Antwort-Text

Es geht um eine sehr kurze Form des Interviews. Der interviewten Person wird nur eine Frage gestellt, die sie im Text kurz oder ausführlicher beantwortet.

2.5 Andere kommentierende Textsorten

2.5.1 Leserbriefe (Kommentare der Leser)

Leserbriefe sind in keiner analysierten Zeitung beliebig verstreut, sie haben meistens ihren festen Platz. In der ‚F.A.Z.‘ ist es die Rubrik ‚Briefe an die Herausgeber‘, in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ ‚Leserbriefe‘, im ‚Standard‘ ‚Leser‘, in der ‚Bild‘ die Rubrik ‚Leser schreiben in Bild‘ usw. Ihr Design ist aber in jeder Zeitung unterschiedlich. Sie können mit einem Titel versehen sein oder ohne Titel auftreten, sie sind nebeneinander oder untereinander platziert, sie sind allerdings immer von anderen Texten durch eine Linie abgetrennt. Charakteristisch sind sie durch ihren Anfang:

Pädagogischer Sündenfall

Zum Bericht „Buhlmann: Es gibt keine Sieger und Verlierer“ (F.A.Z. vom 25. Juni):

(F.A.Z. 29.6.2002, S. 9)

Schuld sind die anderen

In Bayern lesen die Schüler zum Vergnügen / SZ vom 24. Juni

(Süddeutsche Zeitung, 26.6.2002, S. 44)

Ironie deplatziert

Betrifft: "Umweltexport und hausmüllinterner Streit" Der Standard, 18.6. 2002

(Der Standard, 28.6. 2002, S.35)

Da in Leserbriefen Meinungen der Leser geäußert werden, können Leserbriefe zur Textsorte Kommentar gerechnet werden. Es handelt sich eigentlich um Kommentare der Zeitungsläser. In ihren Briefen kommentieren sie abgedruckte Artikel, vor allem wenn sie mit der geäußerten Meinung nicht einverstanden sind. Da Leserbriefe nicht zu rein journalistischen Textsorten gehören, werden sie „anderen kommentierenden Textsorten“ zugeordnet.

2.5.2 Textsorte Zitate

Zitate, wie schon beschrieben, können eine beschreibende, kommentierende oder unterhaltende Funktion haben. Alle drei Typen wurden bereits im ersten Teil dieses Beitrags charakterisiert.

3. Verweisende Textsorten

Verweisende Texte dienen einer besseren Orientierung in der Zeitung. Sie erfüllen die Funktion eines Inhaltskastens, haben aber auch andere Aufgaben – sie sollen den Leser neugierig machen, viel versprechend wirken und vor allem auf einen Artikel im Zeitungsinnen aufmerksam machen.

Verweistexte findet man in allen analysierten Zeitungen. Sie befinden sich immer auf der Titelseite und oft am Anfang eines selbständigen Ressorts in einem Inhaltskasten am linken oder rechten Rand untereinander gereiht, im unteren Teil der Seite nebeneinander gereiht oder in einer breiten Zeile über oder unter dem Zeitungstitel. Nachzuweisen sind verschiedene Varianten von Verweistexten.

3.1 Überschriften-Ankündigungen

Sie bestehen:

- a) aus einem oder mehreren Sätzen, die als Titel (und Untertitel) auftreten und die die gleichen Aufgaben erfüllen wie der Artikeltitel, auf den sie verweisen, mit dem sie aber nicht identisch sind.

Wer wie Rudi Völler den einfachen Erkenntnissen seines Lebens vertraut, muss anderen nichts mehr beweisen. 10

(F.A.Z., 29. 6. 2002, S.1)

- b) aus einem oder mehreren Sätzen und gleichzeitig einem Bild

PREISWERT (Abbildung einer Briefmarke)

Nicht nur für Liebhaber:

Briefmarken als Geldanlage, Seite 47

(F.A.Z., 30. 6. 2002, S. 41)

3.2 Problemanreißer

Sie bestehen aus einer Frage:

Ein ungleiches Duell?

Die Chancen der Deutschen, Seite 13

(F.A.Z., 30. 6. 2002, S. 1)

3.3 Meldungsanreißer

Sie bilden eine ganz kurze Meldung, die einen längeren Text im Zeitungsinnen ankündigt.

Terror-Drohung gegen Love-Parade

***Im Auftrag von bin Laden plant ein Terrorkommando
einen Anschlag auf die Berliner Love-Parade Seite 2.***

(Bild, 25. 6. 2002, S. 1)

Meldungsanreißer sind eigentlich kurze Meldungen und könnten auch der Textsorte Meldungen zugeordnet werden. Da sie aber eine verweisende Funktion haben, werden sie in dieser Analyse als Verweistexte bezeichnet. Ein wichtiges unterscheidendes Merkmal ist der Verweis auf eine andere Seite im Zeitungsinnen unter dem Text.

Eine besondere Gruppe von verweisenden Texten findet sich in der ‚Bild-Zeitung‘ und in der ‚Süddeutschen Zeitung‘. Es handelt sich um Verweistexte, die auf die eigenen Internet-Seiten verweisen: „Heute bei www.“ (Bild, 24.6.2002, S. 1) und „sueddeutsche.de“ (Süddeutsche Zeitung, 24. 6. 2002, S. 1).

Einen verweisenden Charakter haben auch Hinweise unter einigen Meldungen und Nachrichten auf der Titelseite. Die Seitenangaben in Klammern verweisen auf Texte im Zeitungsinnen, die über das gleiche Thema berichten oder mit dem besprochenen Thema zusammenhängen, wie z.B.: (*Fortsetzung Seite 2, siehe Seiten 3 und 12.*)

4. Unterhaltende Textsorten

Neben den beschreibenden, kommentierenden und verweisenden sind in der Tagespresse auch unterhaltende Textsorten zu finden. Es handelt sich um nicht-journalistische Texte, wie z.B. **Roman auszüge, Lieder, Witze, Rätsel, Horoskope**. Diese Texttypen wurden nicht näher analysiert, es wurde aber untersucht, in welchem Maße sie in verschiedenen Zeitungstypen vertreten sind.

5. Schlussfolgerung

Die heutigen Zeitungen bestehen nicht mehr nur aus reinen Nachrichten, ihre Funktion ist längst nicht mehr nur zu informieren. Sie helfen, die öffentliche Meinung zu bilden, bieten Leserservice an und haben auch unterhaltende Funktion – Zeitungen sind multifunktionell.

Obwohl die ursprünglich informierende Funktion immer an erster Stelle steht, treten auch andere in den Vordergrund. Die verweisende Funktion hängt mit der großen Informationsmenge, die in Zeitungen präsentiert wird, zusammen. Diese besitzen Texte, die dem Leser als Orientierungshilfe dienen sollen.

In den untersuchten Tageszeitungen gibt es drei nachweisbare kommentierende Textsorten: Kommentar, Glosse, Rezension.

Von anderen meinungsbetonten (kommentierenden) Textsorten in der Tagespresse, die nicht als reine journalistische Texte bezeichnet werden können, wurden zwei gefunden: Leserbrief und Zitat.

In der Qualitätspresse überwiegen Kommentare, die oft ihren festen Platz haben und meistens optisch von anderen Texten abgetrennt sind. In der Boulevardpresse ist das nicht immer so. Zu finden sind Texte, die den makrostrukturellen Merkmalen nach zur Textsorte Bericht gehören würden, nach den stilistischen Merkmalen aber zur Textsorte Kommentar.

In der Boulevardpresse dominieren „Andere Textsorten“. Es handelt sich vor allem um kommentierte Zitate bekannter Persönlichkeiten oder von Leuten auf der Straße. Auf diese Art werden einerseits präsentierte Meinungen durch Authentizität unterstützt, andererseits wirkt die Präsentation der Meinung dank direkter Rede authentischer und überzeugender.

In den untersuchten Tageszeitungen gibt es drei nachweisbare verweisende Textsorten: Überschriften-Ankündigung, Problemanreißer und Meldungsanreißer.

Unterhaltende Texte sind, vergleicht man die drei analysierten Zeitungstypen, am häufigsten in der Boulevardpresse vertreten. Das hängt mit der Tatsache zusammen, dass die Funktion „unterhalten“ in der Boulevardpresse immer mehr in den Vordergrund tritt. Die unterhaltende Funktion ist auch bei den beschreibenden und kommentierenden Textsorten deutlich zu spüren. „Beschreiben“ und „kommentieren“ sind bei diesen Texten die primären Funktionen. Die sekundäre Funktion ist „unterhalten“.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

Der Standard 24. 6. 2002 – 29. 6. 2002

Die Presse 24. 6. 2002 – 29. 6. 2002

Kronen-Zeitung 24. 6. 2002 – 30. 6. 2002

Frankfurter Allgemeine Zeitung 24. 6. 2002 – 30. 6. 2002

Süddeutsche Zeitung 24. 6. 2002 – 29. 6. 2002

Bild 24. 6. 2002 – 30. 6. 2002

Sekundärliteratur:

BRAND, Peter/SCHULZE, Volker (Hrsg.) (1997): *Die Zeitung*. Hahner Verlagsgesellschaft.

BUCHER, Hans-Jürgen (1986): *Pressekommunikation*. Grundstrukturen einer öffentlichen Form der Kommunikation aus linguistischer Sicht. Tübingen.

BUCHER, Hans-Jürgen: Vom Textdesign zum Hypertext. In: HOLLY, Werner/BIERE, Bernd Ulrich

- (Hrsg.) (1998): *Medien im Wandel*. Opladen; Wiesbaden.
- GRUBER, Helmut (1991): *Antisemitismus im Mediendiskurs*. Die Affäre „Waldheim“ in der Tagespresse. Wiesbaden.
- KURZ, Josef/MÜLLER, Daniel/PÖTSCHKE, Joachim/PÖTTKER, Horst (2000): *Stilistik für Journalisten*. Wiesbaden.
- LÜGER, Heinz-Helmut (1995): *Pressesprache*. Germanistische Arbeitshefte, Band 28. Tübingen.
- MAST, Claudia (Hrsg.) (1998): *ABC des Journalismus: ein Leitfaden für die Redaktionsarbeit*. UVK Medien.
- NOELLE-NEUMANN, Elisabeth/SCHULZ, Winfried/WILKE, Jürgen (1994): *Fischer Lexikon. Publizistik. Massenkommunikation*. Frankfurt am Main.
- RYKALOVÁ, Gabriela. (2007): Die heutige Tagespresse und ihre Textsorten. Teil I. In: Ostravská univerzita v Ostravě (Hrsg.): *Studia germanistica. Nr. 2*. Ostrava.

Résumé

Současný denní tisk a jeho textové druhy. Část druhá

Mluvíme-li o textových durzích denního tisku, myslíme na konkrétní texty v novinách, které označujeme jako zpráva, komentář, reportáž atd. V různých příručkách pro novináře je popisováno, jakou mají mít jednotlivé příspěvky, a to v souvislosti s textovým druhem, který zastupují, grafickou úpravu a jakým stylem mají být napsány. Protože ale ne vždy teorie odpovídá praxi, jsou v tomto článku charakterizovány skutečné vlastnosti jednotlivých žurnalistických žánrů, a to na základě provedené analýzy vybraných německých a rakouských novin. V první části příspěvku (viz. Rykalová 2007) byly charakterizovány jednotlivé textové druhy s funkcí informovat. V následujícím druhém dílu je pozornost věnována textům s funkcí komentovat a textům s funkcí odkazovat.

Summary

On speaking about newspaper text types we mean concrete texts in newspapers which are referred to as news reports, commentaries, stories etc. A number of handbooks serve to instruct journalists on what kind of layout and style they should employ when producing their texts with respect to the particular text type in question. As theory does not always correspond with practice, the article describes the actual characteristic features of the respective journalistic genres based on an analysis of selected German and Austrian newspapers. The first part of the paper (see Rykalová 2007) characterised the particular text types with an informative function. The next part pays attention to text types whose function it is to commentate as well as to text types with a referential function.

Sprache determiniert Denken!

Das Prinzip der Linguistischen Relativität am Beispiel des Raumbegriffes

Tino SCHADE

1. Einleitung

„Der Raum ist auch ein Ordnungsprinzip, indem er alles messbar und wägbarmacht.“ (Braun 1996:10) Diese Aussage entspricht der Raumauffassung Kants, wonach Raum und Zeit Kategorien des menschlichen Verstandes sind. Folgen wir dieser Auffassung, kann dies bedeuten, dass die Sprache nicht die (räumlichen und zeitlichen) Gegebenheiten, wie sie uns die Natur zur Verfügung stellt, abbildet, sondern dass unsere Auffassung von dem, was wir als Raum begreifen, ein Konstrukt unseres Verstandes und somit unserer Sprache ist. Die gerade vorgenommene Gleichsetzung von Sprache und Verstand basiert auf dem Prinzip der *Linguistischen Relativität* (vgl. Whorf 2003:12). Dieses Prinzip wurde von dem Sprachphilosophen Benjamin Lee Whorf entwickelt und soll die theoretische Basis dieser Arbeit sein. Der Versuch, eine Synthese von philosophischer Raumdefinition nach Kant und physikalischer Realität nach Einstein herzustellen und daraus eine linguistische Raumauffassung abzuleiten, wird scheitern. Dennoch wird dieser Versuch in dieser Arbeit unternommen, da sich daraus einige Erkenntnisse gewinnen lassen. Des Weiteren wird sich die indoeuropäische Definition von Raum als eine – wie schon von Kant herausgearbeitet – „Anschauung a priori“ (Jammer 1960:153) erweisen. Um dies näher zu beleuchten, befassen sich folgende Kapitel mit dem Raumbegriff Kants sowie der Relativitätstheorie Albert Einsteins – welche hier als physikalische Realität angenommen wird –, um diese so gegenüberzustellen und die grundlegenden Unterschiede zwischen diesen Auffassungen herauszuarbeiten. Dann soll erörtert werden, warum im indoeuropäischen Sprachraum sprachlich nicht die physikalische Realität der Beschaffenheit des Raumes abgebildet wird, man sich stattdessen Kategorien bedient, die nach Kant *apriorisch* sind und also nicht auf Erfahrungen beruhen. Diese These soll in den ersten Kapiteln erst einmal als gegeben angenommen werden, bevor sie später bewiesen wird. Dazu wird Whorf hinzugezogen werden. Die explizite Betonung, dass die Gültigkeit dieser Aussagen nur für die indoeuropäische Sprachfamilie Bestand hat, erklärt sich aus der Tatsache, dass es in anderen Sprachen/Sprachfamilien Raum- und Zeitauffassungen gibt, welche anders als in der Indoeuropäischen nicht der Auffassung Kants und Newtons, sondern eher der Auffassung, welche durch die Relativitätstheorie Einsteins vertreten wird, entsprechen.

2. Kant und Newton – Relative Räume als Maß des absoluten Raumes

2.1 Kants kritischer und naturwissenschaftlicher Raumbegriff

Wie bereits einleitend erwähnt, betrachtet Kant den Raum als eine ‚Anschauung a priori‘. Raum und Zeit sind notwendige Vorstellungen, die allen äußeren Anschauungen zu Grunde liegen. Zu dieser Erkenntnis gelangte Kant, da er feststellte, dass man sich niemals eine Vorstellung davon machen kann „daß kein Raum sei“ (Jammer 1960:153). Raum kann auch nicht als Begriff verstanden werden, da ein Begriff von einer unendlichen Zahl von Einzelgegenständen erfüllt werden muss, die unter ihm subsumiert werden (vgl. ebd.). Da dies auf den Raum nicht zutrifft, handelt es sich dabei nicht um einen Begriff, sondern um eine Anschauung (vgl. ebd.). Dies rückt den Raum in den Bereich des *Bewusstseins*. Dieses *Bewusstsein* wird dadurch, dass es mit sich selbst identisch ist, zum *Selbstbewusstsein*. Das *Selbstbewusstsein* ermöglicht nach Kant *analytische Einheit* (vgl. ebd.), da gerade diese Verbindungen von Erscheinungen erst möglich macht. Durch die Möglichkeit der Verknüpfung von Erscheinungen durch das *Selbstbewusstsein*, welches wiederum „mit Sinnlichkeit nichts zu tun hat“ (ebd.), ergibt sich die objektive Gültigkeit durch subjektive Bedingungen des Denkens. Das Denken ist also von den sinnlichen Erfahrungen getrennt, was eine erste Erklärung dafür liefert, warum die Begrifflichkeit *Raum* in ihrem Wesen nicht der physikalischen Realität entspricht.

Um neben der begrifflichen zu einer physischen, naturwissenschaftlichen Vorstellung von Raum zu gelangen, muss der *mathematische Raum* und die *metaphysische Materie* (vgl. Jammer 1960:142) vereinigt werden. Dazu ist es notwendig, den Raum, als eine Beziehung zwischen Substanzen, die sich dank gegenseitiger Kräftewirkung wechselseitig beeinflussen, zu begreifen. Deshalb ist Raumgröße nach Kant „nur ein Maß der Intensität der von der Substanz ausgeübten Wirkkräfte“ (ebd.:143). Dadurch gewinnt der Raum einen relativen Charakter. Um dies zu erläutern schreibt Kant:

„Ich soll niemals sagen: ein Körper ruhet, ohne dazuzusetzen, in Ansehung welcher Dinge er ruhe, und niemals sprechen, er bewege sich, ohne zugleich die Gegenstände zu nennen, in Ansehen deren er seine Beziehung ändert“ (ebd.).

Später ändert Kant aber seine Ansichten zu Gunsten Newtons Anschauung vom *absoluten Raum*. Dies ergibt sich für ihn daraus, dass bestimmte räumliche Begrifflichkeiten – wie etwa Links und Rechts – nicht als die Erscheinung verschiedener Beziehungen erklärt werden können und somit auf ihre Lage im *absoluten Raum* zurückgeführt werden müssen (vgl. ebd.:145). Links und Rechts können nicht vertauscht werden, obwohl rein mathematisch zwischen der Linksausdehnung einer Geraden und deren Rechtsausdehnung kein Unterschied besteht. Dies führt Kant zu der Erkenntnis, dass es „allein unmittelbare Anschauung [ist], die zwischen Links und Rechts unterscheiden lässt, ein Unterschied, der sich nicht begrifflich fassen lässt“ (ebd.:149). Darin sieht Kant unter anderem den Beweis für die Existenz des *absoluten Raumes*. Dies unterstreicht noch einmal Kants Vorstellung vom Raum als apriorische Anschauung, da sich der *absolute Raum*, der als solcher nicht sinnlich wahrnehmbar ist, jetzt als bewiesene Tatsache präsentiert.

2.2 Newtons Modell vom ‚absoluten Raum‘

In der Raumvorstellung Newtons spielen neben Begriffen wie Raum und Zeit auch Begrifflichkeiten wie Kraft und Masse eine entscheidende Rolle. Kraft ist dabei im Sinne

Newtons ein „reales physikalisches Sein“ (Jammer 1960:105) und nicht bloße mathematische Abstraktion. Masse begreift Newton als „das wesentlichste Attribut der Materie“ (ebd.:106) und Materie somit nicht wie Descartes, als gleichzusetzen mit Ausdehnung. Daraus ergibt sich nach Newton der Begriff des *Massepunktes*, der die räumliche Ausdehnung eines Körpers beschreibt. Um Bewegung erfassen zu können, muss der Raum als Korrelat zum *Massepunkt* gefasst werden (ebd.). Dies macht es aber notwendig, den Raum nicht mehr als etwas Sinnliches aufzufassen, sondern als absolute Größe, denn ein relativer Raum brächte relative Masse mit sich. Etwas, das nach Newtons Auffassung nicht gegeben war. Der *absolute Raum* war also „vermöge seiner Natur und ohne Beziehung auf einen äußeren Gegenstand stets gleich und unbeweglich.“ (ebd.). Newton sieht zwar auch einen *relativen Raum*, diesen aber nur als

„ein Maß oder ein beweglicher Teil des Ersteren [des absoluten Raumes], welcher von unseren Sinnen durch seine Lage gegen andere Körper bezeichnet und gewöhnlich für den unbeweglichen Raum genommen wird“ (ebd.).

Damit beschreibt Newton, was ich als Grundlage unserer (der indoeuropäischen) sprachlichen Auffassung von Raum annehmen möchte. Wir betrachten die Lage von Gegenständen relativ zueinander in einem *absoluten Raum*, von den Größen Schwerkraft oder Zeit unbeeinflusst und somit in seiner Beschaffenheit statisch. Relative Räume sind nach Newton aber nur ein Konstrukt unserer sinnlichen Wahrnehmung:

„Aus der Lage und Entfernung der Dinge von einem Körper erklären wir nämlich alle Orte. Hierauf schätzen wir auch alle Bewegungen in Bezug auf bestimmte Orte, insofern wir wahrnehmen, dass die Körper sich von ihnen entfernen. So bedienen wir uns, und nicht unpassend, in menschlichen Dingen statt der absoluten Orte und Bewegungen der relativen“ (Jammer 1960:107).

Der *relative Raum* ist durch seine Abhängigkeit zu einem Bezugskörper wahrnehmbar, weil dieser Körper von unseren Sinnen erfasst werden kann. Ein *absoluter Raum* verfügt hingegen nicht über derlei Eigenschaften. Bis zu diesem Punkt würde die Annahme über *relative Räume* völlig ausreichen, um lokale Beziehungen zwischen verschiedenen Objekten oder Entitäten zu beschreiben. Um die Lage eines Objektes auch ohne Bezugsgrößen bestimmen zu können, sieht Newton die Notwendigkeit des *absoluten Raumes*. Für diesen *absoluten Raum* stellt der *relative Raum* nur ein Maß dar. Dies möchte ich durch das folgende Beispiel verdeutlichen. Das Pult im Hörsaal 5 der Universität Erfurt bewegt sich nicht von seinem angestammten Platz. Es befindet sich also in Ruhe. Diese Ruhe ist aber nicht *absolut* sondern nur *relativ*, da das Pult seine Lage im *absoluten Raum* verändert. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne, deren Bewegung um das Zentrum unserer Galaxie usw., befindet sich das Pult im Hörsaal 5 der Universität Erfurt niemals an ein und demselben Punkt im *absoluten Raum*. Es befindet sich somit in *absoluter Bewegung*.

Für die Linguistik ist die Vorstellung von einem *absoluten Raum* insofern von Belang, als auch Lokalbestimmungen gemacht werden, die sich nicht auf relative Beziehungen zwischen Objekten zurückführen lassen. Beispiel hierfür ist die Ortsbestimmung durch Längen- und Breitengrade. Die Lage des Referenzobjektes wird anhand absoluter Größen bestimmt. Dennoch kann auch in diesem Fall nicht von einem *absoluten Raum* im Sinne Newtons gesprochen werden, da die Erde sich in *absoluter Bewegung* befindet, das System von Längen- bzw. Breitengraden sich also relativ zum *absoluten Raum* bewegt. Da diese Bewegung aber nicht sinnlich wahrnehmbar ist, stellen sich derartige Räume für den Sprecher als absolut dar. Ich erwähne dies, um zu

verdeutlichen, dass sich die linguistische Auffassung dessen, was ein *absoluter Raum* ist, von jener der Physik grundlegend unterscheidet, denn jedes Bezugssystem – also auch Breiten- und Längengrade, Bestimmung durch Himmelsrichtungen, Ortsbestimmung durch Bezugnahme auf feste Fixpunkte etc. – ist für Newton lediglich die Beschreibung eines *relativen* innerhalb des *absoluten Raumes*.

Zusammenfassend soll gesagt werden, dass zu unterscheiden ist, zwischen dem, was in der Linguistik unter einem *absoluten Raum* verstanden wird und dem, was die Physik darunter versteht. Der *absolute Raum* ist sinnlich nicht wahrnehmbar und wird deshalb auch sprachlich nicht realisiert (so die nicht relativistische Auffassung, wie sie etwa durch Herder vertreten wird). Das, was in der Linguistik als absolute Beschreibung von Raum und Lage bezeichnet wird, entspricht nicht der Auffassung der Physik vom *absoluten Raum*. Als *absolut* werden in der Linguistik jene Bestimmungen bezeichnet, die in Abhängigkeit vom Betrachter oder einem Fixpunkt konstruieren und ohne weitere Bezugsobjekte auskommen. Eine Ortsbestimmung im *absoluten Raum* nach Newton lässt aber jede Entität, die nicht das Referenzobjekt oder der Raum selbst ist, außen vor. Die indoeuropäische Sprachgemeinschaft bezieht sich also niemals auf *absolute Räume* sondern immer nur auf *relative Räume* innerhalb eines *absoluten Raumes*. Kant hat festgestellt, dass sich die Unveränderlichkeit von Links und Rechts nur durch die Wahrnehmung eines absoluten Raumes erklären lässt. Beweis oder Widerlegung dieser These lassen sich aber nicht mehr in der Physik Newtons finden, sondern in der Arbeit des Sprachphilosophen Benjamin Lee Whorf und seiner These von der linguistischen Relativität.

3. Denken – Sprache – Wirklichkeit: Das linguistische Relativitätsprinzip

3.1 Kritik an der ‚natürlichen Logik‘

Zu Beginn dieses Kapitels ist es notwendig, einen Terminus einzuführen, den Whorf als die Grundlage jeder nicht linguistisch–relativistischen Auffassung der Welt sieht. Um jegliches Denken, das nicht auf seinem Prinzip der *linguistischen Relativität* beruht, zusammenzufassen, schafft Whorf den Terminus *natürliche Logik*, welchen er als Synonym für ‚gesunden Menschenverstand‘ verstanden wissen möchte (vgl. Whorf 2003:7). Nach der *natürlichen Logik* ist Sprechen lediglich ein Vorgang, der Gedanken weitergibt nicht aber formuliert (vgl. ebd.). Beim Sprechen wird also nur ausgedrückt, was unsprachlich bereits formuliert war. Die Formulierung ist dabei das Denken, welches von der Natur der einzelnen Sprachen unbeeinflusst ist, da diese lediglich der Weitergabe des Formulierten dienen. Das Denken ist also das Ergebnis des Verstandes und das Sprechen einzig die verbalisierte Weitergabe der Ergebnisse dieses Denkens. Das bedeutet, dass alle Verstandeskkräfte für alle Subjekte von gleicher Beschaffenheit sind (vgl. ebd.). Auf unser Thema angewandt bedeutet dies, dass sich Raum und Zeit für jeden Sprecher gleich konstruieren müssten, da die Systeme, welche diese Größen konstruieren, auf den gleichen Gesetzen und Kausalitäten beruhen. Dieser Auffassung von Denken unterstellt Whorf zwei Fehler. Zum einen, so Whorf, sieht die *natürliche Logik* nicht

„dass die Sprachphänomene weiterhin einen Hintergrundcharakter haben und mithin außerhalb seines [des Sprechers] kritischen Bewusstseins und seiner Kontrolle bleiben. Spricht daher jemand gemäß seiner natürlichen Logik über Vernunft, Logik und die

Gesetze des richtigen Denkens, so wird er leicht den grammatikalischen Gegebenheiten folgen, die in seiner eigenen Sprache oder Sprachfamilie einen Hintergrundcharakter haben, die aber keineswegs in allen Sprachen gelten oder gar ein allgemeines Substrat der Vernunft überhaupt sind“ (Whorf 2003:8).

Zum anderen wirft er der *natürlichen Logik* vor, die Übereinstimmung über einen Gegenstand, die mithilfe einer Sprache erreicht wird, mit dem Wissen um den linguistischen Prozess, durch den diese Übereinstimmung zustande kommt, zu verwechseln. Wenn zwei Sprecher sich völlig verstehen, nehmen diese nach ihrer *natürlichen Logik* an, dass sie auch wissen, warum sie sich verstehen. Diese Annahme geschieht aber ohne Wissen um die abgelaufenen linguistischen Prozesse, da diese unterbewusster Hintergrund der Sprecher sind. Nach Whorf ist dies die *Provinz des Grammatikers* (vgl. ebd.:10). Diese Prozesse aber sind für Whorf Grundlage einer jeden Übereinstimmung, denn: „Wo immer in menschlichen Angelegenheiten Übereinstimmung und Einwilligung erreicht wird [...], da wird die Übereinstimmung durch linguistische Prozesse erreicht, oder sie wird überhaupt nicht erreicht“ (ebd.:11). Welche Rolle dieses Wissen um die Hintergrundprozesse für unser Thema spielt, soll hier in den Worten Whorfs (ebd.:11) gesagt werden: „Je komplizierter und schwieriger der Gegenstand ist, desto größere Hilfe wird ein solches Wissen bieten, bis schließlich der Punkt kommt [...], wo das Wissen aus einer Hilfe zu einer Notwendigkeit wird.“ An diesem Punkt sind wir in dieser Arbeit meines Erachtens nach angelangt, wenn wir wissen möchten, warum sich Links und Rechts auch ohne Annahme eines *absoluten Raumes*, der, wie gezeigt werden wird, nicht existiert, nicht vertauschen lassen.

3.2 Gedanken von Grammatik geformt: linguistische Relativität

Nachdem Whorf verschiedene Sprachen miteinander verglichen hatte, fand er heraus, dass

„das linguistische System [...] jeder Sprache nicht nur ein reproduktives Instrument zum Ausdruck von Gedanken ist, sondern vielmehr selbst die Gedanken formt, Schema und Anleitung für die geistige Aktivität des Individuums ist, für die Analyse seiner Eindrücke und für die Synthese dessen, was ihm an Vorstellung zur Verfügung steht“ (Whorf 2003:12),

und also auch verantwortlich für unsere Wahrnehmung von Raum und Zeit ist. Somit können Gedanken nicht unabhängig von linguistischen Prozessen formuliert werden. Die Eindrücke von der Welt, welche in unserem Geist organisiert werden müssen, werden von unserem linguistischen System und nach dessen eigenen Regeln und Konventionen organisiert.

Dieses Phänomen bedeutet in letzter Instanz, dass jede Beschreibung der Natur, sei sie intuitiv oder wissenschaftlich, auf bestimmte Interpretationsweisen beschränkt ist. Daraus leitet sich Whorfs Prinzip der linguistischen Relativität ab, welches besagt

„dass nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden“ (ebd.:12).

Menschen mit verschiedenen Grammatiken sind also als Beobachter nicht äquivalent. Der Beweis dieser These wurde von Whorf anhand der Untersuchung verschiedener Ureinwohnersprachen Nordamerikas gebracht.

Dieses Prinzip gibt Kant Recht. Raum ist somit nicht etwa ein Begriff, der durch Erfahrung gefüllt wird, sondern tatsächlich eine *Anschauung a priori*, ein Etwas, dessen Beschaffenheit uns durch unsere Muttersprache und ohne weitere Erfahrungen quasi ‚injiziert‘ wird. Unsere Sprache liefert uns keinerlei Vorstellung dessen, was ein Fehlen von Raum bedeuten könnte. Genauso wenig wie ein Fehlen von Raum linguistisch vorgesehen ist, lassen sich Links und Rechts vertauschen. Nicht etwa weil Links und Rechts in einem *absoluten Raum* verortet sind und somit ebenso statisch wie der Raum selbst, sondern weil uns unsere Sprache die Existenz eines Links und eines Rechts in eben dieser Form diktiert. Kant hatte lange vor Whorf festgestellt, dass nicht der Verstand die Realität abbildet, sondern diese erst durch den Verstand geschaffen wird. Whorf hat nun aber Verstand und Sprache gleichgesetzt und das Denken den Konventionen der Sprache unterworfen, womit wir die Gründe für die Unauflöslichkeit der Verortung von Links und Rechts herausarbeiten können, ohne dabei auf einen *absoluten Raum* angewiesen zu sein. Es ist wie Kant schon festgestellt hat, die unmittelbare Anschauung, die zwischen Links und Rechts unterscheiden lässt. Diese Anschauung ist aber nach Whorf nicht mit den Naturgesetzen und den tatsächlichen Beschaffenheiten des physikalischen Raumes in Einklang oder ihnen gar unterworfen, sondern allein unserem linguistischen Hintergrund.

4. Physikalische Realität – Einsteins Relativitätstheorie

In den vorangegangenen Abschnitten wurde Newton stillschweigend ein Irrtum im Bezug auf die Beschaffenheit des Raumes unterstellt. Die Existenz eines *absoluten Raumes* wurde bisher aufgrund der Unmöglichkeit, diesen sinnlich wahrzunehmen, verneint. Dass dieser *absolute Raum* auch wissenschaftlich widerlegt ist, soll nun in diesem Kapitel gezeigt werden. Zudem wurde bisher immer, wenn von einem *relativen Raum* gesprochen wurde, auf die Verhältnisse der Objekte innerhalb eines *absoluten Raumes* Bezug genommen. Einsteins Relativitätstheorie jedoch gibt dem Terminus *relativer Raum* eine neue Bedeutung. Diese neue Form der Relativität beschreibt nicht mehr nur die Relationen zwischen den verschiedenen im Raum befindlichen Objekten oder den verschiedenen Bezugssystemen, sondern setzt den Raum in ein Verhältnis zu *Zeit* und *Schwerkraft*. Da diese Relation auch bei einem Fehlen jeglicher Objekte gegeben ist, kann ein *absoluter Raum* unter keinen Umständen existieren. Dies ist für uns von Bedeutung, da es dem Versuch Kants, die Unvertauschbarkeit von Links und Rechts durch die Existenz eines *absoluten Raumes* zu erklären, die Grundlage entzieht und somit in dieser Arbeit nur noch die Erklärung bleibt, welche sich auf Whorfs These der *linguistischen Relativität* stützt.

4.1 Die Relativitätstheorie

In diesem Abschnitt soll nicht die Relativitätstheorie in ihrer Gesamtheit dargestellt werden, sondern es wird sich lediglich auf die Aspekte bezogen werden, welche den Raum und dessen Relation zu Zeit und Schwerkraft betreffen. Für unser Thema sind Fragen nach Geschwindigkeiten und Energie sowie deren Beziehung zueinander nicht von Belang und werden deshalb ausgeklammert, auch wenn sich so keine Gesamtbeschreibung der Relativitätstheorie erreichen lässt. Besonders interessant für diese Arbeit ist folgende Aussage des Physiknobelpreisträgers Heisenberg, der in wenigen Sätzen auszudrücken vermochte, was diese Arbeit über mehrere Seiten herauszuarbeiten versucht.

„Die entscheidende Änderung aber betraf die Struktur von Raum und Zeit. Es ist sehr schwierig, diese Veränderung in den Worten der gewöhnlichen Sprache ohne die Benutzung der Mathematik zu beschreiben, da die üblichen Worte Raum und Zeit sich schon auf eine Struktur von Raum und Zeit beziehen, die tatsächlich eine Idealisierung und Vereinfachung der wirklichen Struktur darstellt“ (Heisenberg 1990:90).

An dem Umstand, dass auch ein Heisenberg kaum vermag, die Vorstellungen, welche Raum und Zeit in der Relativitätstheorie zugrunde liegen, in Worte zu fassen, lässt sich schon früh in diesem Kapitel ablesen, dass sich diese Vorstellung von denen in unserer Sprache und also unserem Denken verankerten Vorstellungen grundlegend unterscheiden. Newton hatte den Raum als etwas Absolutes, von keiner Größe Beeinflusstes und somit Statisches definiert. Einstein verwarf all diese Annahmen, als er den Raum in Relation zu anderen Größen setzte. Daher kann in diesem Kapitel nicht mehr vom Raum gesprochen werden, ohne gleichzeitig Bezug auf die Größen Zeit und Schwerkraft zu nehmen. Als ein Beispiel dafür möchte ich Einsteins Definition vom Begriff „Gegenwart“ anführen.

„Zukunft und Vergangenheit sind durch ein endliches Zeitintervall getrennt, dessen Dauer von dem Abstand vom Beobachter abhängt. Irgendeine Wirkung kann sich nur mit einer Geschwindigkeit fortpflanzen, die kleiner oder gleich der Lichtgeschwindigkeit ist. Daher kann ein Beobachter in einem gegebenen Augenblick ein Ereignis weder kennen noch beeinflussen, das in einem weit entfernten Punkt zwischen den beiden charakteristischen Zeiten stattfindet. Die eine Zeit ist der Augenblick, von dem ein Lichtsignal vom Ort des Ereignisses ausgesandt werden müsste, um den Beobachter im Moment der Beobachtung zu erreichen. Die andere Zeit ist der Augenblick, in dem ein Lichtsignal, das vom Beobachter im Moment der Beobachtung ausgesandt wird, den Ort des Ereignisses erreicht. Das ganze endliche Zeitintervall zwischen diesen beiden Augenblicken kann für den Beobachter im Moment der Beobachtung als Gegenwart bezeichnet werden“ (Heisenberg 1990:90f.).

An diesem Zitat kann sehr gut abgelesen werden, dass Begriffe der Zeit – wie hier ‚Gegenwart‘ – nicht mehr ohne Begrifflichkeiten des Raumes – ‚entfernt‘, ‚Ort‘ etc. – beschrieben werden können. Wie bereits angesprochen, steht die Größe Raum nicht nur in Relation zur Größe Zeit, sondern auch zur Schwerkraft. Diese Beziehung ist aber nicht ganz so einfach erklärt wie jene zwischen Raum und Zeit. Dennoch soll ein Erklärungsversuch unternommen werden. Auch wenn der Raum kein *absoluter Raum* mehr ist, hat er doch nicht all seine durch Newton bestimmten Eigenschaften verloren. Die Bewegungsgleichungen gelten noch immer, wenn ein Bezugssystem mit einem anderen verglichen wird, das gegenüber dem ersten gleichförmig rotiert (vgl. ebd.:95). Die Existenz dieser Zentrifugalkräfte beweist das Vorhandensein physikalischer Eigenschaften des Raumes, welche zwischen rotierenden und nichtrotierenden Systemen unterscheiden lassen. Der *leere Raum* hat also ihm eigene physikalische Eigenschaften. Diese Erkenntnis führte Einstein zu seiner ‚allgemeinen Relativitätstheorie‘. Das von ihm aufgestellte Gesetz, „dass die Masse eines Körpers, die durch seine Schwere bestimmt wird, genau proportional ist zu der anderen Masse, die durch die Trägheit des Körpers definiert ist“ (ebd.:96), gilt als bewiesen. Dies brachte die Möglichkeit mit sich, Gravitationskräfte in Parallele zu anderen Kräften wie etwa den Zentrifugalkräften (als Eigenschaft, die der *leere Raume* bereits hatte) zu setzen, was Einstein zu der Hypothese führte, dass auch Gravitationskräfte den Eigenschaften des *leeren Raumes* entsprechen. Da aber Gravitation mit Masse in Verbindung steht, müssen diese Eigenschaften des Raumes auch durch Masse verursacht sein, was bedeutet, dass „Die Zentrifugalkräfte in

einem rotierenden Bezugssystem [...] durch die Rotation von vielleicht sehr weit entfernten Massen relativ zu diesem System hervorgerufen werden [müssen]“ (ebd.:96). Der Umstand, dass die Eigenschaften des Raumes durch die Gravitation verändert werden, ließ Einstein die Geometrie dieser Räume mit der Geometrie auf gekrümmten Oberflächen vergleichen. Von nun an war der Raum gekrümmt und kein statisches System mehr, sondern in kontinuierlicher Veränderung in Abhängigkeit von den auftretenden Gravitationskräften.

4.2 Eine Einsteinsche sprachliche Realisation von Raum und Zeit

Wie bereits angedeutet, hat Benjamin Lee Whorf die Sprache der Hopi untersucht und dabei festgestellt, dass sich deren Auffassung von Raum und Zeit von der unseren unterscheidet. Als die Ursachen dieser verschiedenen Sichtweisen hat er verschiedene linguistische Hintergründe festgemacht. Die These, die Auffassung von Raum und Zeit durch die Hopi würde der Relativitätstheorie Einsteins entsprechen, ist sicherlich etwas zu weit hergeholt, wenngleich sich aber Parallelen zwischen der Raum-Zeit-Definition der Relativitätstheorie und jener der Hopi aufzeigen lassen. Ich werde dieses Beispiel anführen, um zu zeigen, welche verschiedenen Weltbilder allein mittels der Sprache hervorgebracht werden können. Die Hopi teilen nicht unsere Auffassung von den drei Tempora Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und somit auch nicht die Vorstellung von einer linearen Zeitfolge. Das rührt nach Whorf daher, dass ihre Sprache nicht über Tempora, sondern stattdessen über *Gültigkeitsformen* verfügt (vgl. Whorf 2003:85). Diese *Gültigkeitsformen* beschreiben die Zeit immer ausschließlich in Bezug auf den Sprecher. Zeit ist also nicht vom Objekt, dem Subjekt oder dem Sprecher unabhängig wahrzunehmen. Dies entspricht ziemlich genau dem, was Einstein über das Verhältnis der Zeit zum Ort des Beobachters und damit zum Beobachter selbst ausgesagt hat (siehe Definition ‚Gegenwart‘). Dies bedeutet, dass es bei den Hopi keine Trennung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gibt, sondern dass jede Zeit immer in Verbindung mit bereits geschehenen und folgenden Ereignissen gesehen werden muss und sich diese dann immer nur auf ein Subjekt und nicht auf mehr beziehen lässt, da sich jedes Ereignis, das auch immer ein zeitliches Ereignis ist, für jedes Subjekt anders darstellt. Whorf erklärt dies am Beispiel der Einteilung durch die Hopi von Tag und Nacht, die wiederum nicht ohne den Bezug auf ein Subjekt erfolgen kann.

„Man verwendet das Schema des Zählens sukzessiver Erscheinungen DESSELBEN Menschen oder Dings, die keine Versammlung bilden können. Man verhält sich also zum Zyklus der Tage nicht analog wie zu mehreren Menschen (>mehrere Tage<), wie WIR es tun, sondern man verhält sich zu ihnen, wie zu den sukzessiven Besuchen des SELBEN MENSCHEN“ (Whorf 2003:89).

Zeit steht also immer im Verhältnis zum Beobachter. Die Sprache und also das Denken der Hopi hat eine Metaphysik geschaffen, die sich von der unsrigen (Newton, Kant) unterscheidet und sich in einigen Punkten mit Einsteins Relativitätstheorie überschneidet. Wie sehr sich die Auffassung der Hopi von Zeit mit der von Einstein gleicht, wurde oben bereits dargestellt. Dass die Hopi in ihrer Metaphysik aber auch Raum und Zeit in ein Verhältnis setzen, soll im Folgenden dargestellt werden.

Die Hopi geben dem Universum zwei kosmische Formen, die von Whorf *manifestiert* und *unmanifestiert* (vgl. Whorf 2003:104) genannt werden. Das *Manifestierte* umfasst dabei alles, was den Sinnen zugänglich ist, „das ganze historische Universum, ohne Andeutung eines Unterschiedes zwischen Vergangenheit und Gegenwart, aber mit völligem Anschluss all dessen, was wir Zukunft nennen“ (ebd.). Diese Zukunft

und das Bewusstsein bilden das *Unmanifestierte*. Alles befindet sich in Bewegung vom *Unmanifestierten* zum *Manifestierten*. Diese auch immer temporale Bewegung ist ein Prozess des Ereignens. Da nun jede Bewegung als ein Prozess des Ereignens betrachtet wird, gibt es in der Hopisprache keine Verben der Bewegung unabhängig vom Faktor Zeit. Es besteht also in der Sprache der Hopi eine unauflösliche Kongruenz von Raum und Zeit. Jede räumliche Bewegung ist auch immer ein zeitliches Ereignis. Jedem Punkt im Raum wird eine Lage in der Zeit zugeordnet. Distanz wird so zu einer zeitlichen Beziehung, was bedeutet, dass „das zeitliche [...] daher, sofern die Operationen auch räumliche Momente haben, von diesen nicht getrennt [ist]“ (Whorf 2003:108). Oder anders ausgedrückt: „Je weiter sie [die Ereignisse] entfernt sind, desto mehr sind sie <vergangen> (desto mehr wurde sie von der Seite des Subjektiven bearbeitet)“ (ebd.).

5. Zusammenfassung

Der Versuch, die physikalische Realität nach Einstein und die philosophische Raumauffassung nach Kant synthetisch zu vereinen, muss scheitern. Wie schon Heisenberg festgestellt hatte, lässt sich die wirkliche Konstruktion des Raumes schwer in Worte fassen, da die dafür zur Verfügung stehenden Worte bereits eine Beschreibung der Beschaffenheit von Raum und Zeit enthalten, welche nicht der Realität entspricht, welche wir damit zu beschreiben versuchen. Unsere Sprache bildet also, wenn wir sie verwenden um *Raum* zu beschreiben, nicht die Wirklichkeit ab, sondern suggeriert uns eine eigene, mit den realen Verhältnissen in Teilopposition stehende Wirklichkeit. Wann immer wir über Raum sprechen, sei es, um die Lage eines Referenzobjektes anzugeben oder Raum selbst zu definieren, bedienen wir uns der Auffassung Newtons von den *relativen Räumen*. Auch die Hopi, die sich der Relativitätstheorie und damit der Wirklichkeit sprachlich in beachtlichem Maße genähert haben, schließen die Größe Gravitation in ihr Raumverständnis nicht mitein. Eine Sprache, welche die realen Gegebenheiten abbilden sollte, müsste sich aber bei der Beschreibung von Raum auch auf die Größen Zeit und Gravitation beziehen. Einen gekrümmten, sich im steten Wandel befindenden Raum zu beschreiben, ist eine Aufgabe, die sprachlich ohne Bezugnahme auf die Mathematik kaum bewältigt werden kann. Dem Prinzip der *linguistischen Relativität* zufolge, ist es deshalb auch kaum möglich, sich einen solchen Raum vorzustellen. Ebenso schwer ist es, in den Verhältnissen und Proportionen zu denken, die ein solcher gekrümmter, sich ständig verändernder Raum nötig machen würde. Wir können den Raum, wie er wirklich ist, nicht sinnlich erfassen. Unsere Sprache stellt keine Kategorien zur Verfügung, um diese Realität zu erfassen. Folglich beschreiben wir den Raum nach Kategorien, welche uns linguistisch ‚injiziert‘ sind in Kombination damit, was wir sinnlich wahrnehmen können. Der *absolute Raum*, statisch in seiner Bewegung und unveränderlich in seiner Beschaffenheit, als apriorische Anschauung, wird angereichert durch *relative Räume*, welche wir sinnlich wahrnehmen. Auch wenn es Newton nicht gelungen ist, den Raum so zu beschreiben, wie er wirklich ist, so hat er es doch vollbracht, genau zu definieren, auf Grundlage welcher Annahme die indoeuropäische Sprachgemeinschaft Raumverhältnisse sprachlich realisiert, oder frei nach Whorf, welche Annahmen über die Beschaffenheit des Raumes dem Sprecher durch seinen linguistischen Hintergrund suggeriert werden.

Literaturverzeichnis:

BRAUN, Walter (1996): *Philosophie des Raumes*. Dartford.

HEISENBERG, Werner (1990): *Physik und Philosophie*. Berlin.

JAMMER, Max (1960): *Das Problem des Raumes*. Die Entwicklung der Raumtheorien. Darmstadt.

TREDER, Hans-Jürgen (1974): *Philosophische Probleme des physikalischen Raumes*. Gravitation, Geometrie, Kosmologie und Relativität. Berlin.

WHORF, Benjamin Lee (2003): Sprache – Denken – Wirklichkeit. In: KRAUSER, Peter (Hrsg.): *Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. 24. Aufl., Hamburg.

Résumé

Jazyk determinuje myšlení! Princip lingvistické relativity na příkladu pojmu „prostor“

Příspěvek se zabývá vlivem jazyka na naše myšlení. Je jazyk odrazem našeho myšlení a může tomu být i naopak: může se v našem myšlení odrážet jazyk? Jsme schopni se ve svém uvažování vymknout implikacím jazyka, který užíváme, a jsme pak také schopni podobně nezávisle i jednat? Na poslední z otázek by Benjamin Lee Whorf odpověděl záporně. Prezentované analýzy se opírají o Whorfovu tezi a snaží se ukázat, jak se jazyková pravidla a konvence promítají do našeho pojetí prostoru a prostorových vztahů a jak jsou jimi prostorové vztahy přímo determinovány. Uvedená kvantitativní data dokládají, že Whorfov jazykový relativismus lze podložit i statisticky. Z výzkumu závěrem vyplývá, že pochybnosti o představě jazyka jako odrazu našeho myšlení jsou oprávněné, a to nejen v rámci filozofických diskusí, ale také v jazykovědě.

Summary

Language determines thinking! The principle of linguistic relativity using the example of the concept of *space*.

This article deals with the influence of language on our thinking.

Is language an image of our thoughts and our thinking or might it not be vice versa – our thinking as an image of our language? Are we able to think in a different way than that implied by our language? According to Benjamin Lee Whorf, the answer to this last question has to be negative.

Moreover, taking Whorf's thesis as a basis, this article shows how linguistic laws, conditions and conventions are reflected in our conception of space and spatial relations, and how these conceptions are determined by language.

Statistical evidence is also cited, taking an example by Whorf and showing that the hypothesis of *linguistic relativity* can be supported statistically.

The conclusion suggests that doubts about the notion of language as an image of our thoughts are indeed appropriate – not only in the area of philosophy but also in linguistics.

Wortkreuzungen und ihre textuellen Leistungen

Selma WEHRL

1. Einleitung

Täglich begegnen uns Wortspiele unterschiedlicher Art, und zwar nicht nur in poetischen Texten, sondern immer häufiger auch in den sog. Gebrauchstexten, vor allem in der Werbung – im weitesten Sinne des Wortes: in (überwiegend meinungsbetonten) Presstexten, aber auch „in anderen Kommunikationsbereichen, in denen mit bewußter und innovativer sprachlicher Gestaltung Wirkungen auf den Rezipienten erzielt werden sollen, [...]“ (Poethe 2002:30). So heißt z.B. ein Friseursalon in Krefeld *Well-Kamm*:



Abbildung 1

Dieser Name löst zunächst Befremden aus: wenn man sich seine lautliche Form vergegenwärtigt, erinnert er an das englische Wort *welcome*¹, weicht jedoch in der Graphie davon ab. Man erkennt das Wort *Kamm*, das durch die vorgenommene Worttrennung und Großschreibung deutlich zum Ausdruck kommt und in eindeutiger semantischer Beziehung zum Wort *Haarstudio* steht. Es wird klar: um dem Friseursalon einen möglichst originellen und einprägsamen Namen zu geben, wurde *Kamm* in *wel(l)come* integriert. Solche Bildungen nennt man Wortkreuzungen² und sie stellen eine besondere Art des Wortspiels innerhalb der Wortbildung dar.

Wortkreuzungen sind überwiegend Substantive – wie in dem oben genannten Beispiel oder bei *Knutella* (< *Knut* + *Nutella*), *Zehnsation* (< *zehn* + *Sensation*) usw., vereinzelt kommen auch Adjektive und Verben vor wie *computent* (< *Computer* + *kompetent*) oder *verschlimmbessern* (< *verschlimmern* + *verbessern*). Obwohl sie auf den

¹ Das Wort wird in anderen Sprachen oft falsch mit *ll* geschrieben (*wellcome*).

² In der Fachliteratur werden sie noch als *Verschmelzung*, *Kontamination*, *Blending*, *Kofferwort*, etc. bezeichnet.

ersten Blick als „Fehler“ wirken, handelt es sich dabei immer um absichtlich erzeugte Wortbildungen, weswegen sie von den sog. Kontaminationen als Versprechern zu unterscheiden sind, zumindest was die sprachwissenschaftlichen Darstellungen dieses Phänomens betrifft.

Wortkreuzungen weisen keine „regelmäßige[n], grammatikalisierte[n] Bildungsmuster“ auf (Schmid 2003:277), weichen also vom 'Üblichen' ab, und trotzdem, oder gerade deswegen, werden sie von Sprachbenutzern immer häufiger gebildet und verwendet. Die meisten Wortkreuzungen für die vorliegende Arbeit wurden in diversen Werbetexten, auf Flyern, in Broschüren und Prospekten gefunden; einige Beispiele stammen aus Presstexten und sogar von einem Strafzettel für Falschparken usw., was von einer relativ starken Verbreitung dieses Wortbildungsphänomens zeugt.

Es wird klar, dass die Wortbildung allein, die vor allem den formalen Bau von Wörtern untersucht, keine Antwort auf die Frage geben kann, warum sich Wortkreuzungen einer immer größeren Beliebtheit erfreuen. Dazu muss der textlinguistische Ansatz gewählt und die Analyse ihrer Funktionen an konkreten Texten vorgenommen werden, woraus sich dann Rückschlüsse auf die Bedürfnisse der Sprachbenutzer bezüglich der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten ziehen lassen.

Wortkreuzungen werden hier ausschließlich in schriftlichen Texten untersucht, weil sie nur geschrieben immer eindeutig als Wortspiele interpretiert werden, in der gesprochenen Sprache würden manche Wortkreuzungen wirkungslos bleiben wegen des minimalen oder gar fehlenden phonetischen Unterschieds zu einem der Ausgangswörter wie in unserem Beispiel *welcome* und *Well-Kamm* [*ˈwelkʌm*] und [*ˈvɛlkam*] oder bei *Angeboot* und *Angebot* [*ˈangəbo:t*]. Außerdem wird durch die Möglichkeit des (evtl. mehrmaligen) Nachlesens dem Rezipienten erleichtert, ein Wortspiel nicht nur wahrzunehmen, sondern auch zu verstehen.

2. Begriffserklärung

In der Fachliteratur mangelt es nicht an Definitionen der Wortkreuzung. Man schreibt von einer „Vermischung zweier Ausdrücke zu einem neuen Wort“ (Metzler 1993:331), vom „Zusammenziehen zweier Wörter zu einem Wort“ (Duden 2005:678); es handelt sich um „inhalts- und ausdrucksseitige Zusammenfügung von freien Wörtern“ (Ronneberger-Sibold 2005:211), um „Ineinanderschieben oder Verschmelzen zweier Lexeme“ (Heibert 1993:76) oder darum, dass „zwei Wörter ineinander verschachtelt werden“ (Donalies 2005:89) usw. Doch bei allen Definitionsversuchen bleibt es mehr oder weniger unklar, wie eine Wortkreuzung tatsächlich beschaffen sein soll, wenn man keine konkreten Beispiele vor Augen hat. Deshalb wird fast jede Definition durch zusätzliche Erklärungen ergänzt. In diesem Beitrag wird keine neue Definition der Wortkreuzung angestrebt, es werden vielmehr die relevanten Eigenschaften der Wortkreuzungen angeführt und unter verschiedenen Aspekten diskutiert.

Als erstes kann man festhalten, dass alle Wortkreuzungen aus zwei voneinander unabhängigen Wörtern³ entstehen. Nur Cannon (2000:952) und Ronneberger-Sibold (2005:207f.) sprechen von der zwar seltenen Möglichkeit, Wortkreuzungen aus drei bzw. mehreren Wörtern zu bilden. Dazu bietet aber nur Ronneberger-Sibold zwei Beispiele, nämlich *Cujasuma* (< *Cuba* + *Java* + *Sumatra*, S. 205) und *Subrajama* (< *Sumatra* + *Brasilien* + *Java*, S. 210). Besonders im letzten Beispiel wird deutlich, dass es sich hier

³ Die zwei Wörter bilden kein Syntagma und sind nicht Elemente anderer fester Verbindungen, vgl. auch Ronneberger-Sibold (2005:211).

um keine Wortkreuzung, sondern um ein anders entstandenes Kunstwort handelt, da man sonst die Herkunft der Endung *-ma* nicht erklären kann. Außerdem braucht man, um etwas zu kreuzen, egal ob es sich um Wörter oder Lebewesen handelt, zunächst nur zwei Elemente. In den beiden Beispielen ist weder die Form noch der Inhalt verschränkt (es handelt sich um den Namen einer Tabaksorte). Diese Feststellung führt uns zu einer ganz wichtigen Frage, nämlich was bei den Wortkreuzungen eigentlich verschränkt wird – die Form oder der Inhalt? Oder beides?

Die meisten Wortkreuzungen weisen in beiden Ausgangswörtern graphisch und / oder phonologisch gleiche oder ähnliche Elemente auf, die dann als die Stelle der 'Kreuzung' genutzt werden wie bei *Fomularifari* (< *Formular* + *Larifari*) (vgl. dazu auch Schulz 2004:301 und Windisch 1991:39). In solchen Fällen ist der Kreuzungsvorgang offensichtlich und nachvollziehbar. Viel seltener sind Beispiele, wo Ausgangswörter keinerlei formale Gemeinsamkeiten haben wie bei *Schiege* (< *Schaf* + *Ziege*), weswegen sie auch als weniger transparent gelten. Jedenfalls kann festgestellt werden, dass es bei der Bildung von Wortkreuzungen immer zu einer ausdrucksseitigen Verschränkung der beiden Ausgangswörter kommt, und das ist verständlich, weil eben die Form des so entstandenen Sprachgebildes dazu dient, die Aufmerksamkeit der Rezipienten zu wecken, und dies ist die grundlegende Funktion der Wortkreuzungen.

Was die Inhaltsseite der Wortkreuzungen betrifft, können wir feststellen, dass es zu Überschneidungen der Bedeutungen der Ausgangswörter kommt – eine *Schiege* ist zugleich *Schaf* und *Ziege*, *Rieslaner* ist zugleich *Riesling* und *Silvaner*, um zwei ganz einleuchtende Beispiele zu nennen. Hansen (1963:123) führt in einer Fußnote das Zitat von Horn (S. 350) an, wonach dem „Mischbegriff“ ein „Mischwort“ entspricht. Da jedes Wort einen bestimmten Inhalt in einer bestimmten Form transponiert, geht man im Allgemeinen davon aus, dass auch die Bildung von Wortkreuzungen inhaltlich motiviert ist (vgl. Windisch 1991:39f.). Aber oft handelt es sich um keine einfachen 'Kreuzungen' der Inhaltsseiten beider Ausgangswörter, vielmehr will man mit einer Wortkreuzung auf eine nicht alltägliche, witzige und zugleich ökonomische Weise einen Begriff benennen, der sonst nur durch eine umständliche Paraphrase beschrieben werden müsste, wodurch der komische Effekt verloren ginge. Dazu kommen auch Beispiele wie *Haarlekin* (< *Haar* + *Harlekin*, Name eines Friseursalons), wo man von gar keiner verschränkten Bedeutung sprechen kann, und zwar nicht nur, weil es sich hier um einen Namen handelt. Der Zusammenhang zwischen *Haar* und Friseursalon ist nachvollziehbar, unklar vom inhaltlichen Bezug her bleibt aber das Wort *Harlekin*. Hier ist also die Wortkreuzung nur zum Teil inhaltlich motiviert, vielmehr ging es dabei um die Bildung eines möglichst originellen und einprägsamen Namens. Es ist also offensichtlich, um mit Freud (1948:16) zu sprechen, dass der Witzcharakter solcher Beispiele nicht dem Gedanken anhafte, sondern dass er im Wortlaut seines Ausdruckes zu suchen sei.

Wie Hansen (1963:135) treffend bemerkt, bedarf es bei Wortkreuzungen manchmal keines echten Anlasses, sie zu bilden.

„Die durch die Lautform nahegelegten, im wahrsten Sinne des Wortes ‚reizvollen‘ Möglichkeiten formaler Verknüpfung sind den Sprechern häufig schon Motiv genug, ein Wort mit anderen zu verschmelzen, woraus sich schließlich eine ganze Geschichte entwickeln kann, deren ‚Witz‘ allein auf der Überwindung der Schwierigkeit beruht, ein Wort mit möglichst vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten zu ermitteln und die resultierenden Formen gehäuft in einen halbwegs sinnvollen, wenn möglich witzigen Zusammenhang zu bringen.“

Ein solches Beispiel sind die zahlreichen Wortkreuzungen mit dem Namen des Bärenbabys Knut, die sich eine Werbe- und Marketing Firma als Antwort auf die 'Knut-Hysterie' zusammengereimt hat: *Knutella*, *Knutwurst* (< *Knut* + *Blutwurst*) von *Knutfried* (< *Knut* + *Gutfried*) mit *Knutamat* (< *Knut* + *Glutamat*), oder *Knucci* (< *Knut* + *Gucci*). Der Witz wird noch gesteigert durch die entsprechenden Bilder. Hier zeigt sich auch deutlich, wie Wortkreuzungen zum Ausdruck starker Bewertungen benutzt werden können – die Autoren dieser Wortspiele wollten die Übertriebenheit der allgegenwärtigen Vermarktung des kleinen Bären zum Ausdruck bringen, indem sie Knut sarkastisch in Zusammenhang brachten mit Nahrungsmitteln (Nutella und Wurst aus Knutpelz / -fleisch) und anderen Gebrauchsgegenständen (Tasche aus Knutpelz), dies zwar äußerst knapp und treffend, mit wenigen Worten, dafür aber mit umso größerer Wirkung. Die Kürze ist die Eigenschaft der Witze schlechthin: „Der Witz sagt, was er sagt, nicht immer in wenig, aber immer in zu wenig Worten, d.h. in Worten, die nach strenger Logik oder gemeiner Denk- und Redeweise dazu nicht genügen. Er kann es schließlich geradezu sagen, indem er es verschweigt“ (Lipps, S. 90 zitiert nach Freud 1948:10f.).



Abbildung 2



Abbildung 3

Abbildung 4 (Quelle: <http://www.heute-online.ch/news/tierisch/artikel60319>)

3. Wortkreuzung im Rahmen der Wortbildung

Wie bei allen anderen Wortbildungen, kommt es auch bei der Bildung von Wortkreuzungen zur Univerbierung – aus „Wortmehrheiten“ bzw. aus zwei Ausgangswörtern wird eine „Worteinheit“, d.h. ein Wort. Dazu sind alle Wortkreuzungen „stets den Morphemen und Silben nach kürzer als die Summe der Ausgangselemente“ (Schulz 2004:294). Aufgrund dieser Eigenschaft lassen sich Wortkreuzungen formal von Komposita unterscheiden. Aber der Wortbildungsprozess betrifft nicht nur die Ausdrucksseite, vielmehr werden Wortkreuzungen gebildet, um bestimmte Begriffe oder Sachverhalte zu benennen, also um neue Nominationseinheiten zu schaffen.

Abgesehen von wenigen lexikalisierten Beispielen wie *Teuro* (< *teuer* + *Euro*), *jein* (< *ja* + *nein*) usw., sind Wortkreuzungen Okkasionalismen, die für einen bestimmten Text gebildet und kaum in anderen (Kon)Texten gebraucht werden, weil sie, wie alle anderen okkasionalen Bildungen, erst im betreffenden (Kon)Text verständlich sind, auch wenn sie ausdrucksseitig durchsichtig sind. Was eine *Kuh-munity* ist, werden wir außerhalb des Kontextes kaum verstehen können, auch wenn wir aufgrund der Segmente der Wortkreuzung auf die zugrunde liegenden Ausgangswörter schließen können: *Kuh* + *Community*. Erst wenn wir dieses Wort auf der Verpackung der Milka-Schokolade sehen und den dazu gehörenden Text (*Fühl dich geborgen... und werde Mitglied in der Milka Kuh-munity! Genau das Richtige für echte Milka-Fans.*) rezipieren, wird uns die Bedeutung der Kreuzung klar – es geht um eine Community für alle Milka-Fans.



Abbildung 5

(Quelle: http://artundweise.glonz.com/outputFileData/2587230/milka_kuhmu2.jpg)

Die Kontextgebundenheit der Wortkreuzungen bedeutet jedoch nicht, dass sie zwangsläufig „kurzlebig“ sind – sie bestehen i.d.R. so lange wie der damit bezeichnete Sachverhalt.

In der Fachliteratur liest man immer wieder, dass Wortkreuzungen kein produktiver Wortbildungstyp sind, und das wird immer in Verbindung zu ihrer „normabweichenden“ bzw. „pomalen“ Ausdrucksform gebracht.

„Der Begriff der Abweichung wird in der Linguistik allgemein für sprachliche Äußerungen verwendet, die sich nicht mit Normen und/oder Regeln und/oder Konventionen verschiedenster Art vereinbaren lassen“ (Dittgen 1989:13).

In diesem Fall handelt es sich um gängige Wortbildungsmuster, von denen abgewichen wird, aber das geschieht nicht zufällig, sondern absichtlich, schließlich spielt hier Kreativität eine sehr wichtige Rolle. Genau diese Abweichung oder Anomalie ist ein Signal für den Rezipienten dafür, dass er es mit etwas Besonderem, Neuem und Ungewöhnlichem zu tun hat, was ihn dann zu einer eingehenderen Beschäftigung nicht nur mit der Norm, von der abgewichen wird, sondern auch mit der zugrunde liegenden

Botschaft des Wortspiels bewegen soll. Deshalb sind solche Abweichungen nicht als negativ, als Fehler zu verstehen, sondern als ein konstitutives Merkmal eines jeden Wortspiels.

In diesem Zusammenhang ist auch das Problem der Transparenz der Wortkreuzungen zu erwähnen, d.h. inwieweit es die Form der Wortkreuzung erlaubt, auf die Ausgangswörter zu schließen. Dies ist insofern wichtig, als man undurchsichtige Wortkreuzungen schwer rezipieren kann und der Witz womöglich dadurch kaum zustande kommt, weswegen solche Bildungen als nicht gelungen bezeichnet werden. Es wird sehr oft darauf hingewiesen, dass mit Wortspielen das Grice'sche „Kooperationsprinzip“ verletzt wird (vgl. Dittgen 1989:30 und Heibert 1993:25), welches für eine erfolgreiche Kommunikation sehr wichtig ist. Stellt sich dazu infolge von mangelnder Transparenz die intendierte komische Wirkung beim Rezipienten nicht ein, dann hat man ihn nur geärgert und ihm keineswegs ein intellektuelles Vergnügen bereitet. Andererseits hat es die gleiche Wirkung, wenn die Wortkreuzung viel zu transparent ist, wie Ronneberger-Sibold (2005:212) es treffend bemerkt:

„Die Wörter [...] können ihre satirische Wirkung natürlich nur dann entfalten, wenn ihre Rezipienten sie verstehen. Sie müssen also relativ stark transparent sein – allerdings nicht vollständig. Wenn die Autoren das gewollt hätten, hätten sie normale Komposita oder Periphrasen bilden müssen. Dann aber wäre der überraschende und leicht verhüllende Effekt nicht eingetreten, der für sprachlichen Humor und insbesondere die Satire so wichtig ist.“

Auf jeden Fall soll die Abweichung für den Rezipienten nachvollziehbar sein, denn „[j]edes Wortspiel zielt darauf ab, verstanden zu werden“ (Heibert 1993:113).

3.1 Ausdrucksseite von Wortkreuzungen

Über die Ausdrucksseite der Wortkreuzungen ist bereits einiges gesagt worden, hier werden wir uns aber mit den Ausgangswörtern und der Art und Weise des Kreuzungsvorgangs beschäftigen.

Es wird oft betont, dass die beiden Ausgangswörter, aus denen eine Wortkreuzung gebildet wird, jeweils der gleichen Wortklasse angehören (vgl. Hansen 1963:123). Interessant ist zu erwähnen, dass sich solche Feststellungen bei Linguisten finden, die hauptsächlich englische Wortkreuzungen (*blends*) berücksichtigt haben, so auch Cannon 2000:953): „The source words are usually roughly equal in semantic and linguistic weight (e.g., a noun blend comes from two nouns, not from, say, a noun and a particle).“ Größtenteils gilt das auch für das Deutsche, gleichzeitig findet man aber Ausnahmen wie *Teuro* (< *teuer* + *Euro*), *computent* (< *Computer* + *kompetent*), *familionär*⁴ (< *familiär* + *Millionär*), *Zehnsation* (*zehn* + *Sensation*) usw., wo Adjektive und Substantive oder Zahlwörter und Substantive gekreuzt werden. Jedenfalls kann man festhalten, dass die Ausgangswörter immer zwei eigenständige Lexeme sind und keine Affixe sein dürfen, wodurch sich Wortkreuzungen dann wortbildungsmäßig von den anderen Kunstwörtern unterscheiden (vgl. dazu Ronneberger-Sibold 2005:211).

Es wird nur selten erwähnt, dass Wortkreuzungen aus heimischem und fremdsprachlichen Wortmaterial kombiniert werden können (z.B. bei Schmid 2003:271), so wie bei *Kuh-munity* (< *Kuh* + *Community*), *Star back* (< *Starbucks* + *Back*) usw. Dies zeigt nochmals ganz deutlich, wie praktisch alles kombinierbar ist, was eine 'wohlklingende' Form als Resultat hat, und führt uns zugleich zu einer anderen wichtigen

⁴ Diese Wortkreuzung stammt von Heinrich Heine, hier übernommen aus Freud (1948)

Frage, nämlich warum manche Wortkreuzungen so und nicht anders gebildet sind, warum wir also *Cambozola* (< *Camembert* + *Gorgonzola*) haben und nicht etwa **Gorgombert* usw. Bei den Ausgangswörtern, die graphisch und / oder phonemisch gemeinsame Elemente aufweisen, erübrigt sich eine solche Frage, aber, wie SCHULZ (2004, 301) richtig bemerkt, „[e]ine eindeutige Kreuzungsposition fehlt denjenigen Wortkreuzungen, bei denen kein Ausgangslexem mehr vollständig erkennbar ist (C). Es sind in diesen Fällen also jeweils mehrere Alternativen für die Kreuzung vorstellbar.“ Dann spielen „Wohllaut- und Wohlgeformtheitskriterien und die relative Assoziationsstärke“ die wichtigste Rolle (vgl. Meid 1977:302). Es ist also nicht nur entscheidend, dass die fertige Wortkreuzung phonologische und morphologische Kriterien für ein 'wohlgeformtes' Wort erfüllt, sondern dass die Segmente der Ausgangswörter mit ebendiesen Ausgangswörtern in Verbindung gebracht werden können, bzw. relativ transparent bleiben (vgl. auch Duden 2005:678). Inzwischen ist bekannt, dass die Segmente keine Morpheme und keine Silben der Ausgangswörter darstellen müssen, sondern oft anders gewählt werden, wobei für die schon erwähnte Transparenz die Größe der Segmente nicht ausschlaggebend ist: „Es müssen nicht unbedingt möglichst viele Segmente aus den zu kreuzenden Wörtern erhalten bleiben, sondern die richtigen“ (Ronneberger-Sibold 2005:217). Welche Segmente aber die 'richtigen' sind, müsste noch detailliert untersucht werden. Wir beschränken uns darauf, festzustellen, dass manche Kombinationen eben 'erfolgreicher' sind als die anderen.

Obwohl es sich bei Wortkreuzungen um Wortspiele handelt und sie eine heterogene Gruppe von Bildungen darstellen, sind sie doch nach bestimmten Regeln gebildet. Wie Meid (1977:295) betont, kann man eher von gewissen Schemata, als von ganz festen Regeln sprechen, denn sie müssen genug Raum lassen „für die Variablen des Einzelfalls“. Sehr oft kann man lesen, dass Wortkreuzungen so gebildet werden, indem man den Anfang des Wortes A mit dem Ende des Wortes B verschmilzt. Dazu müssen A und B an mindestens einer Stelle Homophonie oder Assonanz aufweisen. Dies stimmt zwar in den meisten Fällen, aber eben nicht in allen. Bei Wolf (2005:298) finden wir ein interessantes Beispiel für eine Wortkreuzung, bei der das eine Ausgangswort in die Mitte des anderen integriert ist: *REVOLVOLUTION* (< *Revolution* + *Volvo*). Dittgen (1989:157) bringt ein ähnliches Beispiel aus der Saarbrücker Zeitung: *SIM-SAAR-LA-BIM. Magie im Saarland.* (< *Simsalabim* + *Saar/land/*) und in unserem Korpus gibt es auch eine Wortkreuzung, die die genannte Regel nicht befolgt: *DISCOssionsABEND* (< *Diskussionsabend* + *Discoabend*). Bei der schon oft zitierten *Schiege* ist bei den Ausgangswörtern wiederum keine Assonanz vorhanden. Daraus lässt sich schließen, dass die Kreuzung an verschiedenen Stellen vorgenommen werden kann, je nachdem, wo sich die 'geeignete' Stelle befindet. Besteht Assonanz bei den Ausgangswörtern, kann man sie so kreuzen, dass entweder beide Wörter noch vollständig in der Wortkreuzung erhalten und erkennbar sind, z.B. bei *Preisbrecher* (< *Preis* + *Eisbrecher*) oder nur eins wie bei *Zehnsation* (< *zehn* + *Sensation*) oder keines, z.B. bei *Kitler* (< *kitty* + *Hitler*), wobei mit unterschiedlichen Abstufungen zu rechnen ist (vgl. dazu Schulz 2004:295-300). Wortkreuzungen, die aus zwei Ausgangswörtern ohne jegliche gemeinsamen Elemente entstanden sind, gehören ausnahmslos zur dritten Gruppe.

3.2 Inhaltsseite von Wortkreuzungen

Der erste Schritt bei der „Dechiffrierung“ einer Wortkreuzung ist, wie schon erwähnt, die Ausgangswörter richtig zu ermitteln. Die Bedeutung der Wortbildung lässt sich erschließen, indem man sich fragt, wie die beiden Ausgangswörter zusammenhängen und

welche Inhalte durch ihre Kreuzung übermittelt werden. Dies wird sehr oft erst durch die Heranziehung des Kontextes⁵ möglich.

Es wird immer wieder betont, dass die Ausgangswörter semantisch nicht vollkommen unterschiedlich sind: „Most blends come from semantically related etyma that convey some of their meaning into the blend, [...]“ (Cannon 2000:954). Diese Behauptung ist für Ausgangswörter, die ein gemeinsames Morphem aufweisen, einleuchtend wie z.B. für *Überlebensmittel*⁶ (< *überleben* + *Lebensmittel*). Beiden Lexemen ist der Teil *LEBEN* gemeinsam, wodurch die semantische Beziehung zwischen ihnen auch formal zum Ausdruck gebracht wird. Bei Wortkreuzungen wie *Tomoffel* (< *Tomate* + *Kartoffel*), *Moccacino* (< *Mocca* + *Cappucino*), *denglisch* (< *deutsch* + *englisch*) gehören die Ausgangswörter demselben semantischen Feld an (Gemüse, Getränke, Sprachen etc.). Nicht selten findet man aber Wortkreuzungen, zwischen deren Ausgangswörtern keine semantische 'Nähe' festgestellt werden kann, wie bei *Angeboot* (< *Angebot* + *Boot*) oder *Preisbrecher* (< *Preis* + *Eisbrecher*). In solchen Fällen ist es ohne den entsprechenden Kontext kaum möglich, den Inhalt der Wortbildung und die Absicht, die dahinter steht, zu verstehen.

Wichtiger als die Frage nach der semantischen Beziehung zwischen den Ausgangswörtern ist die Bedeutung des neu entstandenen Wortes zu beschreiben.

„Semantically, the meaning of the newly formed blend is not simply equal to the sum of the meanings of the two source words; although it combines some of the semantic features of the two, the resulting meaning is entirely new – as a matter of fact it was exactly the novelty of the experience which has led the English speakers to coin the blend“ (Vachek 1961:22f. zitiert nach Hansen 1963:121).

Das für das Englische Gesagte trifft auch auf das Deutsche zu – neben der ungewöhnlichen Form ist der Inhalt von Wortkreuzungen auch ein wichtiges Motiv, solche Wörter zu bilden.

Nicht selten werden Wortkreuzungen mit Determinativ- und Kopulativkomposita verglichen; als einziger Unterschied wird die Ausdrucksseite genannt:

„Vielmehr ist Kontamination ein Untertyp der Komposition. Wie bei anderen Komposita (...) wird auch bei der Kontamination ein Wort gebildet durch Zusammensetzung von mindestens zwei Wörtern. Die Besonderheit ist die Verschachtelung“ (Donalies 2005:90).

Anders aber als bei der Analyse von Komposita wie *Schreibtisch* → (stark vereinfacht) *ein Tisch zum Schreiben* kann man Wortkreuzungen wie *Preisbrecher* oder *Überlebensmittel* nicht einfach als **Brecher von Preisen* oder *Mittel zum Überleben* paraphrasieren. Außerdem ist die Paraphrase oft sehr lang und enthält eine ganze Geschichte, die durch die Wortkreuzung eben auf den Punkt gebracht wird, vgl. das folgende Beispiel:

⁵ Unter dem Kontext verstehe ich sowohl den umgebenden Text als auch die dazu gehörenden Bilder.

⁶ Ein Beispiel von einem Plakat der *mach's mit*-Kampagne gegen Aids, auf dem Kartoffeln mit übergerollten Kondomen zu sehen sind.



Abbildung 6

(Quelle: http://www.yves-rocher.de/shop_app/app_DE/jms.jsp?shop=GICB&nav=topic&topicId=2391&newsLetterId=beyond&DCMP=BAC-00437_beyond&attribute=yahoo_preisbrecher_728x90&refid=bia)

Dass es sich hier sowohl ausdrucksseitig als auch inhaltsseitig um kein einfaches Kompositum handelt, wird durch den gesamten Kontext deutlich: Durch abweichende Typographie (prEISBRECHER) wird der Bezug zu den Ausgangswörtern (*Preis + Eisbrecher*) gewährleistet und durch die abgebildeten Eiswürfel, die hellblaue Zickzack-Linie auf dunkelblauem Hintergrund, die das zerbrochene Eis darstellt, den rot markierten niedrigen Preis (1,50 €) und das Adjektiv *cool* noch zusätzlich verdeutlicht. Hier haben wir es also mit einem assoziationsreichen Bild zu tun, das sich nicht einfach mit einem Syntagma oder Satz versprachlichen lässt, wie das bei Komposita häufig der Fall ist; vielmehr entzieht sich die Inhaltsseite dieser Wortkreuzung einer präzisen und knappen Beschreibung (vgl. dazu Dittgen 1989:62).

Wortkreuzungen sind, wie bereits erwähnt, okkasionelle Bildungen, die nur in seltenen Fällen lexikalisiert werden, so dass bei einer ganzheitlichen Analyse dieser Wortspiele der Kontext unbedingt herangezogen werden soll. Zwar hängen manche Wortkreuzungen mehr vom Kontext als andere, „es gehört aber zu den Grundeigenschaften aller Wortspiele, Teil einer Textaussage zu sein“, so Heibert (1993:19). Deshalb greifen all die Darstellungen dieses Phänomens, die sich nur auf die formale Beschreibung beschränken, zu kurz. Wortkreuzungen werden absichtlich für einen bestimmten Text gebildet und haben dadurch besondere Funktionen, die beschrieben werden müssen, damit der eigentliche Sinn dieser ungewöhnlichen, wortspielerischen Bildungen erfasst werden kann.

4. Textfunktionen der Wortkreuzungen

Wortkreuzung ist eine besondere Wortbildungsart, die zwar nicht so produktiv wie Komposition, Ableitung oder Kurzwortbildung ist, zugleich aber von den Sprachbenutzern immer häufiger zur Benennung bestimmter Inhalte gewählt wird. Es ist bekannt, dass ein und derselbe Inhalt auf unterschiedliche Art und Weise in Sprache gefasst werden kann, und es stellt sich die Frage, warum im konkreten Fall gerade Wortkreuzung und nicht eine andere Wortbildungsart als Ausdrucksmittel benutzt wird. Ein unmittelbar einleuchtender Grund ist natürlich die Auffälligkeit solcher Bildungen – sie sind nicht 'alltäglich' und lenken dadurch die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf

sich. Das ist die grundlegende Funktion aller Wortspiele, aus der dann die anderen Funktionen abgeleitet werden.

4.1 Funktion der Aufmerksamkeitserregung

Wenn wir einen Text lesen oder hören, achten wir in der Regel vor allem auf den Inhalt des Geschriebenen oder des Gesagten und nicht auf den Ausdruck oder auf die Form, was eine schnelle und effiziente Kommunikation möglich macht. Wortkreuzungen aber spielen eben mit der Ausdrucksseite, wirken dadurch zunächst als Störung und unterbrechen den reibungslosen Kommunikationsprozess. So liest der Rezipient in der Werbung von E-plus das etwas befremdende Wort *Zehnsation*, das sehr stark an das bekannte Wort *Sensation* erinnert, insbesondere wenn man sich seine lautliche Form vergegenwärtigt: [tse:nza'tsɪo:n] gegenüber [zenza'tsɪo:n]. Die Wortkreuzung sieht also bekannt aus, klingt bekannt, und trotzdem ist sie anders und neu. Das ist der Punkt, an dem der Kommunikationsprozess verlangsamt wird (vgl. auch Heibert 1993:151), weil der Rezipient noch einmal oder mehrmals das Wort lesen und auch den Kontext erfassen muss, zuerst um sicher zu stellen, dass es sich um keinen Fehler handelt, und anschließend, um das Wort zu verstehen. Deshalb behauptet Dittgen (1989:19), dass Wortspiele im Unterschied zur Normalform einen 'Mehrwert' besitzen. Sie haben die 'Aufgabe', die Aufmerksamkeit des Rezipienten zu wecken und ihn dazu zu veranlassen, sich näher mit dem Text auseinanderzusetzen. Dies erklärt auch, warum Wortkreuzungen vorwiegend in Texten zu finden sind, deren Erfolg besonders davon abhängt, ob der Rezipient sie überhaupt wahrnimmt und liest.

Aufmerksamkeit kann man natürlich auch mit anderen Mitteln auf sich ziehen, z.B. mit grellen Farben, krassen Bildern usw., aber im Falle von Wortkreuzungen handelt es sich um den kreativen Umgang mit der Sprache selbst. Deshalb weist Heibert (1993:15) darauf hin, dass Wortspiele eine metasprachliche Information enthalten, da sie auf Normen, gegen die verstoßen wird, und Lücken im Sprachsystem aufmerksam machen. Sie 'zielen' daher weniger auf die Sinne als auf den Intellekt des Rezipienten und verlangen von ihm mehr kognitive Leistung als die 'Normalform'. Gleichzeitig präsentiert sich der Produzent solcher Wortspiele als kreativ und geistreich. Dies ist vor allem in der Werbung wichtig, denn man will sich auf jeden Fall von der Konkurrenz durch Originalität und Einzigartigkeit abheben und einprägsame Namen und Slogans schaffen⁷, was den Rezipienten schließlich dazu bewegen soll, aus einer oft unübersichtlichen Masse von Produkten genau das eine zu wählen und zu kaufen. Eine solche Marketingstrategie kann aber auch negative 'Nebenwirkungen' haben, nämlich „dass man sich zwar an den Witz erinnert, aber vom Produkt abgelenkt wird und sich daher nicht mehr erinnert, wofür eigentlich geworben wurde“ (vgl. Stöckl 1997:71-77 übernommen aus Janich 2005:86). Heibert (1993:111) wiederum warnt vor dem Abstumpfungseffekt, der bei den Rezipienten eintreten könnte wegen des 'inflationistischen' Gebrauchs von Wortspielen in der Werbung, aber auch in journalistischen Texten. Dies ist tatsächlich nicht auszuschließen, aber eben der häufige Gebrauch von Wortspielen in den erwähnten Texten zeugt davon, dass der positive Effekt immer noch anhält.

⁷ Das bedeutet nicht, dass Bilder in der Werbung eine untergeordnete Rolle spielen, sie sind neben dem Text oft unentbehrlich, weil dadurch mehrere 'Rezeptionsbereiche' gleichzeitig aktiviert werden.

4.2 Nominationsfunktion

Die grundlegende Funktion der Wortbildung allgemein ist, den Sprachbenutzern Nominationseinheiten zur Verfügung zu stellen. Neue Gedanken, Begriffe, Objekte etc. brauchen Benennungen, damit sie kommunizierbar werden, ohne die Sprache können wir nicht denken; alles muss versprachlicht werden, sonst existiert es für uns nicht. Genau aus diesen Gründen werden auch Wortkreuzungen gebildet. Einerseits sind sie häufig Namen für Individuen⁸, andererseits benennen sie unterschiedliche Begriffe.

Wir betrachten nochmals das Beispiel *Zehnsation* (< *zehn* + *Sensation*). Wenn wir das Wort rezipieren, können wir relativ einfach auf die Ausgangswörter schließen – es handelt sich um eine *Sensation*, die mit der Zahl 10 zu tun hat. Mehr ist ohne den entsprechenden Kontext nicht zu verstehen. Deshalb wird er zur Analyse herangezogen:



Abbildung 7

(Quelle: <http://www.first-handysshop.de/infos/handytarife/e-plus-zehnsation.htm>)

Zu diesem Bild, das die Zahl 10 in den Mittelpunkt stellt, finden wir auf der Internetseite des E-Plus auch den entsprechenden Text:

Die Zehnsation: Immer 10 Ct./Min. in alle Netze! Nur 10 €/Monat Mindestumsatz. Rechne schnell und spar zehnsationell!

(Quelle :http://www.eplus.de/aktionen/0701_zehnsation/zehnsation.html)

Es handelt sich hier also um einen neuen Tarif bei E-plus, bei dem man für nur 10 Cent pro Minute in alle Netze telefonieren kann und der Mindestumsatz im Monat nur 10 € beträgt. Der neue Tarif wird als besonders günstig, ja sensationell günstig gepriesen. Diese Neuheit muss auch irgendwie benannt, in eine einprägsame und originelle Form 'verpackt' werden, um werbewirksam zu sein. Dies geschieht durch die gelungene Wortkreuzung *Zehnsation*, man bringt einen ganzen Bündel von Aussagen mit einem einzigen Wort auf den Punkt (vgl. WOLF 2005:296). Nominationsbildung ist eine der grundlegenden Leistungen der Wortbildung, durch Univerbierung wird es möglich, einen Begriff präzise zu benennen, anstatt ihn mit Paraphrasen unterschiedlicher Art zu beschreiben. Man hätte zwar in unserem Beispiel statt *Zehnsation* auch eine andere Wortbildung als Benennung wählen können, z.B. ein Bindestrich-Kompositum wie *10-Cent-Sensation*, aber Wortkreuzungen leisten in Werbetexten mehr als eine

⁸ Unter Individuen verstehe ich hier nicht nur Lebewesen, sondern alle Objekte der Außenwelt, die einmalig vorkommen.

'alltägliche' Bildung es zu tun vermag: „Assoziationsreiche Texte mobilisieren das Gedächtnis und die Lernfähigkeit des Hörers in stärkerem Maße als die normal-sprachlichen, sie sprechen mehr Bewußtseinsinhalte an und werden als semantisch intensiver empfunden“ (Dittgen 1989:63).

In diesem Zusammenhang soll auch die sprachökonomische Funktion der Wortkreuzungen erwähnt werden. Hansen (1963:135) schreibt, dass Wortkreuzungen auch dazu benutzt werden können, „um blitzartig und in knappster Form einen Tatbestand zu beleuchten, der sonst eine lange Umschreibung erfordert hätte.“ Wir fügen nur hinzu, dass diese Funktion nicht losgelöst von der Kreativität und Witzigkeit solcher Bildungen betrachtet werden sollte. Das wird auch im folgenden Beispiel deutlich - das akw (autonomes kulturzentrum würzburg) lädt mit dem unten abgebildeten Flyer zu einem



Abbildung 8

DISCOssionsABEND ein:

Der restliche Text lautet:

passend zum Thema Studiengebühren

Unser Beitrag: Verbesserung der staatlich bewirkten niedrigen Lebensqualität durch:

- die DJs Lemoche und John Doe auf dem Podium

- halbe Getränkepreise und die Garantie auf ein berauschendes Fest!!!

Typographisch sind Wörter *Disco* und *Abend* besonders hervorgehoben, es ist also auf den ersten Blick klar, dass man zu einem Discoabend eingeladen wird. Erst bei näherer Betrachtung wird es deutlich, dass zwischen die beiden Wörter noch ein kleingeschriebener Wortteil eingeschoben ist: *DISCOssionsABEND* (< *Diskussionsabend* + *Discoabend*). Es handelt sich um eine besonders gelungene Wortbildung; der Rezipient versteht, dass an diesem Abend nicht nur getanzt, sondern auch diskutiert wird und zwar über die Studiengebühren, was uns der Text in der nächsten Zeile verrät (s.o.). Die Wortkreuzung drückt das gleichzeitig ökonomisch und originell aus.

4.3 Stilistische Funktionen

Wortkreuzungen sind von den gängigen Wortbildungsmustern abweichende Bildungen, weswegen sie in der Regel als expressiv bzw. stilistisch „prädisponiert“ (vgl. Fleischer/Michel/Starke 1993:134) gelten. Nur selten gehören sie der neutralen Sprachschicht an wie z.B. *Mechatroniker* (<*Mechaniker* + *Elektroniker*, Berufsbezeichnung). Dazu sind sie hauptsächlich an bestimmte Textsorten gebunden, wie schon in der Einleitung erwähnt. Ihr stilistisches Potential entwickelt sich aber erst in konkreten Texten (vgl. ebd.).

In der stilistischen Fachliteratur werden Wortspiele als rhetorische Figuren aufgefasst. Dass Wortkreuzungen zur bildhaften Darstellung verwendet werden, wurde schon am *Preisbrecher*-Beispiel (Abb. 6) gezeigt. Im folgenden Text ist die Wortkreuzung *Angebboot* (<*Angebot* + *Boot*) zu einer Allegorie ausgeweitet und wird erst dadurch und in Kombination mit dem dazu gehörenden Bild verständlich:



Abbildung 9

Auftraggeber: Das Angeboot taucht immer freitags ausschließlich und exklusiv bei Tchibo auf. Also: Augen auf beim Tchibo Kauf.

Seerohr: Unser Früherkennungssystem. Unverzichtbar, wenn es darum geht, in der ganzen Welt nach Neuem und Besonderem Ausschau zu halten. Seiner Weitsichtigkeit ist es zu verdanken, dass wir Ihnen stets die aktuellsten Produkte und exklusivsten Dienstleistungen anbieten können.

Sichtfenster: Hier nimmt unser Suchteam eventuelle Angebote der Zukunft genauestens unter die Lupe. Und die Auswahlkriterien sind streng- denn ins Angeboot kommen nur die Besten.

Scheinwerfer: Um sich im Meer der Angebote zurechtzufinden und nur die aktuellsten und günstigsten herauszufischen, braucht man klare Sicht. Dabei hilft uns der Suchscheinwerfer. Er sorgt dafür, dass uns Dinge, die wir finden, von allen Seiten beleuchtet werden. Und stellt sie dann, nach eingehender Prüfung, ins rechte Licht.

Preisschraube: Wenn sie sich dreht, gibt es nur noch eine Richtung: nach unten. So kann sich Angeboot auch dauerhaft in absoluter Tiefpreisnähe bewegen.

(Quelle: <http://www.tchibo.de/is-bin/INTERSHOP.enfinity/eCS/Store/de/-/EUR/TdTcBrowseCatalog-Start?CategoryName=angeboot>)

Nicht selten werden mit dem Gebrauch von Wortkreuzungen „witzig-ironische oder satirische Absicht[en]“ verfolgt (Lohde 2006:44). So ist es auch im nächsten Beispiel:

Eiskalter Umgang mit Bären

Man weiß, dass Bayern mit Bären ein Problem hat. Deshalb wurde ein Bärenmanagement-Plan ausgearbeitet. Dass das Verhältnis zwischen staatlichen Institutionen und Bären dennoch eisig bleibt, zeigt sich darin, dass der Plan vom Umweltministerium am gleichen Tag vorgestellt wurde, an dem das Ministerium mitteilte, dass der verblichene und seit Monaten in einer anonymen Kühltruhe tiefgefrorene „Schadbär Bruno“ ausgestopft werden soll. Erneut ein unfreundlicher Akt des bereits durch den Abschuss im Juni 2006 bis auf die Knochen blamierten Ministeriums. Aus der Bärengemeinde war bisher zu diesem neuerlichen Affront aus dem Hause Schnappauf keine Stellungnahme aufzuschnappen. Lediglich von Knut, dem im Bärliner Zoo als Knuddel- und nicht als Schadbär eingestuften Eisbärenkind, hörte man in dieser Woche, er sei verschnupft, die bayerische Bären-Aversion verursache ihm Zahnschmerzen. Es ist bisher unklar, ob weitere Bären planen, über unzugängliche Alpentäler nach Bayern einzureisen. Wenn ja, sei ihnen dringend geraten, aus dem Stammbaum den Namen „Bruno“ zu tilgen sowie vor der Einreise die Jahresvignette „I love Stoibär“ käuflich zu erwerben. Dass dies allerdings gegen den Abschuss, der immer noch als letztes Mittel im Bären-Plan vorgesehen ist, dauerhaft schützt, wollte die Staatsregierung nicht bestätigen. Man wolle, so hieß es, vor

dem Abschießen des echten „Stoibären“ im September keine so weitreichenden Zusagen machen.

(Quelle: <http://www.mainpost.de/mainfranken/strich/art13053,3964360>)

Zu dem ironischen, z.T. auch sarkastischen Ton dieser Glosse über den mehr als fragwürdigen Umgang der bayerischen Regierung mit dem Bären Bruno passen auch die zwei Wortkreuzungen *Bärlicher Zoo* (<Bär + Berliner Zoo) und *Stoibär* (<Stoiber + Bär), die auf witzige Weise das Wort *Bär* mit den ähnlich klingenden Wörtern *Berlin* und *Stoiber* verbinden. Mit der Wortkreuzung *Bärlicher Zoo* bringt man treffend zum Ausdruck, dass Berlin auf jeden Fall 'bärenfreundlicher' als Bayern ist, schließlich ist der Bär das Wahrzeichen der Stadt Berlin und das populärste Bären-Baby Knut ist gerade im Berliner Zoo zur Welt gekommen. Sarkastisch wirkt die Aussage über das „Abschießen des echten 'Stoibären' im September“ – jeder kommt irgendwann an die Reihe zum Abschuss, nicht nur die Bären.

Dittgen (1989:167) schreibt, dass “[d]ie Sprachhandlung, die der Produzent am häufigsten mit den Abweichungen ausführt, [...] die des Bewertens“ ist. Die pejorative Wortkreuzung *denglisch* (<*deutsch* + *englisch*) kommt im folgenden Textausschnitt vor, zusammen mit dem daraus abgeleiteten Verb *denglisieren*:

Kids für Kinder, Love story für Liebesgeschichte, up to date für am laufenden, Happy end für glücklicher Ausgang, Handy für Mobiltelefon, Edinbörg für Edinburgh, Safer sex für Verhütung, Body bag für Damenhandtasche, [...].

Nicht nur der Umstand, daß es so viele angloamerikanische Fremdwörter in unserem heutigen Deutsch gibt (die Schätzungen gehen von 4000 bis 8000), ist beunruhigend (und störend und ärgerlich), sondern auch der Umstand, daß fast jede neue Ware, jede neue Einrichtung, jeder neue Verein, jede neue Erscheinung einen denglischen Ausdruck zugewiesen bekommt, gleich, ob sie aus den Vereinigten Staaten kommen oder nicht.

In fieberhaftem Eifer wird denglisiert, man denkt nicht mehr darüber nach, ob das, was man sagt, auch wirklich englisch ist. Das alte Happy End war genauso Unsinn, auf englisch heißt es nämlich happy ending, wie das neue Safer sex, denn auf wirklich-englisch, wie man heute schon sagen muß, heißt es einfach safe sex. [...]. Man hat jede Art Hemmung verloren, ob richtig oder falsch, Hauptsache denglisch. Eine kleine Verwechslung ist den Werbeleuten auch bei der Schaffung des Warennamens Body bag unterlaufen, denn dieses Wort kennzeichnet keine "Damenhandtasche" wie im Denglischen, sondern findet in den V. St. für die Bezeichnung des "Leichensackes" Verwendung. Es gibt im Englischen genauso wenig ein Handy (mobile phone) wie ein McClean (toilet), einen Funeral master (undertaker) oder gar eine Peace box (coffin).

Diese blinde Entfremdungswut der Deutschen ist nichts Neues, [...].

(Quelle: <http://homepage.univie.ac.at/goetz.fischer/WienerSprachblaetter.htm>)

Denglisch ist ein wertender Ausdruck der Sprachpfleger und -kritiker. Obwohl oft diskutiert wird, ob das *d(e)* in *denglisch* formal ausreichend auf das Ausgangswort *deutsch* hinweist, kann trotzdem behauptet werden, dass diese Wortkreuzung treffend eine 'Sprache' bezeichnet, die weder richtig deutsch noch englisch, sondern eine Mischung ist. Im zitierten Textausschnitt kommen noch weitere wertende Ausdrücke und Formulierungen vor wie z.B. *der Umstand [...] ist... störend und ärgerlich, fiebrhafter Eifer, Unsinn, man hat jede Art Hemmung verloren, blinde Entfremdungswut* usw.

4.4 Textverknüpfende Funktion

Da in diesem Beitrag Wortkreuzungen in Texten untersucht wurden, konnte festgestellt werden, dass sie auch als Teile von Isotopieketten vorkommen und somit eine textverknüpfende Funktion haben können. Wie schon erwähnt, findet man Wortkreuzungen gewöhnlich als Blickfang in Schlagzeilen und Slogans und sie werden im weiteren Text meist durch verschiedene Arten von Paraphrasen wiederaufgenommen, wodurch gleichzeitig auch ihre Bedeutung 'erklärt' wird. Diese Art von Wiederaufnahme eines Wortes durch eine oder mehrere Paraphrasen wird als Expansion bezeichnet (vgl. Wolf 1981:207), vgl. das folgende Beispiel:

Chatiquette

Diese Umgangsformen haben sich mit der Zeit im Internet bewährt:

** Begegne anderen Chattern mit Respekt und Höflichkeit. Dann werden auch sie Dich respektieren und höflich behandeln.*

Wenn Du das erste Mal einen Chat-Raum betrittst, springe nicht gleich ins Geschehen. Schaue lieber erst, was für Leute da sind und welche Stimmung herrscht. [...].

** Du flirtest gerne? Aber vielleicht dein Gegenüber nicht. Wenn sich jemand abweisend verhält, dann lasse ihn / sie in Ruhe, anstatt weiter zu bohren.*

Manchen nervt schon die Frage: „Bist Du m oder w?“

** Jeder hat mal schlechte Laune. Aber lasse diese Gefühle nicht an den anderen Chattern aus! Wenn es Dir schlecht geht, musst Du nicht auch noch den anderen das Leben schwer machen- denn chatten bedeutet schließlich Spaß.*

Wenn Du über Deine Probleme reden willst, lässt sich sicher jemand finden, der Dir in einem ruhigen Chatchannel oder Separeé zuhört. [...].

(Quelle: <http://www.chatten-aber-sicher.de/chatiquette.html>)

Das ist nur ein kurzer Ausschnitt aus dem Artikel zum Thema *Chatiquette* (< *Chat* + *Etiquette*). Die Wortkreuzung steht in der Überschrift und der ganze Text ist als eine Erklärung des Begriffs (was bedeutet *Chatiquette*?) zu verstehen.

Im folgenden Text steht die Wortkreuzung *Kitler* (< *kitten*⁹ + *Hitler*) ausnahmsweise innerhalb des Textes und ist ein Teil der Topikkette *Vergangenheitsbewältigung – deutsche Geschichte – catsthatlooklikehitler.com – der kleine Liebling – in Polen einmarschiert – Katzen mit kleinen quadratischen Schnurrbärten, die hauptsächlich durch Involvierungen* (vgl. ebd. S. 208) aufgrund der Weltkenntnis zustande kommt:

Heises Eisen

Vergangenheitsbewältigung auf british

Der Engländer an sich ist bekannt für seinen unverkrampften Umgang mit der Geschichte, besonders mit der deutschen Geschichte. Sogesehen hält sich die Verwunderung auch in Grenzen, auf eine Webseite mit dem schon fast alles sagenden Titel catsthatlooklikehitler.com zu stoßen. Laut Selbstdarstellung des Betreibers eine Webseite für alle, die jede Nacht schweißgebadet aufwachen, weil sie befürchten, dass der kleine Liebling gerade in Polen einmarschiert.

⁹ Engl. für *Kätzchen*

Fast 1.200 Bilder von sogenannten „Kitlers“ sind zur Bewertung freigegeben – eine Zahl, die einen fast vermuten lässt, dass vielleicht sogar Katzen mit kleinen quadratischen Schnurrbärten gezüchtet werden. Dem Engländer an sich ist alles zuzutrauen...

(Quelle: high potential. Das Karrieremagazin für high potential. Juni / Juli 2007. S. 32)

Unsere Weltkenntnis sagt uns, dass mit dem Begriff *Vergangenheitsbewältigung* vor allem die Auseinandersetzung mit der Nazi-Zeit in Deutschland gemeint ist, was man dann direkt mit dem nächsten Element der Isotopiekette *deutsche Geschichte* verbinden kann. Dazu gehört auch das Wort *Hitler*, eines der Ausgangswörter in der Wortkreuzung, das wiederum mit den Textelementen wie *in Polen einmarschieren* und *kleine quadratische Schnurrbärte* in Beziehung gesetzt werden kann. Im Text geht es um Katzen, die wie Hitler aussehen (catsthatlooklikehitler.com), was seinerseits im Zusammenhang mit dem zweiten Ausgangswort der Wortkreuzung steht (*kitten*), vorausgesetzt, man verfügt über die ausreichenden Kenntnisse der englischen Sprache. An diesem Beispiel zeigt sich deutlich, wie Wortkreuzungen „zu Knotenpunkten für mehrere Isotopieketten“ (Fleischer/Barz 1995:76) werden können, weil jedes der Ausgangswörter als Teil einer eigenen Topikkette vorkommen kann, gleichzeitig aber auch die Wortkreuzung als Ganzes durch verschiedene Ausdrücke wiederaufgenommen werden kann, vgl. das folgende Diagramm:

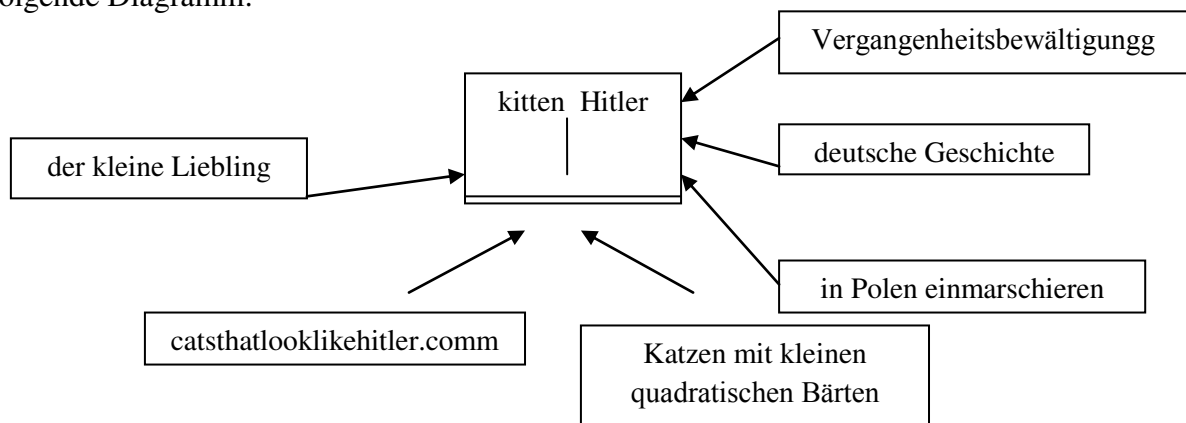


Abbildung 10

Noch ein interessantes Beispiel für die textverknüpfende Funktion von Wortkreuzungen bietet der Strafzettel für Falschparken der Stadt Krefeld, wo das Lexem *fair* geradezu reihenbildend in drei verschiedenen Wortkreuzungen vorkommt:



Abbildung 11

Auf der ersten Seite des Zettels steht auf einem von drei abgebildeten Verkehrsschildern die Wortkreuzung *Fairkehr* geschrieben, was zuerst Befremden hervorruft, nachträglich

aber auch eine relativ schnelle ‘Entzifferung‘ der Ausgangswörter ermöglicht (< *fair* + *Verkehr*). Der restliche Text auf der nächsten Seite des Strafzettels lautet:

Unser FAIR HALTEN ... zählt auch beim Parken

- *Verkehrswidrig abgestellte Fahrzeuge nehmen die Sicht. Kinder müssen sehen können und gesehen werden.*
- *Überschrittene Parkzeit erhöht den Parkplatzsuchverkehr. Suchen lenkt ab und führt zu Kinderunfällen.*

Deshalb FAIR sein. Parken Sie nur, wo es erlaubt ist und vermeiden Sie Parkzeitüberschreitungen.

Es ist unsere FAIR ANTWORTUNG für Kinder.

Eine Initiative von Verkehrswacht, Polizei und der Stadt Krefeld

Die Wortkreuzungen *Fairhalten* (< *fair* + *Verhalten*) und *Fairantwortung* (< *fair* + *Verantwortung*) sind im Text zusammen mit dem Wort *fair* durch Großschreibung besonders hervorgehoben und sind Teile einer Isotopiekette, die durch die sog. Semirekurrenz (vgl. HEINEMANN/ VIEHWEGER 1991, S. 38) zustande kommt.

Nicht immer werden Wortkreuzungen durch den umgebenden Kontext ‘erklärt’, z.B. wenn sie als Markennamen benutzt werden ohne weitere Zusätze, wie im folgenden Beispiel:



Abbildung 12

Star Back ist der Name einer Bäckerei, was durch das Ausgangswort *Back*¹⁰ und die abgebildete Bretzel nahegelegt wird. Das zweite Ausgangswort ist wohl *Starbucks* (*Coffee Company*), der Name der bekannten Café-Kette aus den USA. Die Wortkreuzung verweist also auf einen anderen (Kon-)Text und hat somit die intertextuelle Wirkung, was aber nur denjenigen einleuchtet wird, die Starbucks kennen – alle anderen werden *Star* mit dem Stern verbinden, wodurch aber die Kreativität bei der Namengebung nicht zum Ausdruck kommt.

5. Zusammenfassung

Nicht selten gelten neue Formen der Wortbildung wie Wortkreuzungen zunächst lediglich als Abweichungen von der Norm und finden deshalb wenig Beachtung in Wortbildungslehren. Man kann und soll jedoch solche ‘marginalen’ Erscheinungen in der Wortbildung als Indikatoren möglicher Entwicklungstendenzen verstehen, die uns Aufschluss darüber geben, welche (neuen) Wege Sprachbenutzer finden, Begriffe zu benennen. Die Frage, warum in konkreten Fällen die Neubildungen den gewohnten

¹⁰ Manchmal auch als *Bäck* realisiert.

Wortbildungsmustern vorgezogen werden, kann nur durch eine textlinguistische Analyse ihrer Funktionen beantwortet werden. Eine solche Analyse wurde im vorliegenden Beitrag an unterschiedlichen Texten durchgeführt mit folgenden Ergebnissen:

Dass Wortkreuzungen 'normabweichend' sind, soll nicht als Fehler verstanden werden, da die Abweichung immer absichtlich ist und bestimmte Funktionen im konkreten Text hat. Die Haupt-Textfunktion der Wortkreuzungen, die in jedem Fall festgestellt werden konnte, ist wohl die Aufmerksamkeitserregung durch Originalität und Witzigkeit der Bildungen. Andere Funktionen wie Nominationsfunktion, sprachökonomische, stilistische und textverknüpfende Funktion können als untergeordnet bezeichnet werden und treten in Texten gebündelt mit der Hauptfunktion auf.

Die Tatsache, dass Wortkreuzungen kaum lexikalisiert werden und sehr selten außerhalb eines bestimmten (Kon-)Textes Verwendung finden, spricht nicht gegen sie, denn alles, was gewohnt und repetitiv ist, kann nicht zugleich auch originell, kreativ und geistreich sein. Deshalb ist auch nicht zu erwarten, dass sich Wortkreuzungen zu einem überaus produktiven Wortbildungsmuster entwickeln, es sei denn, sie würden zu ganz anderen Zwecken als ursprünglich produziert und in Texten eingesetzt.

Literaturverzeichnis:

- CANNON, Garland (2000): Blending. In: *Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. Hrsg. v. Geert Booij, Christian Lehmann, Joachim Mugdan in collaboration with Wolfgang Kesselheim, Stavros Skopetas. 1. Halbband. (=HSK Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 17.1). Berlin, New York, S. 952-956.
- DITTGEN, Andrea Maria (1989): *Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungsüberschriften, Werbeschlagzeilen, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titel*. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1160). Frankfurt am Main etc.
- DONALIES, Elke (2005): *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick. 2.*, überarbeitete Auflage. (=Studien zur Deutschen Sprache. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 27). Tübingen.
- DUDEN. *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Bd. 4. (2005). Hrsg. v. der Dudenredaktion. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim etc.
- FLEISCHER, Wolfgang/BARZ, Irmhild (1995): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen.
- FLEISCHER, Wolfgang/MICHEL, Georg/STARKE, Günter (1993): *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Frankfurt am Main u.a.
- FREUD, Sigmund (1948): *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. (Gesammelte Werke, chronologisch geordnet, Bd. VI). London.
- HALWACHS, Dieter W. (1994): Am Anfang war das Wortspiel. In: *Sprache Onomatopöie Rhetorik Namen Idiomatik Grammatik*. Festschrift für Prof. Dr. Karl Sornig zum 66. Geburtstag. (=Grazer Linguistische Monographien, Bd. 11). S. 69-85.

- HANSEN, Klaus (1963): Wortverschmelzungen. In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 11, Heft 2, S. 117-142.
- HEIBERT, Frank (1993): *Das Wortspiel als Stilmittel und seine Übersetzung. Am Beispiel von sieben Übersetzungen des „Ulysses“ von James Joyce.* (=Kodikas, Code, Supplement, Bd. 20). Tübingen.
- HEINEMANN, Wolfgang/VIEHWEGER, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung.* (=Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 115). Tübingen.
- JANICH, Nina (⁴2005): *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch.* Tübingen.
- KÄGE, Otmar (1980): *Motivation. Probleme des persuasiven Sprachgebrauchs, der Metapher und des Wortspiels.* (=Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 304). Lauterberg.
- KRIEG, Ulrike (2005): *Wortbildungsstrategien in der Werbung. Zur Funktion und Struktur von Wortneubildungen in Printanzeigen.* (=Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft, Bd. 18). Hamburg.
- LOHDE, Michael (2006): *Wortbildung des modernen Deutschen. Ein Lehr- und Übungsbuch.* Tübingen.
- MEID, Wolfgang (1977): *Beziehungen zwischen äusserer und innerer Sprachform: verschränkte Zeichen und fusionierte Inhalte.* Sonderabdruck aus dem Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 114. Jahrgang, So. 14. (=Veröffentlichungen der Kommission für Linguistik und Kommunikationsforschung, Heft 6). Wien, S. 294-304.
- METZLER LEXIKON SPRACHE (1993): Hrsg. v. Helmut Glück. Stuttgart, Weimar.
- POETHE, Hannelore (2002): Wort(bildungs)spiele. In: BARZ, Irmhild/FIX, Ulla/LERCHNER, Gotthard (Hrsg.): *Das Wort in Text und Wörterbuch.* (=Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse, Bd. 76, Heft 4). Leipzig, S. 23-40.
- SCHMID, Hans Ulrich (2003): Zölibazis Lustballon. Wortverschmelzungen in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Muttersprache* 3. S. 265- 278.
- SCHULZ, Matthias (2004): *Jein, Fortschrott und Ehrgeizhals.* Wortkreuzungen in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, Bd. 32, Heft 2., S. 286-306.
- RONNEBERGER-SIBOLD, Elke (2005): Zur Definition und Typologie von Wortkreuzungen. Ein Vorschlag auf der Grundlage ihrer relativen Transparenz. In: FENK-OCZLON, Gertraud/WINKLER, Christian (Hrsg.): *Sprache und Natürlichkeit. Gedenkband für Willi Mayerthaler.* Tübingen, S. 205-224.
- WINDISCH, Rudolf (1991): Die Wortverschmelzung – ein ‚abscheußliches Monstrum‘ der französischen und deutschen Wortbildung? In: *Romanistisches Jahrbuch* 42. S. 34-51.
- WOLF, Norbert Richard (1981): Am Beispiel Elias Canettis. Überlegungen zur Textsyntax und zur Texttypologie. In: HOLZNER, Johann/KLEIN, Michael/WIESMÜLLER, Wolfgang (Hrsg.): *Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Österreich. Festschrift für Alfred Doppler zum 60. Geburtstag.* (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd.12). Innsbruck, S. 205-219.

WOLF, Norbert Richard (1996): Wortbildung und Text. In: *Sprachwissenschaft* 21, Heft 3. S. 241-261.

WOLF, Norbert Richard (2005): Über einige Textfunktionen von Wortbildung und Wortbildungen. In: FIX, Ulla/LERCHNER, Gotthard/SCHRÖDER, Marianne/WELLMANN, Hans (Hrsg.): *Zwischen Lexikon und Text. Lexikalische, stilistische und textlinguistische Aspekte.* (=Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. 78, Heft 4). Leipzig, S. 293-304.

Résumé

Křížení slov a jeho textová funkce

V článku je podána jazyková analýza slov vzniklých křížením, jedné z forem slovních hříček. Ačkoli jsou křížená slova považována spíše za odchylky od normy a nejsou většinou lexikalizována, těší se stále větší oblibě nejen v uměleckých textech, ale i v reklamě a žurnalistice. Autorka si vedle způsobů tvorby kontaminovaných tvarů všímá hlavně jejich funkce. Hlavní funkcí křížených slov je vzbudit pozornost: kromě toho ale křížená slova slouží k pojmenování nových jevů, napomáhají vytvářet soudržnost textů a jsou i výrazem jazykové ekonomie.

Summary

Blends and their textual function

This article offers a linguistic analysis of blends, one form of wordplay. Though blends are generally considered to be deviations from the norm and are usually not lexicalized, they are increasingly popular not only in literary texts, but also in advertising and journalism. The author examines not only the process of blending but above all the function of these forms. The main function of blends is to attract attention: in addition, blends serve to name new phenomena or create textual cohesion, and are a manifestation of linguistic economy.

Lese-Räume.

Eine Untersuchung am Beispiel ausgewählter Schulbibliotheken.

Silvia NEUMAYER-EL BAKRI

Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit der Untersuchung ausgewählter Schulbibliotheken an Österreichs Schulen am Beispiel unterschiedlicher Schultypen in Wien und Niederösterreich. Die Lesekompetenz stellt eine Schlüsselkompetenz für erfolgreiche Lebensperspektiven dar und muss das zentrale Interesse aller Lehrpersonen nicht nur im Deutschunterricht sein. Die folgende Darstellung will der Frage nachgehen, in wie weit Schulbibliotheken diese Kompetenz erweitern und verbessern können und am Beispiel dreier Bibliotheken die theoretischen Anforderungen mit dem praktischen Schulalltag vergleichen. Die drei erwähnten Bibliotheken wurden willkürlich ausgewählt und können natürlich keine repräsentativen Aussagen zur Situation von Schulbibliotheken in Wien und Niederösterreich geben, sollen aber einen Einblick in die tägliche Arbeitswelt der SchulbibliothekarInnen und mögliche Anknüpfungspunkte für den Deutschunterricht geben. Für die Forschung wurden mehrere Bibliotheken kontaktiert, besucht und deren BibliothekarInnen befragt. Dies sind zwei Gymnasien in Wien, BG Parhamerplatz XVII., BRG Schopenhauerstraße XVIII., und die Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe Biedermannsdorf in Niederösterreich.

1. Schulbibliotheken

Die Bezeichnung „Schulbibliothek“ tauchte erstmals 1970 in Fachdiskussionen wieder auf, der Begriff fand sich erstmals bei Justus Conrad Mensching (1771), Emil Reininger (1828), Ernst Förstemann (1865) und in der ‚Enzyklopädie des Gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens‘ (1869), seltener wurde auch die Bezeichnung „Schulmediothek“ verwendet (vgl. Hoebbel 2003:5). Schuleinheitliche Büchereieinrichtungen bezeichneten eine Informations-, Arbeits- und Lesestätte für SchülerInnen und LehrerInnen. Unterschieden wird dabei zwischen der internen oder kombinierten Bibliothek, die einer Stadtteil- oder Schulbibliothek entspricht (vgl. Mengel 2003:13). In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde im Rahmen der Bildungsreform die Einrichtung von Schulbibliotheken besonders in Deutschland gefördert, wovon die kleineren Schulen allerdings nicht profitierten. Ende der 80er Jahre ergriffen dann einige Schulen selbst die Initiative und begannen Schulbibliotheken in Eigeninitiative zu errichten (vgl. Hoebbel 2003:8).

Die ältesten pädagogischen Bibliotheken in Österreich gehen auf das Jahr 1849 zurück, die in erster Linie an Mittelschulen gegründet wurden. Damals wurde zwischen Schüler- und Lehrerbibliothek unterschieden, die je nach Publikum unterschiedlich bestückt waren (vgl. Mayrobnig 1980:33f.). Diese Unterschiede gibt es heute mehrheitlich nicht mehr, Ausgliederungen im Rahmen einzelner Fachbereiche sind jedoch möglich.

Bei der Errichtung von Schulbibliotheken sind bestimmte Voraussetzungen notwendig (vgl. Hoebbel 2003:7), die einen uneingeschränkten Arbeitsablauf ermöglichen sollen. Die Bibliothek soll sich in einem zentral gelegenen, eigenständigen Raum im Schulgebäude befinden, der für alle, LehrerInnen wie auch SchülerInnen praktisch und leicht zugänglich sein soll und der es auch im Idealfall möglich macht, die Schulbibliothek zum Zentrum der Schule werden zu lassen. Unerlässlich für die Bibliothek ist eine pädagogische und bibliothekarische Leitung und die ständige Betreuung der Bibliothek durch eine kompetente Lehrperson, die eigens dafür ausgebildet wurde, oder auch durch eineN eigeneN BibliothekarIn. Der Vorteil beim Einsatz von Lehrpersonen in Schulbibliotheken ist der, dass LehrerInnen viele SchülerInnen kennen und somit auf spezielle Bedürfnisse eingehen und diese berücksichtigen können. Eine unbekannte Bibliothekarin müsste sich diese Beziehung zu den SchülerInnen erst aufbauen. Auch eine Isolierung innerhalb der Schulsituation ist vorstellbar, da die Bibliothekarin eine Sonderstellung gegenüber dem Lehrpersonal einnimmt. Andererseits ist die Bibliothekarin ausschließlich für die Bibliothek zuständig und hat damit einen Aufgabenbereich, dem sie sich völlig widmen kann, während die LehrerInnen in vielen Fällen auch unterrichten. In den meisten Fällen wird diese Funktion in den Schulen von DeutschlehrerInnen übernommen, die es besonders zu ihren Aufgaben zählen, Lese- und Literaturkompetenz zu vermitteln. Weitere Kennzeichen einer Schulbibliothek ist der frei zugänglich aufgestellte Medienbestand, der sich am Schulprofil und den angebotenen Schulzweigen orientiert. Unterschiedliche Schultypen setzen unterschiedliche Schwerpunkte in der Ausbildung und variieren somit auch im Medien- und Buchangebot der Bibliothek, was auch im praktischen Teil dieser Arbeit gezeigt werden kann. Der Medienbestand jeder Bibliothek muss entweder durch eine Datenbank (OPAC) oder durch Zettelkataloge erschlossen werden. Der Umgang mit diesen Katalogen wird den SchülerInnen meist im ersten Schuljahr durch Bibliotheksführungen gezeigt. Jede Schulbibliothek sollte über einen oder idealerweise über mehrere Internetanschlüsse und multimediale Lernplätze verfügen. Die SchülerInnen müssen die Möglichkeit haben, selbstständig in den Online-Katalogen zu recherchieren oder im Internet zu besonderen Fragestellungen Informationsmaterial zu suchen. Außerdem sollte es Arbeitsplätze geben, wo sich die SchülerInnen mit CD-Roms auseinandersetzen können, Hausübungen erledigen oder Referate vorbereiten können. Allerdings sollte die Bibliothek nicht nur auf die/den einzelneN SchülerIn Rücksicht nehmen, sondern auch Unterricht, und es muss nicht immer nur Deutschunterricht sein, in den Bibliotheksräumen ermöglichen. Das bedeutet, dass Arbeitsplätze für eine gesamte Klasse vorhanden sein müssen, die entweder durch Konferenztische oder Sitzstufen realisiert werden können. Tägliche Öffnungszeiten ermöglichen den SchülerInnen einen uneingeschränkten Zugang zum Medienbestand und lassen sie nicht vor verschlossenen Türen stehen. Als letzter Punkt muss ein gesicherter Etat für die Schulbibliothek vorhanden sein, der den Neukauf von Medien, etwaige Reparaturarbeiten der Medien oder in der Bibliothek selbst und sonstige Materialien garantieren muss.

Die Schulbibliothek muss neben der Möglichkeit für den Unterricht genutzt werden zu können, ein Ort der Lesefreizeit, der Muße und Ruhe für SchülerInnen und für LehrerInnen sein, der auch die individuellen Leseinteressen unterstützt (vgl. Mengel 2003:14). Auf diese Weise werden die SchülerInnen und LehrerInnen die Bibliothek nicht nur zu Unterrichts- oder Lernzwecken nutzen. Die Arbeit in der Bibliothek unterstützt die Förderung von Selbstständigkeit, Selbsttätigkeit und Eigenverantwortlichkeit der SchülerInnen.

„Die Schulbibliothek ist der schulische Lernort, der in besonderer Weise geeignet ist, die gerade genannten Schlüsselqualifikationen einzuüben. Denn hier werden die Schüler angeleitet, selbstständig Informationen zu suchen, Sachwissen zu erschließen und eigenverantwortlich zu entscheiden, in welchem Maße sie von dem bereitgestellten Informationsangebot Gebrauch machen wollen“ (Mengel 2003:28).

Auch die Medienkompetenz steht im Mittelpunkt der Schulbibliothek. Im Idealfall steht den SchülerInnen in der Schulbibliothek eine Vielzahl unterschiedlicher Medien zur Verfügung, die es den SchülerInnen ermöglicht, sich kompetent mit ihrer Nutzung auseinanderzusetzen (vgl. Cron 2003:35).

Die Schulbibliothek ist als Ort prädestiniert, eine Mittlerfunktion zwischen der Arbeits- und Lernatmosphäre der Schule und der Freizeitbeschäftigung und den Interessen der SchülerInnen zu übernehmen (vgl. Heidtmann 2003:55). Dafür dürfen aber nicht nur Unterrichtsmaterialien, Lehrwerke und Klassenlektüren in der Bibliothek vorhanden sein, sondern es müssen auch Medien präsent sein, mit denen sich die SchülerInnen auch privat in ihrer Freizeit auseinandersetzen. Die Bibliothek muss räumlich so ausgestattet sein, dass es Rückzugsmöglichkeiten und bequeme Kuschecken gibt, die eine gemütliche Atmosphäre schaffen. D.h., dass die Bibliotheken auf die unterschiedlichen Schultypen und Altersstufen der Kinder Rücksicht nehmen und auf ihr Zielpublikum ausgerichtet sein müssen. In einem Gymnasium sollten 10 Bände/Medien pro SchülerIn vorhanden sein auf einer Fläche von 30m² pro 1000 Bänden/Medien, damit kein magazinähnlicher Eindruck entsteht und die Regale nicht zu dominierend erscheinen. Eine Schulbibliothek sollte in die Bereiche Eingangs-, Verbuchungs-, Regal-, Katalog- und Informations-, Veranstaltungs- und Lese- und Arbeitsbereich eingeteilt sein (vgl. Dahm 2003:83f.).

Die Bibliothek kann einerseits von einem speziell dafür ausgebildeten Bibliothekar oder einer Bibliothekarin betreut werden, andererseits sind in den meisten Fällen LehrerInnen dafür zuständig, die zusätzlich zu ihrem Unterrichtsdeputat, die Beaufsichtigung der Schulbibliothek innehaben. Die Betreuung der Schulbibliotheken wird in den meisten Fällen unterschätzt und von LehrerInnen „neben“ ihrer Unterrichtstätigkeit geleistet. Die Aufgaben, die erfüllt werden müssen (vgl. Pflaum 2003:95ff.), sind an erster Stelle die Leitung der Bibliothek. Die Bibliotheksleitung muss Entwicklungskonzepte erstellen, trägt die Verantwortung und Entscheidungen, vertritt die Bibliothek innerhalb der Schule, aber auch nach außen, führt das weitere Personal, das in der Bibliothek beschäftigt ist, und trägt die gesamte Organisation. Ein zentraler Punkt der Bibliotheksarbeit ist der Bestandsaufbau und die Bestandspflege, zu denen die Sichtung des Buch- und Medienangebots, die Auswahl am Markt, die Aussonderung nicht mehr brauchbarer oder veralteter Medien und Bücher, sowie die Reparatur zählen. In einer Schulbibliothek müssen Bücher und Medien nach aktuellen Entwicklungen regelmäßig beschafft und inventarisiert werden. In den meisten Schulen werden LehrerInnen und auch SchülerInnen bei der Buch- und Medienbestellung in Form von aufliegenden Wunschlisten oder -büchern einbezogen. Außerdem müssen vom Bibliothekspersonal Karteien und Statistiken geführt werden. Die Bestandserschließung findet in Form von Systematisierung und Katalogisierung des Medienbestands statt. Auch die technische Buch- und Medienbearbeitung gehört zu den zahlreichen Aufgaben, die sich um das Einbinden, Signieren und Einkleben in erster Linie von Bibliotheksbüchern kümmert. Als weiterer Punkt muss der Ausleihdienst angeführt werden. Das Bibliothekspersonal muss dafür sorgen, dass alle SchülerInnen wie auch LehrerInnen ein Benutzerkonto besitzen und sich entweder in elektronischer Form oder mit dem klassischen

Bibliotheksausweis Bücher und Medien ausborgen können. Alle Benutzer müssen also im System angemeldet werden und die Ausleihe muss in irgendeiner Art und Weise verbucht werden. Bücher, die nach ihrem Gebrauch zurückgebracht werden, müssen wieder ins Bibliothekssystem eingeordnet werden und bereits überfällige Entlehnungen werden in Form von Mahnungen zurückgefordert. Die Bibliotheksangestellten stehen den SchülerInnen für Beratung und Information zur Verfügung. Sie sind bei der Nutzung der Bibliothek und ihrer medialen Ausstattung behilflich, vermitteln Suchstrategien und können auch in technischen Belagen beraten. Schulbibliotheken sollten sich auch im Bereich der Leseförderung engagieren. Sie können Leseförderaktionen vorbereiten und planen, einen Beitrag zur Leseerziehung leisten und als Raum für Buch- und Medienaustellungen dienen. In weiterer Folge sind Bibliotheken in der Lage Unterrichtsvorhaben aller Gegenstände zu begleiten, indem Handapparate aufgebaut, Konzepte zur integrierten Mediennutzung im Unterricht erstellt werden und bibliotheksunterstützter Unterricht organisiert und realisiert wird. Zu weiteren Aufgaben zählen Werbung, sowie Jahresberichte und Fortbildungen, die sowohl zur Weiterbildung für das Bibliothekspersonal als auch vom Bibliothekspersonal für das Lehrpersonal der Schule dienen. Aus der Fülle dieser Aufgaben ist es ersichtlich und sinnvoll, mehrere Fachkräfte zur Betreuung der Schulbibliotheken zur Verfügung zu haben, die unter der Leitung einer Person mit Zusatzqualifikationen die genannten Anforderungen erfüllen können.

Im Idealfall können Schulbibliotheken einen uneinschätzbaren Mehrwert für die Unterrichts- und Ausbildungsqualität der Schule und der SchülerInnen leisten (vgl. Dichanz 2000:26f.). Ein für die Unterrichtsarbeit räumlich und zeitlich nicht eingeschränkter Zugang zu Informationsträgern macht ein ständiges Arbeiten mit dem gewünschten Material möglich. Dabei sind natürlich keine 24-Stunden-Öffnungszeiten gemeint, aber das Bestreben den SchülerInnen einen möglichst freien Zugang zur Bibliothek zu gewähren.

Nicht nur für die Schüler und Schülerinnen, auch für das Lehrpersonal ist die Bibliothek ein Informationstor der Schule nach außen, das mit Hilfe des Internets und aktuellen Informationen, wie etwa einer Vitrine zur neu gewählten Literaturnobelpreisträgerin, den Blick erweitern kann. Für die Selbstständigkeit und das eigenständige Arbeiten der SchülerInnen ist die Schulbibliothek unerlässlich, da dadurch Arbeits- und Lerntechniken erworben werden, die das aktive Lernverhalten der SchülerInnen entwickeln und unterstützen.

Recherchekompetenz als zentrales Lernziel auf dem Weg zur Informationsgewinnung wird durch das Arbeiten in der Bibliothek erlernt und trainiert. Dabei muss zwischen dem Informationstyp, ob eine Sachinformation, eine Definition oder ein Beispiel gesucht wird, zwischen der Informationsmenge und der Anwendung bzw. der Intention des Gesuchten unterschieden werden. Suchstrategien nach Namen, Schlagworten etc. in Katalogen wie auch die Internetrecherche und Handhabung von Suchmaschinen zählen zu unverzichtbaren Kompetenzen der Informationsbeschaffung und müssen richtig beherrscht werden. Mit dem gewonnenen Material umgehen zu können, bedarf der Methode des Vergleichs, die ebenfalls mit den SchülerInnen geübt werden muss. Gefundenes Material muss analysiert und bewertet werden, damit nicht auswahllos und unreflektiert alles von den SchülerInnen verwendet und weitergegeben wird. Als letzter Schritt steht die Informationsanwendung, bei der die SchülerInnen dazu angehalten werden, ihre nun gefundenen und ausgewählten Informationen ansprechend zu präsentieren und den anderen vorzustellen bzw. weiter zu verarbeiten (vgl. Kempfer/Papendieck 2000:31ff.).

In Schulbibliotheken kann ein schülerInnenzentrierter Unterricht stattfinden, weil sie eine Menge von differenzierenden Materialien anbieten und den SchülerInnen Selbstverantwortung für ihre Lernprozesse übertragen. Weiters ist mit Hilfe von Bibliotheken ein offener Unterricht, wie auch projektorientierter Unterricht möglich. Die SchülerInnen werden mit Medien und ihrer Nutzung konfrontiert, die sie im Studien- und Berufsleben benötigen werden. Bei Unterrichtskonzepten in Schulbibliotheken steht ein handlungsorientierter Unterricht im Vordergrund des Interesses, der es den Schülern und Schülerinnen ermöglicht, ihre Lernprozesse selbst zu steuern. Präsentationen von Arbeitsergebnissen können mit technischen und räumlichen Hilfsmitteln der Bibliothek viel besser dargestellt werden als im herkömmlichen Klassenzimmer. Die perfekte Schulbibliothek stellt das Informations- und Kommunikationszentrum der Schule dar.

2. Feldforschung

Drei Bibliotheken an österreichischen Schulen wurden untersucht und nach bestimmten Kriterien analysiert. Zur Veranschaulichung wurden Schulen unterschiedlichen Schultyps herangezogen, um etwaige Unterschiede im Aufbau, der Betreuung und Nutzung und der Initiativen zur Leseförderung aufzuzeigen. Die ausgewählten Bibliotheken wurden besucht und die/der zuständige BibliothekarIn an Hand eines zusammengestellten Fragenkatalogs (siehe Anhang) befragt. Die erste Schule, die besucht wurde, ist eine Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe in Biedermannsdorf/NÖ. Die Schule wurde auf Grund meiner dortigen Tätigkeit als Tschechischlehrerin ausgewählt. Die anderen beiden Schulen sind Gymnasien in Wien im 17. und 18. Bezirk.

2.1 Geschichte der Bibliothek

Das heutige Schulgebäude der HLW Biedermannsdorf entstand aus dem damaligen Kloster Borromäum, das als geistliche Schule mit Internatsbetrieb geführt wurde. Die Gründung der Schul- und Gemeindebibliothek im Jugendstil, die bis zum heutigen Tag im neu entstandenen Schulgebäude integriert sind, fand im Jahre 1989 statt, wo die ehemalige Klosterkapelle zum Kommunikationszentrum im Nazarenerstil umgewandelt wurde.

Die Schulbibliotheken der beiden Gymnasien haben keine historische Bedeutung, wurden allerdings beide im Rahmen eines Schulumbaus in die Veränderungen des Gebäudes miteinbezogen. Die Bibliothek der Gymnasiums im XVIII. Bezirk war ursprünglich ein Abstellraum, in dem die vorhandenen Bücher ausschließlich den Lehrern zugänglich waren und in Schubladen verwahrt wurden. In den 1980er Jahren ging ein engagierter Lehrer mit einem Bauchladen durch die Klassen und bot, den Jahrgängen entsprechend, Lektüre für die SchülerInnen zum Ausleihen an. In weiterer Folge wurde ein handschriftlicher Katalog erstellt, der für die SchülerInnen einsichtig war und anhand dessen sie sich bei einer zuständigen Lehrperson Bücher auswählen, bestellen und somit ausborgen konnten. Der Zentralumbau des Schulgebäudes in den Jahren 1996/97 schuf eine zentral gelegene Schulbibliothek in der Nähe des Eingangsbereichs, die momentan zu einer multimedialen Schulbibliothek erweitert und vergrößert wird.

2.2 Aufbau der Bibliothek

Die Schul- und Gemeindebibliothek in Biedermannsdorf lässt sich in folgende Bereich aufteilen: germanistische Abteilung, Nachschlagewerke, Wörterbücher, Zeitschriften, Geschichte, Rechnungswesen, Englisch, Französisch, Italienisch, Biografien,

Monografien, Neuerscheinungen, die auf einem extra Tisch attraktiv aufbereitet werden, Menschenrechte, COOL, Kunst, Philosophie, Kommunikation, Mathematik, Physik, Belletristik, Musik, Kochen und Servierkunde, Ernährungslehre, Religion, Handwerk, Psychologie und Ratgeber, Gesundheit, Medienteil und ZIS (Zeitung in der Schule), das u.a. für den Schwerpunkt „Mediendesign“ zur Verfügung steht. Des Weiteren finden sich Jugend- und Kinderliteratur, Biologie und Ökologie, Verhaltensforschung, Tourismus, Länder und Städte, Sport, Geografie, DVDs, Hörbücher, CD-Roms und Kassetten.

Die Schulbibliothek des Gymnasiums in Wien 17. entspricht einer Bibliothek mittleren Größe, die ihre Bücher nach Unterstufe und Oberstufe trennt. Zum Bestand der Unterstufe gehören Jugendbücher, Sagen, Märchen, Freizeit, Basteln und Spiele, während die Oberstufe Bücher aus den Bereichen Belletristik, Reclam-Reihe, Erläuterungen zur Textinterpretation, Lexika und Bibliografien enthält. Weiters gibt es einen Zeitschriftenständer und ein Regal für Unterrichtsmaterialien.

Die Bibliothek des Gymnasiums in der Schopenhauerstraße entspricht dem zuvor erwähnten Aufbau. Kategorien sind deutschsprachige, englischsprachige und französischsprachige Literatur, Jugendliteratur, Biografien, Sachbücher und nach den Unterrichtsfächern gestaffelte Bereiche. Die Bibliothek besitzt außerdem einen Zeitschriftenständer, allerdings keine CDs, DVDs, CD-Roms, etc. LehrerInnenspezifische Materialien wie Kopievorlagen und fachdidaktische Zeitschriften wurden ausgelagert und befinden sich in der Nähe des Konferenzzimmers, wo sie für das Lehrpersonal zugänglicher sind. Weiters bietet die Bibliothek einen eigenen Raum für Materialien zum offenen Lernen an.

2.3 Nutzung der Bibliothek

Um sich Bücher oder andere Medien aus der Bibliothek auszuleihen, brauchen die SchülerInnen in Niederösterreich eine Scheckkarte, die mit ihrem Foto und dem Namen versehen ist. Es dürfen bis zu sechs Bücher für drei Wochen ausgeliehen werden, eine Verlängerung ist allerdings jederzeit möglich. Gebührenpflichtig sind lediglich DVDs, die 1,50€ pro Stück kosten. Die Bibliothek wird ebenso für Veranstaltungen der Gemeinde und der Schule zu Repräsentationszwecken genutzt.

Die SchülerInnen des Gymnasiums am Parhamerplatz dürfen max. drei Bücher für drei Wochen ausborgen, Ausnahmen gelten für die Maturaklassen. JedeR SchülerIn besitzt einen Bibliotheksausweis, in den händisch das fällige Datum eingetragen wird. Weiters weist die Bibliothek zwei PC-Plätze auf, kleinere Tischgruppen und Rückzugsmöglichkeiten für die SchülerInnen, wo sie in Ruhe arbeiten, schmökern oder im Internet surfen können.

Auch im XVIII. Bezirk findet die Ausleihe elektronisch statt. Die Bücher werden mit einem Barcode versehen, die SchülerInnen besitzen aber keinen Ausweis, sondern werden mit Hilfe ihres Namens im System wieder gefunden. Lektüre darf für drei Wochen ausgeliehen werden, wobei das Maximum fünf Werke sind. Ausnahmen werden gemacht. Bei zu später Rückgabe der Bücher müssen die SchülerInnen ab dem vierten Tag zehn Cent pro Tag bezahlen. In der Bibliothek befinden sich zur Zeit drei PC-Plätze, die auf sieben ausgeweitet werden sollen. Die Bibliothek wird oft für Unterrichtszwecke und zur Nachmittagsbetreuung der Kinder verwendet. Es befinden sich Sitzstufen, Sitzsäcke und ein großer Konferenztisch in der Bibliothek.

2.4 Betreuung der Bibliothek

Die Schul- und Gemeindebibliothek in der HLW in Biedermansdorf wird von zwei DeutschlehrerInnen und zwei Gemeindebediensteten betreut, die abwechselnd anwesend sind. Die Öffnungszeiten der Schulbibliothek sind Montag bis Freitag von 12.30 bis 15 Uhr.

Die Schulbibliothek am Parhamerplatz wird von zwei Deutschlehrerinnen betreut, die ab und zu von SchülerInnen unterstützt werden. Die Öffnungszeiten sind abhängig von den beiden Lehrerinnen und variieren somit jährlich. Die Ambition der Betreuerinnen ist es, so viel wie möglich zu öffnen, vor allem in den großen Pausen. Insgesamt sind es ca. elf Stunden in der Woche, die von den Lehrerinnen betreut werden. Ab der siebenten und achten Stunde wird die Bibliothek stundenweise von SchülerInnen der siebenten und achten Klasse betreut.

Auch in der Schopenhauerstraße sind zwei DeutschlehrerInnen für die Bibliothek zuständig. Insgesamt ist die Bibliothek in der Woche zwanzig Stunden sowohl nachmittags wie auch vormittags geöffnet.

2.5 Anschaffung von Büchern, CDs, DVDs, etc.

Die Anschaffung der Bücher in der HLW entscheiden in erster Linie die LehrerInnen der Schule. Auch SchülerInnen dürfen bestimmte Wünsche äußern, die auch in begrenztem Maße erfüllt werden. Alle zwei Monate werden ca. zwanzig bis fünfundzwanzig Stück bestellt, in Absprache mit der Gemeindebibliothek, damit die Bücher und Medien nicht doppelt angekauft werden.

Auch in den Schulbibliotheken in Wien werden die Bücher und Medien nach Wunschlisten von LehrerInnen und SchülerInnen eingekauft.

2.6 Initiativen zur Leseförderung

Die niederösterreichische Schule selbst setzt keine Initiativen bei der Leseförderung der SchülerInnen, da es laut Auskunft der Bibliothekarin zeitlich nicht möglich sei. Bei zwei Stunden Deutsch in der Woche sei es fast unmöglich Literatur unterzubringen. Ab dem Schuljahr 2008 sollen autonome Schulstunden der Leseförderung gewidmet werden.

Das Ziel der Betreuerinnen der Bibliothek am Parhamerplatz ist es, die Bibliothek ins Zentrum der Schule zu bringen und um dies zu gewährleisten, werden verschiedene Aktionen gesetzt. Die SchülerInnen gestalten abwechselnd ein „Schaufenster“ im Abstand von einem Monat, in dem einE bestimmteR SchriftstellerIn oder Ähnliches ausgestellt werden kann. Diese Initiative verfolgt zwei Ziele: erstens sollen die SchülerInnen über eineN bestimmteN AutorIn informiert werden, andererseits soll dadurch gezeigt werden, was es in der Bibliothek gibt. Die Bibliothek bietet Einführungen ins Recherchieren und wählt einmal im Jahr eineN LesekönigIn aus der ersten und zweiten Klasse. Dabei werden im Vorfeld von den DeutschlehrerInnen die besten LeserInnen aus den Klassen ausgewählt, die dann in der Bibliothek an dem Wettvorlesen teilnehmen dürfen. Die LehrerInnen bewerten an Hand eines Kriterienkatalogs Aussprache, Lautstärke, Leseflüssigkeit und Deutlichkeit beim Vorlesen. Anschließend findet in der Bibliothek eine Krönungsfeier mit einer Buchgeschenkübergabe statt.

Die SchülerInnen können weiters Hörbücher selbst gestalten, in dem sie sich ein Buch auswählen aus dem sie das erste Kapitel vorlesen und gemeinsam mit einer Lehrkraft aufnehmen dürfen. Damit wird eine Sammlung von Hörbüchern bereitgestellt, die die SchülerInnen für sich selbst und KollegInnen erstellen und sie in der Bibliothek

verewigen sollen. Es wird angedacht, die Hörbücher zu einem bestimmten Anlass in Form einer Präsentation KollegInnen, den LehrerInnen und anderen vorzustellen.

Vor dem Eingang der Bibliothek findet sich ein Regal „Bring & nimm“, wo sich jedeR SchülerIn ein Buch auswählen und mit nach Hause nehmen kann, um dafür ein anderes von sich zu bringen. Diese Tauschbörse dient dazu, den SchülerInnen den Wert eines Buches zu vermitteln und funktioniert laut Lehrpersonal einwandfrei.

Eine extra Vitrine in der Bibliothek weist auf aktuelle Ereignisse hin, zur Zeit wird sie der Nobelpreisträgerin Doris Lessing gewidmet, wo auch die wichtigsten ihrer Werke ausgestellt werden.

Auch in der Schopenhauerstraße wird Leseförderung groß geschrieben. Die Schule bietet zwei Mal pro Woche Leseförderunterricht an, der von der sog. Lesebeauftragten der Schule gehalten wird. Regelmäßig werden Lesenächte (Harry- Potter-Nacht, Vorstadtkrokodile, etc.) organisiert, die den SchülerInnen den Zugang zur Literatur ermöglichen sollen. Ein Krimiprojekt wurde mit Hilfe von Geldern vom österreichischen Bildungsministerium für Lesefördermaßnahmen realisiert.

3. Unterrichtskonzepte in der Bibliothek

Die Schulbibliothek kann nicht nur Lese- und Lernraum einer Schule sein, sondern bietet sich regelrecht für Unterrichtsprojekte oder auch kreative Ansätze zur Unterrichtsgestaltung an. Dass dabei nicht immer der Deutschunterricht im Vordergrund stehen muss, ist klar. An dieser Stelle werden zwei Modelle vorgestellt, die das Einbeziehen der Bibliothek exemplarisch darstellen sollen. Im ersten Beispiel stehen belletristische Texte im Mittelpunkt des Interesses, im zweiten soll den SchülerInnen ein Zugang zu Sachbüchern vermittelt werden und das dritte Unterrichtskonzept bezieht sich auf einen möglichen Umgang mit Gedichten.

3.1 Lesersteckbrief

Ziel dieses Unterrichtskonzeptes ist es, die Lesegewohnheiten und -interessen der MitschülerInnen kennen zu lernen und dabei neue Bücher und Zeitschriften, die in der Bibliothek vorhanden sind, zu entdecken.

JedeR SchülerIn zieht sich in eine ruhige Ecke in der Bibliothek zurück und füllt für sich den Lesersteckbrief (siehe Anhang) aus. Nach ca. zehn Minuten, wenn alle TeilnehmerInnen fertig sind, mischt der/die LehrerIn die Briefe und jedeR SchülerIn zieht einen neuen Lesersteckbrief, der nicht der eigene sein darf. Nun geht es darum, Charaktereigenschaften des noch unentdeckten Gesuchten zu formulieren, ihm oder ihr ein bestimmtes Buch zu empfehlen, was ausführlich begründet werden muss und schließlich die Person zu erraten, die den Lesersteckbrief ursprünglich formuliert hat. Um eine fundierte Buchempfehlung, die auch zu der gesuchten Person passen könnte, abgeben zu können, ist es notwendig, die Regale der Bibliothek zu durchstöbern und die Entscheidung nicht nur auf einen Buchtitel zu reduzieren, sondern auch Inhalt und Aufmachung zu berücksichtigen. Wenn alle SchülerInnen sich für eine Buchempfehlung entschieden haben und vermuten, wer hinter dem Steckbrief steckt, werden die Steckbriefe im Plenum vorgestellt und die empfohlenen Bücher dem/der EmpfängerIn übergeben. Nun haben die SchülerInnen ein paar Minuten Zeit, sich ihren Buchgeschenken zu widmen und entscheiden dann, welchem der drei zutreffenden Stapel, die der/die LehrerIn zuvor mit den Aufschriften „Glückstopf“, „Nein, danke“ und „Ja, gerne“ versehen hat, sie ihr Buch zuordnen wollen. Eine abschließende Reflexion im Plenum

beendet die gemeinsame Unterrichtsstunde in der Bibliothek (vgl. Fritsche/Sulzenbacher 1999:10ff.). Diese Unterrichtskonzeption führt dazu, dass eine Menge neuer Bücher vorgestellt werden und den SchülerInnen im Idealfall ihnen unbekannte Werke präsentiert werden. Wichtig bei diesem Konzept ist, dass die SchülerInnen bei der Auswahl der Empfehlungen sorgfältig und gewissenhaft vorgehen.

3.2 Die Titelredaktion

Diese Unterrichtskonzeption beschäftigt sich mit Sachbüchern und versucht den SchülerInnen einen ersten Zugang und Lesestrategien für diese Textgattung zu vermitteln.

Die Lehrperson wählt zwei unterschiedlich gestaltete Sachbücher, in einem soll der Text in Form von Blöcken mit dazugehörigen Titeln und Überschriften dargestellt sein, in dem anderen soll ein fortlaufender Text präsentiert sein. Die SchülerInnen bekommen nun die Aufgabe zu zweit zwei Sachbücher auszuwählen und sie dann auf dem Boden aufgeschlagen entweder der Gruppe „Fließtext“ oder der Gruppe „strukturierter Text“ zuzuordnen. Danach wird die Zuordnung gemeinsam besprochen und kontrolliert. Mit dem Arbeitsblatt „Titelredaktion“ bearbeitet nun ein Zweierteam eine Doppelseite eines Sachbuches und notiert seine Ergebnisse. Im Plenum wird von den Arbeitsergebnissen berichtet und die Lehrperson versucht weiter zu fragen, um welche Zwischentitel es sich handelt, welche besonders interessant waren, welche die SchülerInnen besonders neugierig gemacht haben. In Folge beginnen die SchülerInnen ihre strukturierten Titel vorzustellen und präsentieren dabei auch ihre ausgewählten Sachbücher.

In der zweiten Phase bekommt jedes Zweierteam eine kopierte Doppelseite aus einem Sachbuch, auf der die Zwischentitel fehlen, aber mit Zahlen versehen sind. Jedes Team muss nun mehrere Varianten von Zwischentiteln entwerfen und auf bunte Kärtchen schreiben. Auf einem riesigen Plakat werden nun alle Varianten aufgeklebt und besprochen, zum Schluss präsentiert die Lehrperson die „richtigen“ Zwischentitel aus dem Sachbuch (vgl. Fritsche/Sulzenbacher 1999:52ff.). Diese Arbeit führt einerseits dazu, unterschiedliche Sachbücher in die Hände zu bekommen und einen Blick darauf zu werfen, andererseits wird konkret an Texten gearbeitet und die SchülerInnen werden kreativ gefördert.

4. Ausblick

Der vorliegende Artikel konnte in den wesentlichsten Punkten Voraussetzungen und Anforderungen an Schulbibliotheken, die Möglichkeiten ihrer Nutzung nicht nur zur Informationsbeschaffung, sondern auch im Unterricht, und die Faktoren bei der Betreuung der Bibliothek anführen und verglich die theoretischen Ergebnisse mit drei praktischen Beispielen unterschiedlichen Schultyps. Dabei wurde festgestellt, dass die vorgestellten Bibliotheken nur teilweise dem Anspruch der idealen Schulbibliothek entsprechen. Jede Bibliothek hat für sich ansprechende Initiativen und engagiert sich im Ausmaß ihrer Möglichkeiten für die SchülerInnen und LehrerInnen, dennoch ist festzuhalten, dass in vielen Bereichen Verbesserungsbedarf besteht. Oft wurde im Gespräch mit den BibliothekarInnen erwähnt, dass Bibliotheksarbeit viel Zeit und Engagement in Anspruch nimmt und die LehrerInnen manchmal damit überlastet sind. Zu geringe Öffnungszeiten, d.h. ein sehr eingeschränkter Zugang zu den Medien, schränken die Nutzung des Angebots für die SchülerInnen und LehrerInnen ein. Die Öffnung von zehn Minuten in der Pause dient vermutlich nur der Buchrückgabe, denn zum

Recherchieren, Schmökern und produktiven Arbeiten bleibt hier keine Zeit. In der Bibliothek in Niederösterreich sind keine Arbeitsplätze vorhanden, die Bibliothek bietet keine Rückzugsmöglichkeiten und auch keine Initiativen zur Leseförderung. Die Anschaffung neuer Medien findet willkürlich statt, alle drei Bibliotheken erwähnen Wunschlisten für LehrerInnen und SchülerInnen, betonen allerdings, dass hier kein Gleichgewicht herrscht, einige LehrerInnen wünschen sich regelmäßig sehr teure Bücher, andere geben nie bestimmte Bestellungen auf. In allen drei Schulen wurde im Gespräch mit der/dem BibliothekarIn die Wichtigkeit der Lesekompetenz erwähnt, die Schwerpunkte im Hinblick der Leseförderung lagen allerdings mit Sicherheit bei den beiden Gymnasien in Wien. Abschließend soll festgehalten werden, dass die Schulbibliothek in allen drei Schulen eine wichtige Rolle spielt und zu einem erfolgreichen Unterricht für LehrerInnen und SchülerInnen, nicht nur im Fach Deutsch, beiträgt. Schulbibliotheken sind aus dem heutigen Schulalltag nicht mehr wegzudenken und müssen in vollem Ausmaß genutzt werden, nicht nur für Unterrichtszwecke, sondern auch um den SchülerInnen so früh wie möglich den eigenständigen Zugang zur Literatur und anderen Medien zu ermöglichen.

Literaturverzeichnis:

- BAMBERGER, Richard (2000): *Erfolgreiche Leseerziehung in Theorie und Praxis: mit besonderer Berücksichtigung des Projekts „Leistungs- und Motivationssteigerung im Lesen und Lernen unter dem Motto Lese- und Lernolympiade*. Wien, S. 194-201.
- CRON, Kurt (2003): Die Schulmediothek im Bildungsnetz der Schule. In: *Beiträge Jugendliteratur und Medien*. 55. Jg., 14. Beiheft/2003, S. 31-46.
- DAHM, Klaus (2003): Der Bibliotheksraum: Gliederung und Einrichtung. In: *Beiträge Jugendliteratur und Medien*. 55 Jg., 14. Beiheft/2003, S. 83-87.
- DICHANZ, Horst (2000): Pädagogische Funktionsbestimmung von Schulmediotheken in der aktuellen Schul- und Unterrichtsreform. In: *Die Schulmediothek im Unterrichtsprozess*. Hrsg. v. Ehem. Deutschen Bibliotheksinstitut. Berlin (=Dbi-Materialien 199), S. 9-29.
- FRITSCHKE, Elfi/SULZENBACHER, Gudrun (1999): *Lese-Rezepte. Neues Lernen in der Bibliothek*. Bozen.
- GERDES, Susanne/SCHWOTZER, Guntram (1994): Phantasievolle „Meisterwerke“. Kreative Leseförderung im Zusammenspiel zwischen Schule und Bibliothek. In: *Praxis Deutsch 127*, S. 27-29.
- HEIDTMANN, Horst (2003): Die Schulbibliothek – ein ‚vergnügendes‘ Zentrum. Neue Ansätze der Leseförderung. In: *Beiträge Jugendliteratur und Medien*. 55 Jg., 14. Beiheft/2003, S. 47-66.
- HOEBBEL, Niels (2003) Einführung: Zum Stand der Schulbibliotheksentwicklung. In: *Beiträge Jugendliteratur und Medien*. 55 Jg., 14. Beiheft/2003, S. 5-12.
- HURRELMANN, Klaus (1997) Jugendliche heute – Jugendliche in der Bibliothek. In: CONRADY, Klaus Otto u.a. (Hrsg.): *Lebenswelten, Medienräume. Jugendliche, Bibliothek und Schule*. Gütersloh, S. 31-42.
- KEMPTER, Irmgard/PAPENDIECK, Andreas (2000): Lernprozesse in der Schulmediothek. In: *Die Schulmediothek im Unterrichtsprozess*. Hrsg. v. Ehem. Deutschen Bibliotheksinstitut. Berlin (=Dbi-Materialien 199), S. 31-40.

- MAYROBNIG, Karl (1980): *Von der Schulbücherei zur Schulbibliothek. Einige Bemerkungen zum österreichischen Schulbibliothekswesen*. Wien.
- MENGEL, Berthold (2003): Die Schulbibliothek als unterrichtlicher Lernort. In: *Beiträge Jugendliteratur und Medien*. 55 Jg., 14. Beiheft/2003, S. 13-30.
- NEUMANN, Helga (1988): *Die bildungspolitische und pädagogische Aufgabe von Schulbibliotheken. Schulpolitische und schulpädagogische Beiträge zur Förderung der Leselerziehung*. Würzburg.
- PFLAUM, Günter (2003): Personalausstattung der Schulbibliothek. In: *Beiträge Jugendliteratur und Medien*. 55 Jg., 14. Beiheft/2003, S. 95-98.

Résumé

Studovny: Výzkum na príkladu vybraných školních knihoven

Príspevek se snaží odpovedieť na otázku, jak odpovídají školní knihovny požadavkům, které by měly splňovat při vzdělávání mládeže. Výzkum prováděný na třech školách v Dolním Rakousku dokládá, že činnost knihoven je třeba v mnoha ohledech optimalizovat: omezená otevírací doba, nedostatečný knižní fond i nevyhovující podmínky pro samostudium jsou často nedostatky, které je nutné pro lepší fungování knihoven odstranit.

Summary

Study rooms: Research using the example of selected school libraries

This article attempts to answer the question of how well school libraries meet the requirements of educating young people. The research was carried out at three schools in Lower Austria, and shows the need to optimize the work of libraries in many respects: opening hours are restricted, stocks of literature are insufficient, and there are unsuitable conditions for individual study. All of these are frequent obstacles to the more effective functioning of libraries, and should be removed.

Anhang

Fragenkatalog:

1. Geschichte der Bibliothek
2. Aufbau, gibt es Schwerpunkte?
3. Nutzung der Bibliothek? Ausleihmodalitäten? Bibliotheksordnung?
4. Wer betreut die Bibliothek?
5. Anschaffung der Bücher, Cds, CD-Roms (etc.)?
6. Öffnungszeiten?
7. Gibt es Initiativen zur Leseförderung?
8. Öffentlicher Zugang?

Lesersteckbrief

1. Meine fünf Lieblingssendungen im Fernsehen
2. Meine fünf Lieblings-Musikstücke oder Lieblingsinterpreten
3. Einige meiner Hobbys oder Interessen
4. Diesen Berufswunsch hatte ich in meiner Kindheit
5. Dieses Kindheitserlebnis werde ich nie vergessen
6. Dieses Buch mochte ich als Kind am liebsten

Titelredaktion

So können Zwischentitel aussehen:

Mit Fragezeichen: Kein Job für eine Frau?

Mit Ausrufezeichen: Rauchen verboten!

Mit Gedankenstrich: Der Aufstieg der Pterosaurier – ein Beispiel von Evolution

Mit Doppelpunkt: Zuchtziel: Farben

Mit Anführungszeichen: „Fließende“ Gesteine

Mit Abkürzung: TV-Star

Eine Alliteration (Stabreim): Hörner und Helme

Eine Redewendung: Auge um Auge, Zahn um Zahn

Ein Aussagesatz: Der Neandertaler konnte selber Feuer machen

Ein Nomen (Hauptwort): Riesendrachen

Ein Adjektiv (Eigenschaftswort): Staubig

Ein Nomen mit Artikel (Begleiter): Die Wikinger

Ein Nomen mit Adjektiv: Stinkende Töpfe

Ein Nomen mit Verb (Tätigkeitswort): Schwein gehabt

Ein Nomen mit Präposition (Verhältniswort): Ohne Gewähr

Ein Nomen mit Pronomen (Fürwort): Nichts Gutes

Ein Partizip (ungebeugte Form des Verbs): Gesattelt

In folgenden Büchern haben wir Zwischentitel untersucht:

(Titel und Verlag notieren)

Diese Beispiele haben wir gefunden:

(Zwischentitel und Satz-/Wortart notieren)

Fotos

Biedermannsdorf



Parhamerplatz, XVII.



Buchbesprechungen

MALESSA, Andreas (2007): *Kleines Lexikon religiöser Irrtümer*. Von Abba bis Zölibat. München: Gütersloh, 159 S., ISBN 978-3-579-06513-7.

Wie allgemein bekannt, gehören zu der Arbeit des Translators, wie natürlich auch zu der des Philologen, Nachschlagewerke verschiedener Art. Von großer Wichtigkeit sind dabei gerade Lexika, die sich auf denjenigen Fachbereich beziehen, welcher in den verschiedenen Gebieten der translatorischen (aber auch translatologischen) Realität verwendet wird, wie etwa auch bei der Übersetzung oder Verdolmetschung historischer, philosophischer oder theologischer Fachtexte, aber auch der Texte aus dem Bereich des Fremdenverkehrs, ganz zu schweigen von der Übersetzung belletristischer Texte. Diese wird jedoch und nicht immer zu Recht, für etwas Peripheres, wenn auch nicht längst Vergessenes gehalten.

In unserem Fall handelt es sich um ein Nachschlagewerk der religiösen Lexik und zwar der religiösen Lexik des Christentums. Es geht also um diejenige Nomenklatur, welche schon selbst ziemlich umfangreich ist und in der Regel in zwei große Gruppen geteilt werden kann, und zwar in die allgemeinchristliche Gruppe, die allen Konfessionen gemeinsam ist (z. B. Lexeme wie *Gott, Teufel, Engel*), aber auch in die zweite Gruppe, u. zwar die der konkret konfessionellen Lexik (, die schon an und für sich lexikalisch unterschiedliche Subgruppen auszeichnet,) (z. B. *der Papst, der Beichtstuhl, die Ikono-stase* usw.).

Die allgemein-christliche Lexik ist für jeden Übersetzer des mitteleuropäischen Sprachraumes ohnehin erforderlich, sowie dann vor allem die römisch-katholische Untergruppe. Denke man nur an die langzeitliche historische Verbundenheit des Katholizismus mit dem böhmisch-mährischen Sprachraum. Das latente Wissen über diese Lexik bleibt jedoch vor allem bei den jüngeren tschechischen Generationen oft aus. Damit ist auch die Erfassung dieser Lexik allein in der tschechischen Ausgangssprache eher ein Desideratum als Realis. Neben zahlreichen Fachwörterbüchern und Fremdwörterbüchern gibt es bis heute nur ein einziges Nachschlagewerk in der tschechischen Sprache, und zwar das Nachschlagewerk ‚*Jak zacházet s náboženskými výrazy*‘ [Über den Umgang mit religiöser Lexik] von J. Simandl, O. Mádr, J. Bartoň und J. Hlavsová¹, welches eher für seinen heuristischen Charakter lobenswert ist als für die an ihm geleistete lexikographische Arbeit².

Nicht besser sieht die Lage auch bei der Übersetzung in der Relation Tschechisch-Deutsch aus. Da es kein spezialisiertes, die Grenzen vereinzelter privater Glossare überschreitendes, deutsch-tschechisches (tschechisch-deutsches) Wörterbuch gibt, muss sich der Translator im Rahmen seiner rezeptiven Phase, d.h. bei der Vorbereitung der dann angewandten Methode auf der Ebene der translatorischen Makro- und Mikrostrategien, auf eigene Glossare verlassen, wie auch auf Parallel- und Hintergrundtexte. Ebenfalls stehen dem sich vorbereitenden Translator eher nur vereinzelte Werke zur

¹ Siehe Simandl, J./Mádr, O./Bartoň, J./Hlavsová, J. 2004.

² Das Material soll sich auf alle frequentierten Religionen beziehen, wobei der größte Teil die römisch-katholische Nomenklatur ausmacht. Wegen der breit angelegten Intenz, sind die erfassten Belege der nicht-katholischen christlichen Denominationen oder nicht-christlicher Kirchen eher illustrativ. Des Weiteren ziehen die Autoren die Existenzformen der tschechischen Sprache nicht in Betracht, und zwar besonders in Bezug auf die Diachronie oder Synchronie, so dass veraltete, aber als solche nicht markierten Belege, neben den gegenwärtig verwendeten zu finden sind usw

Verfügung. Da in den zweisprachigen Lexika, wie etwa das von Hugo Siebenschein (1992) oder Jan Volný (1963), nur die Grundlexik zu finden ist, wie etwa *Priester*, *Kirche* oder *Gott*, sind die thematischen Lexika, wie etwa die thematischen Wörterbücher von Margot Keprtová (1996) mehr von Nutzen. Einige speziell diesem Thema gewidmete Werke sind jedoch meistens entweder zu speziell³ und somit für eine translatorische Tätigkeit außerhalb des engen Spezialgebietes unverwendbar.

Der Translator muss sich dann mit theologischen Fachlexika der Ausgangs- und Zielsprache begnügen, wie auch mit anderen Quellen im Sinne der Hintergrund- und Paralleltexte, wie etwa mit Fremdwörterbüchern, Sach- und Fachwörterbüchern in der Ausgangs-, aber auch in der Zielsprache usw. (vgl. Kautz 2002).

Oberflächlich betrachtet, kann sich als einer dieser Paralleltexte auch das in dieser Rezension zu behandelnde Lexikon Malessas eignen, ein Lexikon der religiösen Irrtümer, welches die Auslegung unbekannter oder strittiger religiöser Lexik zu bieten verspricht, wie z. B. *Hostie*, *Fegfeuer*, *Advent* oder *Zölibat*, samt der aus einer falschen Auslegung folgender „religiöser Irrtümer“.

Andreas Malessas Kleines Wörterbuch religiöser Irrtümer zeigt schon an seinem Umschlag den laienlinguistischen Charakter (s. Antos 1996), wo es Fragen folgender Art zu beantworten verspricht: *Gab es die „Päpstin“ wirklich? Hatte Jesus was mit Maria Magdalena? Ist der Dalai Lama eine Art Gottes? usw.*, d.h. Fragen, die vor allem eher breite Massen beschäftigen als das akademische Publikum.

Nach einer kurzen Einführung des Autors, wo er seine Ziele erwähnt, also die Aufklärung religiöser Irrtümer, folgt dann das lexikalische Material. Die Lexik ist alphabetisch angeordnet, was wohl das einzige Ordnungskriterium gewesen sein mag, denn sie erfasst nicht nur den christlichen, sondern auch unter Umständen den jüdischen oder andersreligiösen Bereich, wie auch Lexeme ganz profaner Art (siehe unten).

Das Lemma ist für die nicht-laienlinguistisch-ausgerichteten Nachschlagewerke unüblich; ist eigentlich auch gar kein Lemma im lexikographischen Sinne des Wortes. Das zu behandelnde Lexem ist immer im Titelsatz beinhaltet, nach welchem dann die Auslegung folgt, wie z. B. *ABERGLAUBE ist auch ein Glaube*⁴ oder *CHUZPE heißt blindes Gottesvertrauen*. Die Auslegung folgt jedoch in demjenigen Geiste, der am Buchumschlag folgendermaßen charakterisiert wird: *Kenntnisreich, niveauvoll, wortgewandt und mit vielen amüsanten Beispielen klärt Andreas Malessa, der „Mann des vitalen Verbalen“ auf*. D.h. oft wird ein ironisch-humorvoller Ton verwendet, der auf die deutschen Realien zielt, vgl. das Stichwort *MICHAEL bedeutet Engel der Deutschen*, als auch auf katholische Realien allgemein, wie z. B. *Was auf der KANZEL gesagt wird, gilt ‚ex cathedra‘. Also verbindlich*. Die „kenntnisreiche und humorvolle“ Auslegungsart Malessas kann aber bei manchen nicht-in-Deutschland-Lebenden oder nicht-römisch-katholischen Lesern nicht verstanden werden, vergleiche z.B. die Passage über die *Kanone* und den Quervergleich mit Marcel-Reich Ranicki, die Passage über den *Blauen Engel* oder das Stichwort zum Phraseologismus über *PFARRERS KINDER und Müllers Vieh*, wo über „wohl- oder mißgeratene“ Priesterkinder in diesen und früheren Zeiten in den DACH-Ländern die Rede ist, wo in demselben Passus nebeneinander *Lucrezia Borgia*, *Erasmus von Rotterdam*, aber auch *Angela Merkel* auftreten. Manche Formulierungen stehen ebenfalls an der Grenze der sog. „politischen Korrektheit“, vgl. die

³ Es ist vor allem das deutsch-tschechische Glossar der Termini der neuapostolischen Kirche von Jiří Vedral aus dem Jahre 2005, wie auch unterschiedliche, meistens an theologischen Fakultäten im Rahmen des Deutschunterrichts entstehende Fachglossare.

⁴ Die Lokation einzelner Lemmata oder hier behandelten Lexeme wird, sofern nicht breitere Textauszüge nicht zitiert werden, nicht näher angegeben.

Passage über *Baptisten*, wo auf S. 28-29 zwischen den Russlandsdeutschen Baptisten und den deutschen Baptisten verglichen wird:

Wenn die „Hiesigen“ nun Kindergärten, Krankenhäuser, Reha-Kliniken und Altenheime betreiben, in der Erwachsenenbildung und in der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen“ aktiv und anerkannt sind, machen sie damit keine Schlagzeilen. Wenn Russlandsdeutsche eine Schule gewaltsam blockieren, weil dort Jungen und Mädchen zusammen schwimmen müssen, gibt es sofort heftige Medienaufmerksamkeit.

Der Nachtrag des Stichworts (S. 29) scheint jedoch den Baptismus allgemein zu verlachen: *Der Gründer der deutschen Baptisten übrigens, Johann Gerhard Oncken, nichteheliches Kind eines friesischen Hotelangestellten und von Beruf Buchhändler, ließ sich 1834 in Hamburg in der Elbe taufen. So gesehen sind die Baptisten die einzige Konfession in Deutschland, die anfänglich nur als Buchhandlung geplant war.* Der erwähnte Vergleich sollte zeigen, dass nicht alle Baptisten, wie es auf S. 27 im Lemma steht *Russlandsdeutsche oder Amerikaner* sind, *aber immer stockkonservativ.* Dies gelingt Malessa in der Erwähnung der für den deutschen Baptismus grundlegenden Daten und historischer Meilensteine und der bereits zitierten Stellen. Die zitierten Sätze können jedoch für den einen oder anderen Leser als irritierend empfunden werden.

Des Weiteren bietet das Wörterbuch sowohl eine Art von etymologischer oder semantischer Auslegung, z. B. bei den Lexemen *Abba*, *Mesner*, *Basilikum*, *Diakonisse*, als auch Versuche um die Erklärung homonymer Fälle, vgl. etwa die Äußerung *mach nicht so ein Bahai!* mit der Auslegung des Begriffes *Bahaismus* im Sinne der religiösen Bewegung. Die Beschäftigung mit der sprachlichen Seite der besagten Lexik ist somit jedoch fast erschöpft, denn meistens verfolgt Malessa die Intenz, über religiöse Irrtümer „an sich“ aufzuklären, was ihm teilweise gelingt, vgl. z. B. die Passage über die *Unfehlbarkeit des Papstes*, teilweise verstrickt er seine Leserschaft noch in weitere Missverständnisse, z. B. beim Stichwort *orthodox*, wo er nur die religiöse Bedeutung des Lexems in Betracht zieht, nicht aber die allgemeine, im Sinne von „streng, rechtgläubig, aber auch stur“, die er jedoch als eine irrtümliche zu korrigieren versucht, oder bei der Passage über das Verbot der *Empfängnisverhütung* für Katholiken, wo er zugibt, dass es teilweise der Fall ist. Oft bezieht sich der Autor dabei auch auf Sachen, die auf den ersten Blick nur entfernt mit Religion zusammenhängen, vgl. z. B. die Passage über *Finanzamt*, die *Reformierbarkeit der Bürokratie* usw., greift nach altbekannten und pauschalisierenden Meinungen, z.B. die über die Passage über die *Scientology Church*, wo eine klare Definition der Begriffe „Kirche“ und „Sekte“ fehlt. Die Absenz der Initiationsriten, wie z. B. die Taufe, bei den Mitgliedern dieser religiösen Gemeinschaft ist auch sachlich diskutabel usw.

Bei einer komplexeren Bewertung der einzelnen Lemmata sticht dann die Diversität bei der Auswahl der Lexik gleich ins Auge. Eine formale Teilung im Sinne der Teilung nach Wortfeldern gibt es nicht (z. B. der *Diakonisse* wird ein Stichwort gewidmet, nicht aber dem *Diakon*, wobei ein über die Aufgaben des Diakonats oder über deutsche Realien informierter Leser vorausgesetzt wird), eine semantische Ordnung der Lexik wird auch nicht vorgenommen, ganz zu schweigen von der Tatsache, dass nicht alle hier behandelten Realien etwas mit Religion zu tun haben. Die methodische Arbeit ist auch uneinheitlich, von einer etymologischen Erklärung bis zur sachlichen Auslegung schwankend, oft aber im leichten Plauderton gegeben, die eigenen nicht belegten Ansichten Malessas beinhaltend, vgl. den Vergleich zwischen *Fußball* und Religion. Obwohl sportliche Events von Religionswissenschaftlern längst als eine Art Ersatzreligion betrachtet werden, ist die Parallele zwischen dem Katholizismus und Fußball in

Bezug auf das liturgische Jahr unserer Meinung nach schon überinterpretiert. Dies betrifft auch die Erwähnung über den Verzehr nicht verbrauchter Kommunion-Brote in protestantischen Pfarrhäusern.

Bei der Lektüre des „Kleinen Lexikons“ tritt dementsprechend die Frage auf, was die Absicht des Werkes war und in welchen Bereich von Fach- oder Nicht-Fachliteratur das Werk einzugliedern sei. Bei einigen Stichworten, wie z. B. *An FRONLEICHNAM wird symbolisch der Leichnam Christi herumgetragen*, zweifelt der Rezensent daran, ob das Werk überhaupt – Seitens des Autors – als ein Nachschlagewerk ernst gemeint wurde und nicht eine Parodie eines Lexikons darstellt.

Im Großen und Ganzen erfüllt jedoch das Nachschlagewerk Malessas die Intenz der sog. Laienlinguistik, so wie sie von dem hier bereits zitierten Gerd Anthos formuliert wurde: Der Begriff: „Laienlinguistik“, „eine Sprach- und Kommunikationsbetrachtung für Laien und häufig genug auch eine, die von Laien betrieben wird.“ (S. 3),

„Die LL kann also als eine weitgehend außer-wissenschaftliche Thematisierung von Sprache und Kommunikation auf dem Weg von einer primär normativ-ästhetisch hin zu einer zweckrational-technologischen Ausrichtung aufgefasst werden.“ (S.3).

„In ihrer Gesamtheit spiegelt diese Literatur vermeintliche oder tatsächliche *Sprach- und Kommunikationsprobleme der Öffentlichkeit* und zwar aus der Perspektive ihrer praxisorientierten Lösungen. ... In laien-linguistischen Angeboten spiegeln sich praxisorientierte gesellschaftliche Bedürfnisse nach *Wissen, Beratung, Qualifikation*, aber auch nach *Unterhaltung* im Bereich von Sprache und Kommunikation wider. (S. 13). Es besteht jedoch die Frage, ob bei so einer großen Absenz an „linguistischem“ Umgang mit dem Material eher nicht die Rede von einer Laintheologie ist, obwohl der Autor, von Beruf Publizist, was man dem leichten und flotten Ton des Stils ansehen kann, studierter Theologe und somit als Experte in seinem Fach gelten könnte.

Natürlich kann in diesem Zusammenhang auch die sog. popularisierende Fachliteratur erwähnt werden, wobei Malessa keine popularisierende Auslegung theologischer Auffassungen bietet, sondern ein Lexikon, also doch ein „linguistisches Werk“.

Die Rezeption des Nachschlagewerkes geht über die engen Grenzen dieses Beitrags hinaus. Trotzdem scheint der Modelleser des Buches eher unklar zu sein. Ein über die religiösen Fragen nicht informierter Leser erfährt zwar durch die Lektüre rudimentäre Informationen über Christus, Maria Magdalena und die Päpstin Johanna, viele nur den Eingeweihten bekannte Realien der römisch-katholischen Welt bleiben ihm jedoch unbekannt. Ein Christ demgegenüber sollte wiederum über all das im Buch angebotene Grundwissen verfügen.

Malessa selbst sieht seinen Leserkreis eher in den Reihen der Formal- (römisch-katholisch)-Gläubigen im deutschen Bereich, vor allem in Bayern (das Buch erscheint in München). Dementsprechend ist es aber fraglich, warum er diese noch um Zusatzinformationen über den Nationalheiligen *Barnabas* von Zypern bereichert oder die Erklärung zum Lexem *Ölgötze* bietet, welche auch für den von dem Autor erwarteten Leserkreis eher unwichtig sind. Trotzdem aber kann es für wahrscheinlich gehalten werden, dass das Nachschlagewerk seinen deutsch-muttersprachlichen laienlinguistisch-interessierten Modelleser findet, der sich über die Ausführungen Malessas amüsiert und in mancherlei Hinsicht über dieses und jenes belehrt wird, die schon zitierten Unausgewogenheiten des Werkes nicht in Betracht ziehend. Setzen wir jedoch einen römisch-katholischen Modelleser voraus, denn die hervorgehobene Position des römisch-katholischen Theologen Malessa zu anderen Kirchen oder Religionen ist, wie bereits angedeutet, mehr als sichtbar.

Kehren wir nun zu dem oben erwähnten tschechischen Translator zurück. Dem sind die Verweise auf deutsch-römisch-katholische Realien und die intern behandelte Auseinandersetzung mit diesen meistens fremd, die Grundinformationen über Jesus, Maria Magdalena oder die Päpstin Johanna kann er auch woanders finden, die eigenen Ansichten von Andreas Malessa sind für ihn durch einen Paralleltext überflüssig. Die Anzahl der Lexeme, die für die oben erwähnte translatorische Tätigkeit geeignet sein können, ist im Wörterbuch sehr gering, isoliert behandelt und nicht einheitlich kommentiert. Das Lexikon eignet sich aus diesen Gründen nicht als ein Parallell- oder Hintergrundtext für die oben erwähnten translatorischen Zwecke für die Sprachrelation Deutsch-Tschechisch.

Dies war jedoch auch nicht der Zweck, den Andreas Malessa seinem Lexikon zuschrieb.

Literaturverzeichnis:

ANTOS, Gerd. (1996): *Laien-Linguistik*. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachberatern und Kommunikationstrainern. Tübingen.

KAUTZ, Ulrich (2002): *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München.

KEPRTOVÁ, Margot (1996): *Německo-český tematický slovník*. Olomouc.

SIEBENSCHNEIN, Hugo (1992): *Česko-Německý slovník*. [Tschechisch-Deutsches Wörterbuch.]. Praha.

SIEBENSCHNEIN, Hugo (1998): *Deutsch-Tschechisches Wörterbuch*. Praha.

ŠIMANDL, Jiří/MÁDR, Oto/BARTOŇ, Josef/HLAVSOVÁ, Jaroslava (2004): *Jak zacházet s náboženskými výrazy*. [Über den Umgang mit religiöser Lexik.]. Praha.

VOLNÝ, Jan (1955): *Německo český slovník*. [Deutsch-Tschechisches Wörterbuch.]. Praha.

VOLNÝ, Jan (1963): *Česko-Německý slovník*. [Tschechisch-Deutsches Wörterbuch.], I. Band A-O, Praha.

VOLNÝ, Jan (1963): *Česko-Německý slovník*, II. Band P-Ž. Praha.

Eva Maria HRDINOVÁ

JAMBOR, Ján (2007): *Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts*. Prešov: Universitätsverlag, 312 S., ISBN 978-80-8068-587-4.

Die Kriminalromane gehören untrennbar zum literarischen Schaffen des Schweizer Schriftstellers und Dramatikers Friedrich Dürrenmatt. Man kann auch sagen, dass sie in seiner literarischen Tätigkeit eine unvertretbare Rolle spielen. Das sich wiederholende Motiv, das durch diese Romane diffundiert und das der Schriftsteller ideenreich entwickelt, ist die unbeschränkte Möglichkeit des Zufalls. Die Möglichkeiten des Zufalls

werden bei Dürrenmatt zum Hauptmittel des innovativen Zugangs zu den klassischen Modellen des Kriminalromans. Diese Problematik des Zufalls entwickelt Ján Jambor in seiner Monographie am Beispiel der zwei ersten Krimiromane Dürrenmatts „Der Richter und sein Henker. Ein Kriminalroman“ und „Der Verdacht. Ein Kriminalroman“. Das Verbindungselement für beide Romane ist die spezifische Figur des (lebens)erfahrenen Kommissars Bärlach von der Kriminalpolizei in Bern.

Die Monographie leistet einen neuen Beitrag zu den wissenschaftlichen Studien, die sich mit den Kriminalromanen von Friedrich Dürrenmatt befassen. Ján Jambor eröffnet die Präsentation seiner wissenschaftlichen Forschung mit der Einleitung in die literaturtheoretische Problematik der epischen Kriminalliteratur. Er weist auf die Tatsache hin, dass in der Literaturwissenschaft der Gegenwart keine terminologische und typologische Einheitlichkeit existiert und als bereichernd kann man seine Feststellung bezeichnen, dass die Unterteilung der Gattung „epische Kriminalliteratur“ nur in dem Fall sinnvoll ist, wenn man die Existenz der Mischformen berücksichtigt. Zu seiner Erwägung gelangt er aufgrund des Studiums der Autoren, wie z.B. Richard Alewyn, Tzvetan Todorov, Elisabeth Schulze-Witzenrat oder Peter Nusser.

Beim Schreiben der Kriminalromane knüpft Dürrenmatt strukturell an zwei Einzelgattungen an, und zwar an die epische Detektivliteratur und an die Spannungsliteratur. Die Geschichte der beiden Einzelgattungen wird in der Monographie nach dem gut durchdachten Schema ausführlicher bearbeitet und das Kapitel leistet eine fest gefügte (abgeschlossene) Übersicht der Problematik. Unvergessen bleibt auch die Erwähnung über den Thriller und seine Hauptzweige.

Obwohl Dürrenmatt sein Interesse an der Kriminalliteratur mit seinem eigenen Schaffen wiederholt bestätigte, mangelt es in der Sekundärliteratur an Versuchen, Dürrenmatts Gründe für das Schreiben von epischer Kriminalliteratur systematisch und ausführlicher darzustellen. Ján Jambor erwähnt in seiner Monographie drei äußere und fünf innere Gründe. Im Zusammenhang mit dem Hauptthema des Buches, mit der Rolle des Zufalls, zeigen sich vor allem die inneren Gründe von zentraler Bedeutung, wobei der Umgang Dürrenmatts mit dem Zufall vor allem mit dem Phänomen des experimentierenden Spiels und mit den Kategorien Wahrheit und Gerechtigkeit untrennbar verbunden ist.

Friedrich Dürrenmatt bereichert seine Kriminalromane um Elemente aus anderen Gattungen und Bereichen der Literatur, die der klassischen epischen Kriminalliteratur nicht eigen sind. Jambor spricht über die so genannte Schwerpunktverlagerung und diese teilt er dann in vier thematische Einheiten. Die Schwerpunktverlagerung auf die psychologische Problematik beweist die Befangenheit Dürrenmatts für die Fragen der menschlichen Identität, für die Manipulierungsmöglichkeiten eines Individuums, oder für die menschliche Seele und ihre Zerbrechlichkeit. Die Schwerpunktverlagerung auf die gesellschaftliche Problematik zeigt das Interesse Dürrenmatts an verschiedenen Problemen der Schweizer Gesellschaft, die er oft satirisch und grotesk schildert. Die Schwerpunktverlagerung auf die philosophische Problematik steht im Mittelpunkt der zwei ausgewählten Bärlach-Romane. Den Kern bilden neben den Fragen nach dem Wesen der Welt, nach dem Sinn der menschlichen Existenz, oder nach den Möglichkeiten der menschlichen Erkenntnis auch die Fragen nach der Rolle des Zufalls in der Welt und im menschlichen Leben. Die Schwerpunktverlagerung auf die ethisch-rechtliche Problematik reflektiert die negativen Erscheinungen der Justiz und Polizei, ihre mögliche Käuflichkeit und Verflechtung mit Politik und Wirtschaft.

Im vierten Kapitel der Monographie führt Jambor methodologische Überlegungen zur Problematik der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen des

Zufalls in den epischen Texten ein. Sukzessiv ordnet er die Begriffsbestimmung des Zufalls, dann kontrastiert er den Zufall mit den älteren Typologisierungsversuchen (z. B. das Konzept von U. Profilitz oder W. Bialiks), um abschließend die eigene Klassifikation des Zufalls im Hinblick auf die Texte Dürrenmatts zu präsentieren.

Der eigentlichen Analyse und Interpretation des Zufalls in zwei ausgewählten Romanen ‚Der Richter und sein Henker‘ und ‚Der Verdacht‘ sind die zwei Hauptkapitel gewidmet. Ján Jambor versucht in seiner Monographie den Zufall in den Bärlach-Romanen mit dem Zufall im dazugehörigen Gattungsmodell detailliert zu vergleichen und auf die gattungskonventionellen und gattungsinnovativen Züge bei der Gestaltung der Zufall-Problematik hinzuweisen.

Im ersten Bärlach-Roman, ‚Der Richter und sein Henker. Ein Kriminalroman‘, der strukturell vom klassischen Detektivroman ausgeht, zeigt sich deutlich Dürrenmatts ausgesprochene Zuneigung zum Phänomen des Zufalls. Man kann auch sagen, dass er sogar die wichtigste Rolle spielt. Der Zufall entscheidet wesentlich das menschliche Leben und das Geschehen in der Welt allgemein. Der Kommissär Bärlach nimmt sich sehr aktiv dem Zufall an, dem er aber urplanmäßig nicht ausgeliefert wird. Dieser Gefahr steuern vor allem die zwei Verbrecher. Die Monographie verfolgt detailliert die Rolle des Zufalls in drei Verbrechergeschichten und an ihren Beispielen soll die Frage der Gerechtigkeit entwickelt werden. Dabei bemüht sich Jambor zu zeigen, welche Züge den konventionellen Zügen der Gattung des Detektivromans entsprechen und welche schon die innovativen Merkmale vorweisen.

Auch im zweiten Bärlach-Roman ‚Der Verdacht. Ein Kriminalroman‘ betrifft die Verwendung des Zufalls die ganze Handlung und spielt keine Nebenrolle. Dürrenmatt versucht im zweiten Roman den Zufall nicht als eine stillschweigend übergangene ideologische Voraussetzung der Gattung zu verhüllen, sondern den Zufall in seinen Wirkungsmöglichkeiten zu enthüllen. Der Zufall wird auf eine besondere Art und Weise von den Figuren des Romans akzentuiert, indem sie ihm die entscheidende Rolle im menschlichen Leben und in der Welt allgemein zuschreiben. Jambor dokumentiert in seiner Monographie, wie weit der Roman strukturell auf den klassischen Spannungsroman zurückgreift. Daneben zeigt er, dass während der erste Teil des Buches die Merkmale des idealtypischen Detektivromans aufweist, im zweiten Teil wesentlich die Züge des idealtypischen Thrillers überwiegen. Auch die aktive Stellung Bärlachs zum Zufall, so typisch für das erste Buch, verwandelt sich im zweiten Roman in eine passive Duldung. Der verletzbare Kommissar ist nicht mehr in der Lage, er ist nur noch dessen Nutznießer. Auch bei der Analyse des zweiten Romans wird die Rolle des Zufalls in drei Verbrechergeschichten thematisiert.

Die vorgelegte Monographie bildet eine umfangreiche und sehr informative Recherche zum Thema. Es handelt sich um einen durchdachten Versuch einer objektiven Darstellung der vielfältigen und der vielschichtigen Problematik. Dem Autor gelang es, in den ausführlichen Analysen die tragbaren Momente des ausgewählten Themas zu erfassen. Sie stellt eine breite Skala interessanter Themen dar, die für viele sehr inspirativ werden können und bietet neue Möglichkeiten für eine weiterführende Diskussion.

Irena ŠEBESTOVÁ

MÜLLER, Wolfgang (2000): *Das Gegenwort-Wörterbuch*. Ein Kontrastivwörterbuch mit Gebrauchshinweisen, 2. Aufl., Berlin/NY: Walter de Gruyter, 580 S., ISBN 3-11-016885-5. (ungebunden)¹

Wolfgang Müllers Wörterbuch (weiter nur M-GW) ist ein synchrones, deskriptives, gedrucktes antonymisches Wörterbuch mit einer glattinitialalphabetischen Makrostrukturform. Seine Hauptteile stellen Außentexte, ein Register antonymischer Wortbildungs- und grammatischer Ausdrucksmittel wie ein Hauptregister dar. Das Ziel des Autors war eine deskriptive Darstellung von binären antonymischen Beziehungen im gegenwärtigen deutschen Wortschatz. Erhöhte Aufmerksamkeit widmete er dem Sexualvokabular, dessen lexikographische Bearbeitung in den Wörterbüchern er für mangelhaft hält, und den Antonymen auf *herein-* (*Herein-*)/*hinein-* (*Hinein*). Die Ambition des Projekts war es, ein sowohl für Muttersprachler (Linguisten und Laien) als auch für Fremdsprachler bestimmtes Nachschlagewerk zu schaffen.

Aus den vom Autor dieser Rezension durchgeführten Berechnungen² ergab sich, dass sich die Anzahl der Wörterbuchartikel im Hauptregister um **16 000** bewegt; das Register antonymischer Wortbildungs- und grammatischer Ausdrucksmittel enthält 659 Wörterbuchartikel, von denen einige auch im Hauptregister inventarisiert sind.

Ein quantitativer Vergleich der Lemmalisten³ von M-GW, A-WG und B-WSA bestätigte Überlegenheit des M-GW im Abdeckungsgrad des Sexualvokabulars. Es ist abzuwägen, ob das Defizit in der lexikographischen Bearbeitung des erwähnten Bereiches notwendigerweise im Rahmen eines allgemeinen (!) antonymischen Wörterbuchs gelöst werden soll, das zur Behebung ähnlicher Mängel primär gar nicht bestimmt ist. In diesem Wörterbuchtyp, in dem Ausgewogenheit der Fachwortschätze anzustreben ist, gilt eine zu starke Berücksichtigung eines Sonderwortschatzes eher als Nachteil.

In der Abdeckung des allgemeinen Wortschatzes liegt M-GW hinter den Konkurrenzprodukten zurück. Auf ein (1,00) in M-GW inventarisiertes Lexem kommen aus dem Set der getesteten Lexeme 1,19 Lexeme in A-WG und 1,20 Lexeme in B-WSA.

Die Qualität der Außentexte erfüllt nicht die Erwartungen eines durchschnittlichen Adressaten. Hinweise zur Benutzung in Form von verschiedenen Schemata wären v.a. für Fremdsprachler oder Benutzer ohne linguistische Ausbildung sicher geeigneter als relativ lange Texte, die viele linguistische Fachausdrücke enthalten und teilweise in einem förmlichen, unpersönlichen Stil verfasst sind. Darüber hinaus stellen diese Texte eine schwer zu akzeptierende Mischung aus sachlichen Informationen und reklameartigen Proklamationen dar. M-GW wäre benutzerfreundlicher, wenn das Verzeichnis verwendeter Abkürzungen und Symbole auf der Innenseite der Buchdeckel platziert wäre.

Die glattinitialalphabetische Makrostruktur ermöglicht schnelles Auffinden der Wörterbuchartikel. Die Inventarisierung der Wortbildungselemente schafft Voraussetzungen für die Dechiffrierung der im Wörterbuch nicht enthaltenen Wortbildungskonstruktionen und macht M-GW in dieser Hinsicht offen.

Die Wörterbuchseite als Ganzes ist relativ übersichtlich. Ihr Aufbau entspricht der binären Konzeption des M-GW. Auf einer Seite sind stets zwei Spalten platziert. Die linke Spalte bildet ein aus einem Ausgangslexem und dessen Antonym bestehendes Lemma, die rechte enthält Informationen zum Ausgangslexem (diasystematische Markie-

¹ Die vorliegende Rezension ist vorwiegend aus der Perspektive der Wörterbuchbenutzer, zum Teil auch aus der lexikographischen Perspektive geschrieben.

² Die Berechnung nach Engelberg/Lemnitzer (2001:168f).

³ Getestet nach Vorschlägen in Engelberg/Lemnitzer (2001:171).

rung, Beispielsatz, Bedeutungsexplikation, enzyklopädische Information etc.). Es wäre m.E. aber sinnvoller, wenn die rechte Spalte eher Informationen zu dem entsprechenden Antonym enthalten würde. Sucht der Wörterbuchbenutzer ein Gegenwort, interessieren ihn wahrscheinlich vielmehr Angaben zum Antonym selbst, und zwar sowohl im Falle der Textproduktion als auch der Textrezeption.

M-GW verfügt über lebende Kolumnentitel, das Daumenregister fehlt aber. Die Schriftgröße und Papierqualität sind akzeptabel, die Schriftschnitte werden konsistent verwendet. Der Text in der rechten Spalte ist jedoch stets in einem einzigen Schriftschnitt gedruckt, sodass v.a. komplexe Wörterbuchartikel verhältnismäßig unübersichtlich sind.

Die Darstellung der antonymischen Beziehungen begleiten in M-GW erhebliche Probleme. Die binäre Konzeption geht Hand in Hand mit Reduktion der Lesarten bei polysemen Lexemen (vgl. z.B. *tief, groß, klein, Glück* u.Ä.); Existenz von manchen antonymischen Wortpaaren wird dem Benutzer verschwiegen – das Printwörterbuch als Medium stößt hier auf seine fest gegebenen Grenzen, wenn es bei Beibehaltung der in M-GW praktizierten graphischen Darstellung keine (relativ) erschöpfende Inventarisierung von sämtlichen potenziellen Antonymen ermöglicht. Das Register müsste unerträglich anwachsen, wenn M-GW Antonyme in einem den Konkurrenzprodukten entsprechenden Ausmaß inventarisieren und dabei den Grundsatz (mindestens, oft mehr als) eine ganze Zeile einer Wörterbuchseite pro Gegenwortpaar einhalten sollte. Dies hat in M-GW solche Simplifizierung zur Folge, die kaum als vorteilhaft für die Benutzer interpretiert werden kann.

Im Zusammenhang mit dem Informationsangebot der Mikrostruktur sollten folgende Bereiche einer kritischen Revision unterzogen werden: (a) diasystematische Angaben: In M-GW fehlen sie in manchen Fällen. *Azubi* sollte mit dem Marker „umg.“ (vgl. DUW) versehen werden, *Strichmädchen* mit „salopp“ (vgl. ebenda) usw. Einige Angaben sind unpräzise – vgl. z.B. *Hetero/Hetera* "Jarg." (genauer: "Jarg. der Homosexuellen"⁴). (b) Bedeutungserklärung: Bei Wortschatzeinheiten, deren Bedeutung die meisten Benutzer wahrscheinlich nicht kennen werden (*Subitanei, Lag, Stufenheck*) bleibt sie aus, bei geläufigen, vielfach sogar international (!) verständlichen Lexemen fehlt sie nicht (vgl. z.B. *Penis*). Darüber hinaus erfüllt die Bedeutungserklärung nicht bei allen Lexemen ihre Funktion:

Lemma/Teillemma 'Sau' ist ein Lemma. (M-GW 337)

(c) Verwendungsbeispiele: Beispielsyntagmata (bzw. -sätze) sind nicht selten überflüssig:

Sportler/Sportlerin alle Sportler und Sportlerinnen. (M-GW 471).

M-GW weist leichte wie schwere Mängel auf. Diese betreffen v.a. (a) die Abdeckung des Wortschatzes (b) das Angebot der Antonyme bei Polysemen und (c) die Qualität der Informationen in der Mikrostruktur. Andererseits inventarisiert M-GW Wortbildungselemente, infolgedessen das Wörterbuch offen ist. Wird jedoch sein Preis in Betracht gezogen, kann festgehalten werden, dass es auch bessere Investitionen gibt.

⁴ Vgl. z.B. <http://cs.wiktionary.org/wiki/heter%C3%A1k> [1.6.2008]

Literaturverzeichnis:

- (A-WG) = AGRICOLA, Christiane/AGRICOLA, Erhard (1992): *Wörter und Gegenwörter*. Wörterbuch der sprachlichen Gegensätze. Bd. 23. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- (B-WSA) = BULITTA, Erich/BULITTA, Hildegard (1990): *Wörterbuch der Synonyme und Antonyme*. Frankfurt/Main.
- (DUW) = Duden – Deutsches Universalwörterbuch. 4. Aufl. (2001), Mannheim 2001. [CD-ROM - Version 3.0.]
- (M-GW) = MÜLLER, Wolfgang (2000): *Das Gegenwort-Wörterbuch*. Ein Kontrastivwörterbuch mit Gebrauchshinweisen. Berlin, New York.

ČERMÁK, František et al. (Hrsg.) (1995): *Manuál lexikografie*. Praha.

ENGELBERG, Stefan/LEMNITZER Lothar (2001): *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen.

<http://www.amazon.de/> [20.5.2008]

<http://cs.wiktionary.org/wiki/heter%C3%A1k> [1.6.2008]

Martin ŠEMELÍK

Autorenverzeichnis

André BOCHYNSKI
Universität Erfurt
Philosophische Fakultät
Germanistische Sprachwissenschaft
Nordhäuser Str. 63
D-99089 Erfurt
E-Mail: andre.bochynski@stud.uni-erfurt.de

Mgr. Eva HOFRIČTEROVÁ, Ph.D.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-70103 Ostrava
E-Mail: Eva.Hofrichterova@osu.cz

Mgr. Martina IMIDER
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-70103 Ostrava
E-Mail: Martina.Imider@osu.cz

Prof. PhDr. Zdeněk MASARÍK, DrSc.
Masarykova univerzita v Brně
Filozofická fakulta
Ústav germanistiky, nordistiky a nederlandistiky
Gorkého 7
CZ-60200 Brno

Mag. Silvia NEUMAYER EL-BAKRI
Al Azhar International Schools
Weisselg. 28
A-1210 Wien
E-Mail: leylaat@yahoo.de

Tino SCHADE
Universität Erfurt
Philosophische Fakultät
Germanistische Sprachwissenschaft
Nordhäuser Str. 63
D-99089 Erfurt
E-Mail: tino.schade@stud.uni-erfurt.de

Prof. Dr. Angelika FEINE
Universität Erfurt
Philosophische Fakultät
Germanistische Sprachwissenschaft
Nordhäuser Str. 63
D-99089 Erfurt
E-Mail: angelika.feine@uni-erfurt.de

Mgr. Eva Maria HRDINOVÁ, Ph.D.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-70103 Ostrava
E-Mail: Eva.Hrdinova@osu.cz

Robin LUKAS
Universität Erfurt
Philosophische Fakultät
Germanistische Sprachwissenschaft
Nordhäuser Str. 63
D-99089 Erfurt
E-Mail: robin.lukas@stud.uni-erfurt.de

Mgr. Martin MOSTÝN
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-70103 Ostrava
E-Mail: Martin.Mostyn@seznam.cz

PhDr. Gabriela RYKALOVÁ, Ph.D.
Filozoficko-přírodovědecká fakulta
Slezská univerzita v Opavě
Masarykova 37
CZ-746 01 Opava
E-Mail: gabriela.rykalova@fpf.slu.cz

Mgr. Irena ŠEBESTOVÁ, CSc.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-70103 Ostrava
E-Mail: Irena.Sebestova@osu.cz

Mgr. Martin ŠEMELÍK
Karlova univerzita v Praze
Filozofická fakulta
Ústav germánských studií
Nám. Jana Palacha 2
CZ-11638 Praha 1
E-Mail: semelik9@centrum.cz

Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka VAŇKOVÁ, Dr.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-70103 Ostrava
E-Mail: Lenka.Vankova@osu.cz

Mag. Selma WEHRL
Roßstr. 148
D-47798 Krefeld
E-Mail: selma.wehrl@googlemail.com

Em. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard WOLF
Institut für deutsche Philologie
Universität Würzburg
Am Hubland
D-97074 Würzburg
E-Mail: nrwolf@t-online.de

STUDIA GERMANISTICA 3

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta jako sborník OU číslo 243/2008.

Adresa redakce: Katedra germanistiky FF OU v Ostravě, Reální 5
CZ-70103 Ostrava

Objednávka v ČR: Prodejna skript OU, Mlýnská 5
CZ-70103 Ostrava
e-mail: prodejna.skript@osu.cz

Vědečtí redaktoři: Prof. Dr. Mechthild Habermann
Prof. Dr. hab. Marek Haľub
Prof. PhDr. Jiří Munzar, CSc.
Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Em. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf
Doc. PhDr. Pavla Zajícová, Ph.D.

Výkonná redakce: Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Em. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf

Technický redaktor: Mgr. Martin Mostýn

Obálka: Mgr. Tomáš Rucki

Náklad: 100 ks

Rozsah: 174 stran

Vydání: první, 2008

Tisk: Repronis Ostrava

Místo vydání: Ostrava

Od roku 2009 vychází Studia germanistica dvakrát ročně.

Pokyny k formátování: <http://ff.osu.cz/kge/>

ISBN 978-80-7368-631-4

ISSN 1803-408X